

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 1/2013 (26. Jahrgang)

Zum Tode von Charlotte Heinritz

Nachruf der Sektion Biographieforschung in der DGS

Charlotte Heinritz (†) und Alexander Röhler

Bedeutung und Auswirkungen von Kunstangeboten im Curriculum
von pädagogischen Studiengängen

Franka Maubach

Freie Erinnerung und mitlaufende Quellenkritik. Zur Ambivalenz
der Interviewmethoden in der westdeutschen Oral History um 1980

Johannes Bottländer

Der Sechs-Monate-Einstieg des jugendlichen Rechtsextremisten Jörg Fischer

Paula Bleckmann und Irmela Fenner

Biographische Längsschnittinterviews zu Bewältigung bei Computerspielsucht

Andreas Schmoller

Ich-Narration und Mikrogedächtnis

Méri Frotscher

Autobiographische Erzählung eines Rückwanderers aus Brasilien

Projektbericht, Literaturbesprechung, Konferenzbericht



Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1/2013 (26. Jahrgang)

Zum Tode von Charlotte Heinritz	3
Nachruf der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie	4
<i>Charlotte Heinritz (†) und Alexander Röhler</i> Bedeutung und Auswirkungen von Kunstangeboten im Curriculum von pädagogischen Studiengängen	6
<i>Franka Maubach</i> Freie Erinnerung und mitlaufende Quellenkritik. Zur Ambivalenz der Interviewmethoden in der westdeutschen Oral History um 1980	
<i>Johannes Bottländer</i> Der Sechs-Monate-Einstieg des jugendlichen Rechtsextremisten Jörg Fischer. Zur orientierungsmusterbezogenen Sichtweise biographischer Verlaufsformen	53
<i>Paula Bleckmann und Irmela Fenner</i> Verankerung und Vertreibung in realen und virtuellen Welten. Biographische Längsschnittinterviews zu Bewältigung bei Computerspielsucht	77
<i>Andreas Schmoller</i> Ich-Narration und Mikrogedächtnis. Die Lebenserzählung eines in Österreich verbliebenen polnischen KZ-Häftlings	110
<i>Méri Frotscher</i> „Als Nationalsozialist tat ich jederzeit unter schwersten persönlichen Opfern meine Pflicht.“ Autobiographische Erzählung eines Rückwanderers aus Brasilien im institutionellen Kontext	129

Projektbericht

Ralf Meindl

Kommentierte Edition ausgewählter Zeitzeugenberichte zur Kultur
und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa144

Literaturbesprechung

Hans Joachim Schröder: Alles Liebe & Heil Hitler.

Wie falsche Hoffnungen entstehen. Eine Familiengeschichte

(*Lu Seegers*)155

Konferenzbericht

Workshop über biographisches Material zum schlesischen Kulturleben

vor und nach 1945 (*Ulrich Schmilewski*)157

Autorinnen und Autoren dieses Heftes160

Zum Tode von Charlotte Heinritz

Am 10. Juli 2013 starb unsere Kollegin und Freundin Charlotte Heinritz. Sie gehörte zu den Gründungsherausgebern dieser Zeitschrift und war von Beginn an Redaktionsmitglied. Mehr als 25 Jahre haben wir den Enthusiasmus des Aufbruchs, aber auch die Mühen der Ebene sowie in der zunehmenden Professionalisierung der Biographieforschung weiterhin die Überzeugung geteilt, dass eine fächerübergreifende Zeitschrift zur Biographie- und Lebensverlaufsforschung sowie zur Oral History im deutschsprachigen Raum notwendig sei. Denn: „Eine Biographie zu haben, ist nicht länger ein bürgerliches Privileg (...) In den letzten Jahrzehnten ist ein Individualisierungs- und Biographisierungsschub zu beobachten, der nicht einfach als Parallelprozess zur Modernisierung der Gesellschaft zu begreifen ist, sondern entscheidend gefördert wurde durch die Erfahrungs- und Kontinuitätsbrüche im Zuge der Auf- und Zusammenbrüche des 20. Jahrhunderts. Diese Begegnung mit der Geschichte mutet jedem einzelnen die Verarbeitung einer Erfahrung zu, für die traditionelle Muster nicht ausreichen.“ (BIOS 1/1988: 3, Editorial der Gründungsausgabe)

BIOS wurde 1988 gegründet, als diese Forschungsrichtungen um ihre Anerkennung kämpfen mussten und junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die in der qualitativen Forschung arbeiteten, ein Forum brauchten. Deshalb haben Charlotte Heinritz und die Redaktion dafür gesorgt, dass die Zahl der methodologischen Artikel, die Projektberichte und vergleichenden Artikel hoch ist und dass BIOS von Anfang an als fächerübergreifendes und international vergleichendes Projekt angegangen wurde – beides war Charlotte Heinritz ein besonderes Anliegen.

Sie hat in unserer Redaktion die Pädagogik vertreten, zeitweilig auch die Sozialwissenschaften. Sie ist dieser Verantwortung mit großer Umsicht und Verlässlichkeit sowie mit gewinnender Zugewandtheit nachgekommen. Auch hatte sie immer einen „Blick fürs Ganze“ dieser Zeitschrift. Die Redaktionssitzungen wurden durch sie, dank ihrer offenen und humorvollen Art, nicht nur zu arbeitsintensiven, sondern zu äußerst angenehmen Treffen in freundschaftlicher Atmosphäre.

Wir trauern um sie und möchten uns von ihr nicht nur mit dieser Erklärung verabschieden, sondern auch mit dem folgenden Abdruck des Nachrufs der Sektion Biographieforschung der Deutschen Gesellschaft für Pädagogik, „ihrer“ Sektion, und mit einem Artikel über ein von ihr verantwortetes Projekt, für den ihr Kollege Alexander Röhler dankenswerter Weise ein gemeinsames Vortragsmanuskript bearbeitet hat. Der Text gibt gleichzeitig einen Einblick in die Arbeit von Charlotte Heinritz an der Alanus Hochschule, wo sie als Professorin am Fachbereich Bildungswissenschaft den Bereich der qualitativen empirischen Sozialforschung aufgebaut und vertreten hat.

Johannes Huinink, Almut Leh und Alexander von Plato

Nachruf der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Für die Sektion Biographieforschung ist der Tod von Charlotte Heinritz, die am 10. Juli 2013 nach schwerer Krankheit starb, ein sehr schmerzhafter Verlust.

Ihr Name ist für viele von uns erst einmal untrennbar mit BIOS verbunden, der interdisziplinären „Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen“, die eine zentrale Bedeutung für die Entwicklung und Konsolidierung der Biographieforschung in Deutschland hatte, wichtige Debatten angestoßen und auch immer dazu beigetragen hat, den Blick auf Entwicklungen der Biographieforschung und Oral History in anderen Ländern zu lenken. Dass disziplinäre Abgrenzungen und *claims* in der neueren Biographieforschung eine so geringe Rolle gespielt haben, hat wesentlich damit zu tun, dass hier ein zwangloser Austausch von Vertreterinnen und Vertretern der Soziologie, der Erziehungswissenschaften, der Geschichtswissenschaft, der europäischen Ethnologie, der Psychologie und anderer Disziplinen ermöglicht worden ist. Charlotte Heinritz war Mitgründerin, Redakteurin und Mitherausgeberin und hat wesentlich die Geschichte und Gestalt von BIOS geprägt. Für uns war sie die primäre Ansprechpartnerin; die Zusammenarbeit war stets vertrauensvoll und unkompliziert. Sie war spontan, herzlich, völlig unprätentiös und ließ uns immer wieder spüren, wie sehr sie sich einer gemeinsamen Sache verpflichtet fühlte.

Charlotte Heinritz hatte nach einem erziehungswissenschaftlichen Studium in Marburg, das sie mit dem Diplom abschloss, in Siegen promoviert. Nach einer längeren Lehrtätigkeit am FB Erziehungswissenschaft der Universität Siegen und an der Fakultät für Medizin (Institut für Pflegewissenschaft) der Universität Witten-Herdecke wurde sie Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt qualitative empirische Sozialforschung an der Alanus-Hochschule für Kunst und Gesellschaft. In den Gesprächen, in denen es um ihre Erfahrungen in der Arbeit mit Studierenden an dieser – anthroposophisch geprägten – Hochschule ging, war viel von ihrem Engagement und ihrer Begeisterung darüber spürbar, mit innovativen und anspruchsvollen Lehrforschungsprojekten zu experimentieren und auch darüber einen Beitrag zu einer forschungsfundierten, selbstreflexiven Professionalisierung (z.B. von Lehramtsstudierenden) leisten zu können. Über ein solches – international angelegtes – Lehrforschungsprojekt zum Zusammenhang von Kunst und Biographie in Deutschland und Brasilien berichtete sie z.B. auf der Jahrestagung der Sektion Biographieforschung im Jahr 2010 in Nürnberg. Angesichts der Bedeutung, die Prozessen forschenden Lernens in der Biographieforschung und der rekonstruktiven Sozialforschung überhaupt beigemessen ist, ist es traurig, dass das Gespräch mit Charlotte Heinritz über ihre wertvollen Erfahrungen so früh abgerissen ist.

Ihr besonderes Interesse, das insbesondere während ihrer Arbeit an der Alanus-Hochschule deutlich wurde, galt biographischen Prozessen der Kreativitätsentwicklung in der Auseinandersetzung mit Kunst und Musik. Dabei richtete sich ihr Fokus

sowohl auf die Kreativitätsentwicklung von Kindern als auch Studierenden (und den Beitrag, den durchdachte Studiengänge und besondere Studienmilieus dazu leisten können); die Alanus-Hochschule stellte für die Entfaltung dieser Forschungslinie offenbar ein besonderes Anregungsmilieu dar. In den sorgfältig recherchierten Arbeiten, mit denen sie über einen längeren Zeitraum den biographieanalytischen Diskurs angeregt hat, ging es immer wieder darum, für die Möglichkeit der Analyse ungewöhnlicher persönlicher Dokumente (wie Schüleraufsätze und freie Aufsätze von Kindern) und autobiographischer Aufzeichnungen aus früheren Epochen (insbesondere Frauenautobiographien um 1900) zu sensibilisieren und – häufig vergessene und entwertete – lebensgeschichtliche Erfahrungen und Zusammenhänge aus früheren Zeiten in Erinnerung zu rufen. Ihre Beschäftigung mit solchen Materialien war von großer Faszination und Wertschätzung geprägt.

Die Sektion Biographieforschung möchte dazu beitragen, dass die Erinnerung an Charlotte Heinritz – ihr Werk, ihre Forschungslehre und ihren besonderen Stil als uneigennützig, zuverlässig und humorvolle „Netzwerkerin“ – wachgehalten wird. Wir werden sie vermissen.

Gerhard Riemann und Gabriele Rosenthal
für den erweiterten Vorstand der Sektion Biographieforschung

Bedeutung und Auswirkungen von Kunstangeboten im Curriculum von pädagogischen Studiengängen

Erfahrungen mit künstlerischen Seminaren im Pädagogikstudium an der
Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft

Charlotte Heinritz¹ und Alexander Röhler

Zusammenfassung

Die Durchführung von künstlerischen Seminaren als Teil des Curriculums in pädagogischen Masterstudiengängen basiert auf der Annahme, dass die pädagogische Interaktion zwischen Lehrer und Schüler, Kindergärtnerin und Kind etc. nicht nur auf theoretischem Wissen und praktischem Können beruht, sondern darüber hinaus ein Prozess ist, der starke Analogien zu künstlerischen Prozessen (mit anderen Worten: zur Kreation eines Kunstwerkes) aufweist.

Mit Interviewdaten, die im Rahmen einer Studie im Masterprogramm an der Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft in Alfter gewonnen wurden, untersuchen die Autoren, wie sowohl Studierende als auch Dozierende die Bedeutung einschätzen, die die künstlerischen Lehrveranstaltungen für die Persönlichkeitsbildung der Studierenden und deren Vorbereitung auf die pädagogische Praxis haben.

Die Ergebnisse der Interviewauswertung zeigen, dass die künstlerischen Elemente des Curriculums von grundlegender Bedeutung für die Studierenden sind. Für viele von ihnen sind sie eine Möglichkeit der Persönlichkeitsentwicklung und Selbstentdeckung. Die künstlerische Arbeit in den Seminaren wird außerdem als eminent handlungsorientiert und nützlich für die eigene pädagogische Praxis wahrgenommen. Aus den Einschätzungen der künstlerischen Seminaraktivitäten durch die Studierenden lassen sich drei Typen der Wahrnehmung und des Umgangs mit Kunst im Studium bilden. Dieser Klassifikation werden die Einschätzungen der Dozierenden der Kunstseminare gegenüber gestellt. In einem zweiten Schritt der Analyse werden Auswirkungen und Nutzen der künstlerischen Seminare aus Sicht der Studierenden identifiziert. Zum Schluss werden Äußerungen aus einer Gruppendiskussion präsentiert, die mit den Absolventen ein Jahr nach Beendigung des Studiums durchgeführt wurde und

¹ Charlotte Heinritz war von Januar 2008 bis zu ihrem unerwarteten Tod im Juli 2013 Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt qualitative empirische Sozialforschung an der Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft in Alfter bei Bonn. Der Aufbau des Masterstudiengangs Pädagogik mit dem Schwerpunkt Pädagogische Praxisforschung war ihr letztes großes (berufs-)biographisches Projekt, das sie mit großem persönlichen Einsatz verfolgte. Der vorliegende Aufsatz präsentiert die Ergebnisse einer Interviewstudie mit dem ersten Jahrgang dieses Masterstudiengangs, die eine wichtige Grundlage für die Evaluation des Studiengangskonzeptes und seine inhaltliche und strukturelle Weiterentwicklung bildeten.

in der die Teilnehmenden des Masterstudiengangs über die nachhaltigen Folgen der künstlerischen Kurse, insbesondere für ihre pädagogische Praxis, reflektieren.

1. Einleitung

Die Frage, ob Kunst hilfreich ist für die Persönlichkeitsbildung in Bezug auf die Fähigkeiten, die Pädagogen für ihre berufliche Tätigkeit brauchen, wird seit längerer Zeit diskutiert. Dabei kann man zwei Richtungen der Diskussion um die „Nützlichkeit“ von Kunst für Pädagogen unterscheiden: Zum einen wird die Frage gestellt, ob Kunst einen Beitrag zur Bildung der pädagogischen Persönlichkeit leisten kann. Zum anderen interessieren die Möglichkeiten der Anwendbarkeit künstlerischer Erfahrungen auf konkrete Anforderungen der pädagogischen Arbeit wie z.B. die didaktische Gestaltung von Lernprozessen.²

In den zurückliegenden Jahren hat es eine intensive, immer noch andauernde Kontroverse über die pädagogische Bedeutung von Kunst in der Gestaltung von Lernprozessen mit Kindern gegeben (siehe Rittelmeyer 2010; Jäncke 2008). Zahlreiche künstlerische Projekte in Schulen und Kindergärten wurden von Pädagogen initiiert, die von der pädagogischen Wirkung der Kunst überzeugt sind, und zunehmend findet auch eine Evaluation solcher Projekte hinsichtlich ihres Verlaufs und ihrer Auswirkungen statt (z.B. Heinritz 2012).

Der Wertschätzung der Kunst für die Gestaltung der pädagogischen Praxis und für die Entwicklung einer pädagogisch wirksamen Persönlichkeit liegt – besonders im Kontext der Waldorfpädagogik – die Annahme zugrunde, dass die Interaktion zwischen Pädagoge und Kind beziehungsweise Jugendlichen nicht nur auf theoretischem Wissen und praktischen Können beruht, sondern ein kreativer Prozess ist, der starke Analogien zu künstlerischen Tätigkeiten aufweist. Von daher könnten durch Kunst Handlungsmuster eingeübt werden, die für die „Interaktionsarbeit“ in der pädagogischen Praxis zentral sind (Brater/Rudolf, 2006).

Dieser (...) Ansatz sieht die Interaktionsarbeit selbst als eine Kunst. Im Umgang mit den Künsten wird ein Übungsweg aufgebaut, welcher Fähigkeiten und Haltungen schult, die in der praktischen Arbeit gebraucht werden. Ein solches Vorgehen gründet sich auf der Annahme einer Ähnlichkeit der Strukturmerkmale und ‚Gesten‘ von Interaktionsarbeit und künstlerischer Tätigkeit. (Schmalenbach 2011, 19)

Obwohl bisher keine Forschungsergebnisse vorliegen, die den vermuteten positiven Einfluss der Kunst eindeutig bestätigen oder widerlegen, bieten viele Studienprogramme der Pädagogik künstlerische Lehrveranstaltungen an, von denen angenommen wird, dass sich die dort gemachten Erfahrungen im Berufsleben eines Pädagogen erfolgreich anwenden lassen.

Diese curricularen Kunstangebote in pädagogischen Studiengängen fußen auf einer langen Tradition pädagogischer Theorie, die nicht nur in allgemeiner Weise eine Analogie zwischen künstlerischen und pädagogischen Aktivitäten herstellt, sondern die Nützlichkeit künstlerischer Aktivitäten für die Entwicklung *bestimmter* Persön-

2 Eine aktuelle Zusammenfassung der Diskussion bezogen nicht nur auf Pädagogen, sondern auf alle sozialen Berufe, findet sich bei Schmalenbach (2011).

lichkeitseigenschaften hervorhebt, die für eine erfolgreiche pädagogische Tätigkeit als notwendig erachtet werden, wie z.B. Beobachtungsvermögen, Phantasie, Geduld, handlungsorientierte Kreativität, Ausdrucksvermögen, Selbstwahrnehmung, Zielstrebigkeit, Willensstärke, innere Beweglichkeit (Flexibilität). Insgesamt gesehen sollen diese Fähigkeiten dazu dienen, die Besonderheiten jedes Kindes zu erkennen und es individuell zu fördern oder anders ausgedrückt: Der Pädagoge braucht Kompetenzen für subjektivierendes Handeln, die er erwerben kann, indem er sich auf künstlerische Prozesse einlässt (Brater/Rudolf 2006).

Darüber hinaus braucht er im pädagogischen Alltag die Fähigkeit, sich auf eine offene Situation mit unsicherem Ausgang einzulassen, eine Situation, die von der Kreativität und Eigenlogik der Interaktion mit mindestens einem anderen Menschen bestimmt wird. Kunst kann nach Meinung einiger Autoren dazu beitragen, die Unsicherheit und Offenheit in der pädagogischen Interaktion durch das Einlassen auf einen „künstlerischen Prozess“ zu meistern und kreative Lösungen zu finden:

Der künstlerische Prozess ist der Prozess, bei dem etwas Neues entsteht. Etwas, das man vorher noch nicht kannte, das auch als Vorstellung, als Idee noch nicht da war, sondern das sich überraschend ergibt. Man kann an diesem Prozess studieren, wie, von Menschen gemacht, etwas Neues in die Welt kommt, und er beinhaltet viele Hinweise auf die persönlichen Haltungen und Handlungen, die „Kreativität“ beschreiben. Vor allem aber beschreibt dieser Prozess, wie man in Ungewissheit und unter Unsicherheit handeln kann – nämlich indem man einen spielerischen Dialog mit den Gegebenheiten beginnt, ständig zwischen (tastender, probierender) Handlung und Wahrnehmung der Folgen dieses Handelns hin- und hergeht, die die Ausgangsbedingungen ständig verändern und neue Wahrnehmungen, neue Einsichten, neue Perspektiven eröffnen. (Brater 2010, 16)

Schmalenbach führt aus, warum die hohe Komplexität und gleichzeitige Unbestimmtheit bzw. Vagheit der pädagogischen Interaktion eine große Herausforderung für Ausbildungsgänge in sozialen Berufen darstellt. Menschen, die in sozialen und pflegerischen – und eben auch pädagogischen – Berufen tätig sind,

(...) müssen in hohem Maße imstande sein, die Situation anderer Menschen und deren Gefühle zu erfassen, überhaupt ein tiefes Verständnis dafür aufbringen, was Menschen erfahren und erleiden können; angesichts der hohen Forderungen an die Persönlichkeit brauchen sie gleichzeitig einen Zugang zur Wahrnehmung der eigenen Emotionen. Die sich ergebenden Situationen sind komplex und vieldeutig, und nicht selten auch von hohen Spannungen geprägt. Es braucht Geistesgegenwart und Improvisationsvermögen und die Fähigkeit, eine in der jeweiligen Lage hilfreiche Intervention zu finden und diese auch auszuführen. Schon die Erkenntnis oder, bescheidener formuliert, die Interpretation dieser Situationen, stellt einen schöpferischen Prozess dar, mehr noch gilt dies für das Handeln. So kommt dieser Arbeit neben ihren technischen und wissenschaftlichen Elementen auch ein mindestens potentiell künstlerischer Charakter zu. (Schmalenbach 2011, 13)

Kurz gefasst, bedeutet das Gesagte: Künstlerisches Handeln lässt sich deshalb für pädagogische Kontexte nutzen, weil weitreichende Analogien zwischen pädagogischen und künstlerischen Handlungsmustern existieren, die eine Übertragung von Erfahrungen im künstlerischen Bereich auf pädagogische Kontexte erlauben.

Ausgehend von diesem Befund einer einerseits allgemein vermuteten Nützlichkeit künstlerischer Tätigkeit für die Persönlichkeit des Pädagogen und sein pädagogisches Handeln und andererseits der Tatsache, dass sich die Nützlichkeitsunterstellung der Kunst in spezifischen künstlerischen Curricula von pädagogischen Studiengängen niederschlägt, können folgende Forschungsfragen an Studiengänge der Pädagogik, die künstlerische Angebote im Curriculum ausweisen, gestellt werden:

Allgemein: Welche Bedeutung hat Kunst im Pädagogikstudium für die Studierenden und ihre Berufstätigkeit? Und spezifischer: Werden die künstlerischen Aktivitäten von den Teilnehmern solcher Studiengänge als wichtig und nützlich für ihre pädagogische Berufspraxis erlebt? Gibt es anhaltende Auswirkungen der künstlerischen Aktivitäten auf die Persönlichkeit des Pädagogen? Werden diese Auswirkungen von den Studierenden als nützlich für die berufliche Praxis angesehen?

2. Datengrundlage und methodisches Vorgehen

Die Studie, die die Verfasser hier vorstellen, versucht diese Fragen zu beantworten durch die Analyse von Daten, die im Rahmen der Evaluation des Masterstudiengangs Pädagogik an der Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft erhoben wurden. Der im Jahr 2007 gestartete berufsbegleitende Master of Arts Pädagogik bietet künstlerische Seminare im Rahmen des *Studium Generale* an, einem für alle Studierenden verpflichtenden Bestandteil des Pädagogikstudiums. Zum besseren Verständnis der Rolle der Kunst im Pädagogikstudium an der Alanus Hochschule soll im Folgenden der Gesamtkontext der künstlerischen Anteile des Studiums näher erläutert werden.

2.1 Informationen zum Studiengang Master of Arts Pädagogik an der Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft

Die Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft in Alfter bei Bonn, deren Name auf den mittelalterlichen Gelehrten Alanus ab Insulis zurückgeht, war bis zum Ende der 1990er Jahre eine Kunstakademie in freier Trägerschaft mit anthroposophischer Tradition, an der u.a. die Studienfächer Malerei, Bildhauerei, Eurythmie, Schauspiel und Architektur angeboten wurden. In den letzten zehn Jahren hat sie ihr Profil jedoch um die wissenschaftlichen Fachbereiche Wirtschaft und Bildungswissenschaft erweitert und erhielt im Jahr 2010 als erste nichtstaatliche Kunsthochschule Deutschlands die institutionelle Akkreditierung und das Promotionsrecht für den Fachbereich Bildungswissenschaft zuerkannt. Die Alanus Hochschule in ihrer neuen Ausrichtung ist ein Ort der künstlerischen Bildung sowie der wissenschaftlichen Lehre und Forschung und fühlt sich dem Anliegen verpflichtet, die auf das Wirken Rudolf Steiners zurückgehende anthroposophische Tradition in einen Dialog mit der universitär etablierten Wissenschaft zu bringen und für die einzelnen Bereiche wie Wirtschaft oder Pädagogik wissenschaftlich anschlussfähig zu machen. Im Rahmen der ihr obliegenden Lehrerbildung und anderer wissenschaftlicher Fächer nimmt die Alanus Hochschule Aufgaben einer Universität wahr.

Der berufsbegleitende Studiengang „Master of Arts Pädagogik“, der am Fachbereich Bildungswissenschaft angesiedelt ist, gliedert sich in drei Schwerpunkte: Schule und Unterricht, Pädagogische Praxisforschung sowie Berufspädagogik. Der Schwerpunkt „Schule und Unterricht“ richtet sich an Absolventen eines Fachstudiums, die Lehrer werden wollen – an öffentlichen Schulen oder an Waldorfschulen. Einige dieser Studierenden waren bereits während ihres Erststudiums als Lehrer tätig. Im Studienschwerpunkt „Schule und Unterricht“ erwerben sie didaktische und fachliche Fähigkeiten und schließen das Studium mit einer fachbezogenen Masterarbeit ab. Der Schwerpunkt „Pädagogische Praxisforschung“ richtet sich an Pädagogen in verschiedenen Arbeitsfeldern. In dem Studienschwerpunkt erwerben sie Kompetenzen in Methoden der empirischen Sozialforschung, die sie bereits während des Studiums in Forschungsprojekten in ihren eigenen pädagogischen Arbeitsfeldern erproben können und schließlich mit einer empirischen Masterarbeit abschließen. Der Schwerpunkt „Berufspädagogik“, der erst später eingerichtet wurde, wendet sich an Ausbilder in Betrieben, die zu ihrer berufsspezifischen Ausbildung eine pädagogische Qualifikation erwerben wollen, um ihren Ausbilderaufgaben besser gerecht werden zu können. Für den hier befragten Studienjahrgang war dieser Schwerpunkt noch nicht relevant. Die für die hier vorliegende Untersuchung befragten Studierenden waren entweder im Studienschwerpunkt „Schule und Unterricht“ oder „Pädagogische Praxisforschung“ eingeschrieben. Sie bildeten den Pionierjahrgang des Pädagogik-Masterstudiums an der Alanus Hochschule, der 2007 startete. Da es sich um einen nicht konsekutiven Masterstudiengang handelt und die Alanus Hochschule zum Zeitpunkt der Erhebung noch keinen pädagogischen Bachelorstudiengang anbot, hatten die Studierenden ihre grundständige Hochschulausbildung an anderen Hochschulen absolviert.

Integriert in das Studium der Pädagogik ist das *Studium Generale*, ein kultur- und geisteswissenschaftliches Studium, das für Studierende aller Studiengänge fachübergreifend und ergänzend zum Fachstudium angeboten wird. Hierzu gehören Module mit Inhalten aus Philosophie, Kunstwissenschaft und Kunst. Das *Studium Generale* umfasst im Masterstudiengang Pädagogik etwa ein sechstel aller Leistungspunkte (18 ECTS-Points von insgesamt 120). Erklärtes Ziel des Curriculum ist das Anstoßen einer „Persönlichkeitsentwicklung durch Studium Generale und Kunst ... intensive künstlerische Kurse ... machen den Umgang mit ‚offenen Situationen‘ erfahrbar. In der Kunstpraxis werden gelernte Denkmuster kritisch reflektiert und der Mut zu kreativem Handeln gestärkt“ (Alanus Hochschule 2013).

Die künstlerischen Seminare im Rahmen des Studium Generale umfassen vier Bereiche der darstellenden und bildenden Künste: Malen und Zeichnen, Bildhauen und Plastisches Gestalten, Eurythmie sowie Sprachgestaltung und Schauspiel.

Dieser Fächerkanon entspricht einer waldorfpädagogisch geprägten Auffassung der Persönlichkeitsentwicklung durch künstlerische Tätigkeiten wie Plastizieren, Malerei oder auch durch die speziell auf anthroposophischer Grundlage entwickelte Bühnenkunst der Eurythmie. Bei diesen Seminaren stehen die praktische Tätigkeit in den verschiedenen Kunstrichtungen und die Reflexion über die erlebten künstlerischen Prozesse im Vordergrund. So werden im Modulhandbuch des Studiengangs u.a. folgende Studienziele definiert: „mit unterschiedlichen Ausdrucksformen der bildenden/darstellenden Künste umzugehen; über Erfahrungen künstlerischer Entwicklungsprozesse zu reflektieren; künstlerische Prozesse als eine Möglichkeit einer besonderen Handlungsorientierung einzusetzen“ (Fachbereich Bildungswissenschaft

2012, 8-10). Die künstlerischen Arbeitsergebnisse werden in den Modulabschlussprüfungen präsentiert und erläutert. Dabei geht es ausdrücklich um die Bildung der Persönlichkeit und nicht darum, eine Ausbildung zum (Profi-)Künstler zu absolvieren.

2.2 Anlage und Durchführung der Interviewstudie

Alle Studierenden des Masterstudiengangs Pädagogik aus dem ersten Studienjahrgang 2007, die an den künstlerischen Seminaren teilgenommen hatten, wurden in offenen Leitfadeninterviews zu den Erfahrungen, die sie in ihrem Studium gemacht haben, befragt (N=14).³ Die Interviews wurden von einer Studentin dieses Jahrgangs durchgeführt – nach Rücksprache und in Abstimmung mit Charlotte Heinritz.⁴ Die Interviews wurden mit Aufnahmegeräten aufgenommen und vollständig transkribiert, und zwar von einer Studentin der Alanus Hochschule sowie einer Studentin von außerhalb, die die Interviewpartner der von ihnen transkribierten Interviews nicht kannten. Die anonymisierten Transkripte hat in einem ersten Auswertungsgang Alexander Röhler bearbeitet und für die weitere Analyse vorbereitet – er kannte die Studierenden nicht und hatte auch keine Lehrverpflichtungen in dem untersuchten Studienjahrgang.

Die weitere Analyse gemeinsam mit Charlotte Heinritz erfolgte auf der Grundlage der anonymisierten Transkriptionen erst, nachdem die meisten Studierenden ihr Studium beendet hatten; einige hatten ausdrücklich ihre Genehmigung zur Weiterbearbeitung erst für die Zeit nach ihrem Masterabschluss gegeben, was selbstverständlich berücksichtigt wurde.

Die Interpretation der hier ausgewählten Interviewausschnitte, in denen etwas zu den künstlerischen Studienanteilen und den Erfahrungen mit Kunst im Pädagogikstudium und darüber hinaus gesagt wurde, haben die Autoren gemeinsam durchgeführt⁵; dabei orientierten sie sich am Verfahren der *Grounded Theory*.

Der Schwerpunkt bei der Auswertung lag auf der Frage, welche Bedeutung die Studierenden den künstlerischen Aktivitäten, an denen sie teilgenommen hatten, beimessen im Hinblick auf ihre Persönlichkeitsentwicklung und in Bezug auf ihre eigene berufliche Praxis (vgl. die oben aufgeführten Forschungsfragen).

2.3 Ablauf der Erhebung

Nach einem ersten Interview im November 2009 wurde der Hauptteil der Interviews von März bis Juni 2010 erhoben mit zwei „Nachzüglerinterviews“ im August und Oktober desselben Jahres. Die Interviews dauerten in der Regel 30 bis 40 Minuten; mit einigen Interviewpartnern führte die Interviewerin ein zweites kurzes Nachinterview zu ihrer Studienmotivation durch, wenn diese den Verfassern als wichtiger Kontext erscheinende Frage im Hauptinterview noch nicht behandelt wurde. Die Interviews mit den Studierenden waren, wie oben beschrieben, hauptsächlich im Frühjahr und Frühsommer 2010 kurz vor Ende des dreijährigen Studiums geführt worden.

3 Insgesamt studierten 15 Studierende im Masterstudiengang Pädagogik des Jahrgangs 2007. Einer von ihnen war jedoch vom *Studium Generale* befreit und konnte daher nicht über Erfahrungen mit den künstlerischen Seminaren berichten.

4 Die Studentin selber wurde von einem Kommilitonen ihres Studienjahrgangs interviewt.

5 und teilweise zusammen mit einer dritten Forscherin. Wir danken an dieser Stelle sehr herzlich Petra Böhle.

Um die aus diesen Interviews gewonnenen Erkenntnisse zu überprüfen und zu erweitern, wurde ein Jahr danach im Juni 2011 eine Gruppendiskussion mit vier Studierenden des Jahrgangs durchgeführt, die typische Sichtweisen auf das Studium repräsentieren. Vor der Diskussion wurden dieser Gruppe die Ergebnisse der bisherigen Auswertung zum Thema „Kunst im Studium“, die sich auf die künstlerischen Seminare bezog, präsentiert. Dies war der Ausgangspunkt, um gemeinsam in einem von Charlotte Heinritz moderierten Gespräch noch einmal auf die Studienerfahrungen zurückzublicken und bestimmte Punkte klarer zu fassen. Vor allem wurde hier die Frage vertieft, ob und wenn ja welche Inhalte insbesondere auch der künstlerischen Kurse für die jetzige berufliche Tätigkeit der Teilnehmer aus ihrer Sicht von Bedeutung waren.

In einem dritten Erhebungsschritt wurden Dozierende interviewt, die in dem Studienjahrgang Kurse im künstlerischen Bereich gegeben hatten. Ziel der Einbeziehung der Dozierenden in die Untersuchung war es, deren Sicht auf die Bedeutung der Kunst im Pädagogikstudium den Erfahrungen und Einschätzungen der Studierenden gegenüberzustellen, um somit ein facettenreicheres Gesamtbild über den ersten Studienjahrgang des neu etablierten Studiengangs zu bekommen.⁶

Folgende Fragen sollten die Dozierenden beantworten: Welche Ziele und Absichten hatten sie bei der Durchführung ihrer Seminare? Welche Methoden haben sie dazu eingesetzt? Und: Sind ihre Intentionen von den Studierenden, so wie sie es geplant hatten, aufgenommen worden?

2.4 Konzeption der Interviews mit den Studierenden

Damit den Studierenden möglichst viel Raum für eigene thematische Schwerpunktsetzungen gegeben werden konnte, begannen die Interviews mit einer offenen Erzählaufforderung:

Wenn du auf dein Studium bis jetzt zurückblickst, was ist dir da wichtig und bemerkenswert? Ich möchte dich bitten, mir davon zu erzählen!

Um diese Erzählaufforderung noch offener zu gestalten und nicht von vornherein auf Bewertungen („wichtig“, „bemerkenswert“) abzielen, wurde sie ab dem zweiten Interview so formuliert:

Ich wollte dich bitten, dass du mir von Erlebnissen aus deinem Studium erzählst!

Diese Erzählaufforderung erwies sich zwar als offen und freilassend für die Interviewten, ihre Themenschwerpunkte und Bewertungen zu setzen, auf der anderen Seite war der Fokus zu Beginn teilweise sehr stark auf „Erlebnisse“ im wörtlichen Sinne gerichtet, d.h. herausragende Ereignisse des Studiums mit Erlebnischarakter. Viele Interviews begannen möglicherweise aus diesem Verständnis heraus mit herausra-

6 Der Dank der Autoren gilt allen Studierenden des ersten Jahrgangs des Masterstudiengangs Pädagogik an der Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft, die durch ihre Teilnahme diese Interviewstudie ermöglicht haben. Wir danken auch den Kunstdozierenden, die uns Einblick gegeben haben in ihre Ziele und Erfahrungen in der Lehre in dem Pionierjahrgang. Besonderer Dank gilt Petra Ehrler, die die Idee für die Datenerhebung hatte und die meisten der Interviews selbst erhob. Danken möchten wir auch Mira Ehrler und Annekathrin Kemper, die die Transkription durchführten.

genden „Erlebnissen“ wie der Seminarreise nach Schweden oder aber mit der Schilderung einer gemeinsamen Kunst-Performance, die eben einen hohen „Erlebnisgehalt“ hatten. Zum Beispiel begann ein Interviewpartner folgendermaßen:

Von Erlebnissen in meinem Studium – also ganz direkt mein schönstes Erlebnis war die Möglichkeit, die Idee einer künstlerischen Performance mit den Studenten zu realisieren ... (Studierendeninterview 10)

Und ein anderer sagte:

Ja wir haben eine wunderschöne, sehr ergiebige Schwedenfahrt gemacht, das war wirklich ein unvergleichliches Erlebnis in allen Beziehungen, sowohl inhaltlich als auch Gruppendynamisch und landschaftlich sowieso. (Studierendeninterview 2)

Durch Nachfragen der Interviewerin wurden aber im Laufe der meisten Interviews viele Bereiche des Studiums angesprochen, also auch solche, die nicht in erster Linie als „Erlebnisse“ kategorisiert wurden.

Im weiteren Nachfragen wurde nach bestimmten Lehrveranstaltungen gefragt, vornehmlich zu den Bereichen *Studium Generale* und Kunst und den Auswirkungen dieser Seminare und Studieninhalte auf das Leben und den Beruf der Studierenden. Diese Schwerpunktsetzung wurde gewählt, weil sie zum besonderen Studienprofil der Alanus Hochschule gehört und auch im Studium der Pädagogik relativ breiten Raum einnimmt, wie oben ausgeführt. Für den neuen Studiengang war es daher von Interesse, wie die Studierenden diese Studienangebote nutzten und welche Bedeutung und Auswirkung sie für ihre berufliche Tätigkeit sahen.

Die Frage nach der ursprünglichen Motivation für die Aufnahme eines Studiums im Allgemeinen und eines Pädagogikstudiums an der Alanus Hochschule im Besonderen war in den ersten Interviews nicht immer angesprochen wurden; sie erwies sich nach den ersten Auswertungen aber als wichtig, um die geschilderten Erfahrungen und Bewertungen des Studiums auf dem individuellen Hintergrund der Befragten verstehen zu können. Deshalb wurde diese Frage in die noch zu führenden Interviews aufgenommen und bei den ersten Befragten in einem zweiten Interview nachgeholt:

Ich wollte dich noch fragen, wie es dazu gekommen ist, dass du hier studierst.

Weitere Nachfragen bezogen sich auf die allgemeine Einschätzung des Studiums, Erwartungen, positive und negative Bewertungen.

2.5 Erfahrungen mit der Durchführung der Studie

Alle 14 Studierenden waren bereit, sich in einem Interview zu ihren Studienerfahrungen zu äußern. Die meisten begannen sofort oder nach nochmaliger Vergewisserung mit Erzählungen aus dem Studium. Ein Interviewter hatte Schwierigkeiten, sich sofort zu der unvorbereiteten Erzählaufforderung zu äußern – er bräuchte Bedenkzeit. Es kam zu einer zweiten Verabredung, und der Befragte begann sofort mit seiner Erzählung (Studierendeninterview 8). Eine andere Interviewpartnerin thematisiert die Besonderheit der Erinnerung, die auf Anhieb zuerst eher praktische Inhalte evoziert –

theoretische Inhalte kämen aber schnell ins Bewusstsein, wenn sie auf ihre Seminaufzeichnungen zurückgreifen würde:

Ja, ich merke halt doch auch sehr stark, dass gerade, wenn ich jetzt so ganz schnell mich erinnern muss, und es fällt mir manchmal schwer, dass gerade die praktischen Dinge dann auch sehr deutlich wieder hängen bleiben, eben gerade so die Kunsturse, die Eurythmie, was wir da so zusammen gemacht haben, daran erinnere ich mich dann eben besonders, und die theoretischen Dinge, die würden sicherlich alle zurück kommen, sobald ich meine Notizen lese. (Studierendeninterview 9)

3. Auswertung der Interviews

Die Interpretation wurde von den Verfassern gemeinsam durchgeführt. Dabei bearbeiteten sie große Teile des Materials inhaltsanalytisch, um einen schnellen Überblick über die Themen und Inhalte zu bekommen. Bei der Inhaltsanalyse lehnten sich die Autoren an die klassische Methode von Mayring (2010) an, folgten aber auch Weiterentwicklungen wie z.B. von Gläser und Laudl (2010) und handhabten das von ihm vorgeschlagene Verfahren sehr frei.

Das gesamte Projektdesign orientierte sich am Verfahren der *Grounded Theory* (Glaser/Strauss 1967/1998; Strauss/Corbin 1998; Strauss 1991). Diese sieht ein zugleich offenes wie regelgeleitetes, vor allem aber strikt am Forschungsgegenstand orientiertes methodisches Vorgehen vor, bei dem Datenerhebung und Datenanalyse spiralförmig verbunden sind: Aus der Auswertung der ersten Daten werden die nächsten Erhebungsschritte entwickelt; deren Analyse führt zur Planung der nächsten Datenerhebung und so weiter. Die Analyse folgt dem in der *Grounded Theory* vorgesehenen Kodierparadigma: D.h. die einzelnen Phänomene werden befragt nach ihren „Bedingungen, der Interaktion zwischen den Akteuren, den Strategien und Taktiken, den Konsequenzen“ (Strauss 1991, 57; vgl. auch Strübing 2004, 26). Die Analyse wurde durch die Verwendung der auf dem Verfahren der *Grounded Theory* basierenden Software *atlas.ti* unterstützt.

3.1 Die Bedeutung der Kunst im Pädagogikstudium

Bei der Auswertung zu diesem Abschnitt konzentrierte sich die Aufmerksamkeit auf die Frage, welche Bedeutung die Studierenden den künstlerischen Aktivitäten, an denen sie teilgenommen hatten, im Hinblick auf ihre Persönlichkeitsentwicklung und in Bezug auf ihre eigene berufliche Praxis beimessen.

Auf die zu Beginn des Interviews gestellte offene Frage nach (wichtigen und bedeutenden) Erlebnissen und Ereignissen im Studium begannen viele der Interviewpartner mit Erzählungen aus dem Bereich der künstlerischen Seminare, wie die folgenden drei Zitate exemplarisch verdeutlichen:

Bei Erlebnisse denke ich erst einmal an emotionale und innere Dinge, und das waren für mich vor allem in der Eurythmie. Dass ich da ganz viel über mich selbst erfahren habe, durch die Bewegung, durch das Zusammenarbeiten mit der Gruppe und dass ich da gemerkt habe, ganz anders auf mich selber einzugehen, gelernt habe, anders auf mich einzugehen als, und auf mich selber zu

hören, als ich es bis dahin getan hatte. Und dass das auch einen argen Einfluss auch jetzt schon darauf hat, wie ich, weil ich ja neben dem Studium auch Lehrer bin, wie auch auf mich selber achte. Das waren also so Einzelerlebnisse, weiß ich jetzt gar nicht so sehr. Doch ein sehr einprägsames Erlebnis war die Aufführung von unserer Gruppenperformance Eurythmie und Sprachgestaltung im vergangenen Herbst, am Ende der Herbstwoche. Das ist mir ein sehr eindrückliches Erlebnis geblieben. (Studierendeninterview 6)

Ja, also meine Erlebnisse, die ich so mit mir hatte bezüglich der Kunst, also wirklich ins Malen zu gehen, das als eine neue Sprache für sich zu entdecken, eine neue Ausdrucksmöglichkeit, und das ist so für mich ein starkes Erlebnis, was ich mit Alfter verbinde. (Studierendeninterview 7)

Also als erstes fallen mir die interessanten Kunstangebote ein, weil, ich hatte überhaupt nicht damit gerechnet, dass ich jetzt irgendetwas mit Kunst mache, wenn ich ja Forschen studiere, und hatte die Vorstellung, das sei ungeheuer trocken, vielleicht auch ein bisschen langweilig, ein bisschen statistisch, so, hatte ich so große Bedenken eigentlich vorher und dachte, naja, muss man halt durch, und dann kam ein ganz tolles Kunstangebot, und ich war eigentlich sehr, sehr überrascht und sehr froh und habe eine alte Leidenschaft, nämlich das Malen und Zeichnen wieder aufgegriffen. (Studierendeninterview 14)

Die häufige Nennung der Kunstangebote gleich am Beginn der Interviews und die begeisterten Erzählungen zeigen, dass die künstlerischen Studienanteile eine hohe Bedeutung für die Studierenden hatten.

Dies ist einerseits überraschend bei einem Pädagogikstudium. Andererseits, wenn man den beruflichen Hintergrund der Studierenden des Pionierjahrgangs 2007 betrachtet, so waren viele von ihnen Kunstpädagogen, Kunstlehrer oder sogar freischaffende Künstler. Man kann also annehmen, dass diese Studierenden mit einer großen Offenheit auf die künstlerischen Seminarangebote zugehen, weil sie eine gewisse künstlerische Vorbildung und Begeisterung mitbringen.

Bei der Interpretation der Studierendeninterviews im Hinblick auf die Frage nach der (subjektiv wahrgenommenen) Bedeutung der künstlerischen Seminare für die Persönlichkeitsbildung können drei Typen der Wahrnehmung und des Umgangs mit Kunstangeboten im Studium unterschieden werden.

3.1.1 Wahrnehmung von und Umgang mit Kunst im Studium: Typ I

Die Studierenden, die sich diesem Typ zuordnen lassen, sind Pädagogen, die ein Studium aufnehmen, weil sie eine pädagogische und/oder forschende Qualifizierung erhalten wollen, und die nicht primär wegen der künstlerischen Studienanteile an die Alanus Hochschule gekommen waren. Die künstlerische Beschäftigung führt aus Sicht dieser Gruppe zur weiteren Bildung der eigenen Persönlichkeit, zu Erfahrungen der „Selbstentdeckung“ und vermittelt darüber hinaus Anregungen für die pädagogische Praxis. Sie wird im Ergebnis, so wie im Curriculum vorgesehen, als „besondere Handlungsorientierung“ wahrgenommen und geschätzt, eine Handlungsorientierung, die sich in der eigenen pädagogischen Praxis sinnvoll einsetzen lässt. Interessant bei diesen Studierenden ist der Umstand, dass sie mit einer künstlerischen Beschäftigung

im Rahmen des Masterstudiums nicht gerechnet hatten und sich am Anfang nur widerwillig oder mit Schwierigkeiten darauf einlassen können, weil sie nicht erwartet haben, sich mit Kunst praktisch auseinandersetzen zu müssen:

(...) also ich wäre nie auf so etwas wie Malen oder Plastizieren freiwillig zugegangen. Das war jetzt im Studienprogramm, musste ich also machen, (...)
(Studierendeninterview 1)

Mir blieb ja nichts anderes übrig. Ich musste hier malen, genau. (Studierendeninterview 7)

(...) ich hatte überhaupt nicht damit gerechnet, dass ich jetzt irgendetwas mit Kunst mache, wenn ich ja Forschen studiere (...) (Studierendeninterview 14)

Die zunächst zögerliche oder widerwillige Teilnahme an den künstlerischen Seminaren verändert jedoch die Einstellung der Studierenden zu künstlerischer Tätigkeit. Ihre Erfahrungen mit Kunstausübung führen dazu, dass sie diese entgegen ihrer ersten Erwartungen positiv erleben. Die Studierenden entdecken neue Aspekte der eigenen Persönlichkeit in einem freien, ergebnisoffenen Prozess. Sie erleben beim Lösen der künstlerischen Aufgaben Krisen, erfahren Grenzerweiterungen und erleben die Kreativität des künstlerischen Schaffens. Diese Erlebnisse bringen sie zu der Überzeugung, dass künstlerisches Schaffen zur Bereicherung der eigenen Persönlichkeit beiträgt. Die Beschäftigung mit Kunst fördert Kompetenzen, deren Nutzen für pädagogische Situationen sie hoch einschätzen. Die Studierenden gewinnen den Eindruck, dass sie Erfahrungswissen erwerben, das sie auf pädagogische Situationen übertragen können, und damit in ihrem Berufsfeld zu einer größeren Handlungsfähigkeit gelangen.

Und da habe ich so für mich noch Mal mitbekommen, dieser künstlerische Prozess ist im Grunde genommen für mich etwas hoch Kreatives, was ich in der Pädagogik auch brauche. (Studierendeninterview 1)

Und da nochmal einzutauchen und insofern so einen Prozess selber zu gehen und den in unterschiedlichen Bereichen zu gehen, das finde ich für mich einfach nach wie vor den Riesengewinn dieses Studiums. (Studierendeninterview 1)

(...) insofern ist die Kunst für mich schon so ein Punkt, wo ich an Grenzen heran komme und auch Grenzen überschreite. (...) war das auch so eine Art Krisenpunkt, dieses so mitzubekommen, der Pinsel, die Kreide, die machen nicht das, was ich will. So, wir kämpfen miteinander, und verdammt nochmal, so. (...) wo dann an der Stelle schon auch nochmal etwas mir gespiegelt wurde, was mit meiner Persönlichkeit zu tun hat, wo ich so auch merke, über dieses Erarbeiten kommen auf einem ganz anderen Weg Sachen ans Tageslicht. (Studierendeninterview 1)

(...) bei dieser ersten Eurythmieveranstaltung, weil ich da einfach eine sehr große Barriere von vorneherein zu hatte. Also in, in Worten, wenn man sagt: „das Eurythmikleidchen war echt die Grenze“, (...) da gab es zum Beispiel auch einen sehr guten Zugang, da wurden einfach Räume eröffnet und Zugänge möglich gemacht, die hätte ich so wahrscheinlich nicht von selber gefunden, also das finde ich zum Beispiel ist ein Prozess von Bildung, der nicht unbedingt intendiert ist, der nicht äh, aber der, der sich ergeben hat, der sich aus, aus vielen Dingen heraus so von selbst auch entwickelt hat. (Studierendeninterview 2)

Also ich fand interessant auch noch einmal in Schweden sich der Landschaftsmalerei hinzuwenden und wirklich draußen zu sein (...) und zu erleben, welche andere Qualität das ist, (...) dass man dann in der Landschaft ist und genau dort vor Ort sich damit beschäftigt, (...) und mich hat das eigentlich (...) geführt (...) zu einer ganz einfachen und ursprünglichen Pädagogik. Dass man wirklich sagt: „Was will ich wirklich unterrichten?“ Und genau da gehe ich hin und überlasse auch den Schüler so ein Stück weit sich selbst (...) (Studierendeninterview 14)

Diese Studierenden, so kann man zusammenfassend sagen, haben die künstlerischen Kurse als Teil ihres Pädagogikstudiums angenommen und machen Erfahrungen, wie sie idealtypisch im Curriculum vorgesehen sind: Sie haben durch die Kunst eine Persönlichkeitsentwicklung erfahren, „Mut zu kreativem Handeln“ im Unterricht bekommen sowie eine „besondere Handlungsorientierung“ entwickelt, die sie in ihrer beruflichen Praxis einsetzen.

3.1.2 Wahrnehmung von und Umgang mit Kunst im Studium: Typ II

Die Studierenden, die dem zweiten Typ zugeordnet werden konnten, haben diesen Schritt nicht vollzogen. Auch sie waren nicht auf die künstlerischen Studienanteile vorbereitet und standen ihnen am Anfang ablehnend bis skeptisch gegenüber. Die Beschäftigung mit den Kunstangeboten erfolgt wie beim ersten Typ eher widerwillig. Bei ihnen findet aber keine Veränderung dieser Haltung im Laufe der künstlerischen Beschäftigung während des Studiums statt – im Gegensatz zu den Studierenden des ersten Typs. Diese Studierenden stufen die Kunstseminare zwar grundsätzlich als persönlich gewinnbringend ein, die Integration künstlerischer Angebote in ein Lehrstudium lehnen sie jedoch ab. Sie bezweifeln die persönlichkeitsbildenden Effekte der Kunstseminare; mögliche Auswirkungen auf die pädagogische Praxis können sie nicht erkennen. Außerdem lehnen diese Studierenden eine Benotung der in den Seminaren durchgeführten Aktivitäten im Rahmen künstlerischer Prüfungen aufgrund des persönlich-privaten, von außen nicht beurteilbaren Charakters künstlerischer Beschäftigung ab. Eine Bewertung von künstlerischen Aktivitäten könne nur „rein persönlichen“ Kriterien folgen. Es gäbe keine von außen nachvollziehbaren Kriterien wie z.B. abfragbares Wissen. Die Beschäftigung mit Kunst wird von diesen Studierenden als eine rein private Aktivität verstanden, die ganz angenehm sein kann, sich aber nicht in eine auf berufspraktische Kompetenzen zielende höhere Ausbildung – wie es ein Masterstudium der Pädagogik darstellt – integrieren lässt. Eine Wirkung auf die Persönlichkeit ist zu unsicher, und selbst, wenn sie einträte, hätte dies keine Relevanz für

die Unterrichtspraxis. Relevant für den eigenen pädagogischen Alltag wären nur Angebote, die bestimmte pädagogische Fähigkeiten trainieren wie z.B. Sprachgestaltung. Die künstlerischen Seminare sollten deshalb, wenn überhaupt, nur fakultative Studienangebote sein.

Also Sprachgestaltung ja, aber den Rest muss ich wirklich nicht haben und da fände ich es gut, wenn ich, wenn es zum Beispiel, wenn man im Studium sagen würde, man muss zwar etwas in Kunst machen, aber man ist völlig frei in welchem Bereich man das tatsächlich dann macht. Denn Kunst ist, finde ich, etwas, was sich der Beurteilung entzieht, und deshalb sollte das rausgenommen werden aus den Wertungen, (...) weil da zwangsläufig Dinge bewertet werden, die entweder mit der Kunst nichts zu tun haben wie Fleiß oder sonst irgendetwas oder Auseinandersetzung mit dem Gegenstand, und ich denke, das ist etwas, was sich viel weniger lernen lässt und deswegen auch anders gehandhabt werden müsste. (Studierendeninterview 6)

Also, ich habe ein tiefes Erlebnis in der Kunst gehabt, ein schmerzhaftes Erlebnis, wo ich eine Prüfungsaufgabe bekommen habe, die habe ich mir nicht selbst ausgesucht, von mir aus wäre ich auch auf die Idee des Selbstbildnisses nicht gekommen, also mich selbst betrachtend abzubilden in allen möglichen Formen und Stilrichtungen, die habe ich eben von außen bekommen, und die habe ich bearbeitet über ein halbes Jahr lang. Ich habe sie akzeptiert und mich mit ihr angefreundet und durchaus mit sehr viel Elan und Einsatz daran gearbeitet. Es war mir bewusst, dass ich auf dem malerisch-zeichnerischen Gebiet nicht der Master bin, und dennoch fand ich die Ergebnisse, die ich erzielt habe, akzeptabel bis nicht schlecht, was mir von anderen außenstehenden Menschen bezeugt wurde, denen ich die präsentiert habe, und durch die intensive Tätigkeit, also diese Aufgabe, habe ich mich mit der Aufgabe schon sehr verbunden, auch emotional. Und anschließend nach der Präsentation, beziehungsweise Wochen oder Monate nach der Präsentation, habe ich dann (...) die Note (...) dafür bekommen (...) und das hat mich sehr lange beschäftigt, weil ich eine Note dafür erhielt, die nicht dem gerecht wurde, nach meiner Auffassung, was ich da an Arbeit, an Einsatz rein gesteckt habe (...) das hat mich gekränkt, sehr bewegt und ich konnte damit lange nicht umgehen. Ja. Das war ein tiefes Erlebnis. (...) und das hat mir gezeigt, wie verletzend Noten, Beurteilungen auf dem Gebiet des Künstlerischen sein können, weil sie rein persönlich sind. Mir wurde es klar, dass es im Künstlerischen eigentlich keine Objektivität geben kann in dieser Hinsicht. (Studierendeninterview 8)

Für diesen Typ des Umgangs mit den Kunstangeboten hat das Studienprogramm also nicht den vom Curriculum her gewünschten Effekt gehabt, im Gegenteil: dessen Intentionen, einen Beitrags zur Bildung der pädagogischen Persönlichkeit zu leisten, werden auf der Basis der eigenen Erfahrungen im Studium abgelehnt.

3.1.3 Wahrnehmung von und Umgang mit Kunst im Studium: Typ III

Der dritte Typus ist dadurch gekennzeichnet, dass diese Studierenden sich von Beginn des Studiums an bereitwillig und mit Freude in die künstlerischen Seminare begeben

haben. Sie bringen Interesse an Kunst mit oder haben im Lauf ihres Lebens bereits selbst künstlerisch gearbeitet. Zum erheblichen Teil sind sie auch aktuell noch künstlerisch aktiv. Zu diesem Typ gehören bildende Künstler, Kunstlehrer und künstlerisch vorgebildete und interessierte Pädagogen.

Durch die künstlerische Beschäftigung im Rahmen des Studiums entdecken sie zum einen neue Bereiche der künstlerischen Tätigkeit oder sie entdecken alte Bereiche wieder und aktivieren diese. So werden manche Studierende nach jahrelanger Abstinenz wieder zum Malen oder Portraitzeichnen angeregt. Die Möglichkeit, (wieder) künstlerisch tätig zu sein, erleben sie als große Bereicherung, setzen dies aber auch in Beziehung zu ihrer pädagogischen Tätigkeit. Bei ihnen findet eine tiefe innere Auseinandersetzung mit den künstlerischen Prozessen statt.

Durch meine eigene künstlerische Arbeit habe ich das immer sehr genossen, dass man abschlussmäßig eben auch ins Künstlerische gehen kann. Ich hätte wahrscheinlich alle Abschlüsse im Künstlerischen gemacht, wenn es gegangen wäre. (...) Für mich sind die Erlebnisse mit der Kunst immer so reich und so, mit so viel Freude verbunden, dass ich jetzt vielleicht zu jeder Arbeit, die ich gemacht habe, sagen könnte, da gab es etwas Besonderes. (Studierendeninterview 3)

(...) dass es nicht darum geht, jetzt ein tolles Ergebnis da abzuliefern, wenn wir ein Bild malen, sondern es geht darum, dass wir den Prozess selbst miterleben, und immer auch darum, eben diese Entwicklung zu sehen, einmal bei uns selbst und dann aber auch mit Blick auf die Kinder, dass es da eben auch um die Entwicklung geht und nicht darum, (...) es direkt zu bewerten (...) (Studierendeninterview 4)

Also meine Fächer sind ja Kunst und Werken, und also was ich immer sehr gern gemacht habe, aber, ich glaube, zwei Jahrzehnte nicht mehr, ist die Malerei und, ich habe schon gezeichnet auch, aber Malerei habe ich überhaupt nicht mehr gemacht, und das ist etwas, was ich wieder hervorhole so und wo ich jetzt erst merke, dass mir das sehr gefehlt hat und wie toll das sein kann, ja, und also aus dieser Notwendigkeit heraus, dass man das als Kunstlehrer natürlich auch können muss, also vieles da können muss, und das eben auch nur durch das Üben und Machen lernt wieder, bin ich halt dahin gekommen, das selbst wieder zu machen, das ist natürlich, ja es ist wunderbar. (Studierendeninterview 4)

(...) also künstlerisch hat mich ja mein ganzes Leben beschäftigt eigentlich in verschiedenen Intentionen und auch in verschiedenen Richtungen, und manche Dinge haben mich, haben sich einfach wieder neu erschlossen bei mir. (Studierendeninterview 5)

Also was mir am intensivsten in Erinnerung geblieben ist, ist eigentlich die Malerei in Schweden, muss ich ehrlich sagen. Das fällt dann bei mir schon auch auf vorbereiteten Boden, aber das war schon etwas, was mich bis heute ziemlich erfüllt. (Studierendeninterview 12)

Einige entdecken erst durch das Studium, dass sie künstlerisch ambitioniert sind, und bilden so etwas wie eine Identität als Künstler aus bzw. stärken ihre künstlerische Identität.

(...) ich hab in den Sommerferien 2008 vier Wochen gemalt. Ich konnte nur noch malen. (...) Mein Wohnzimmer war mein Atelier, wir mussten draußen essen, weil wir keinen Platz hatten. (...) Nächtelang konnte ich malen. (...) Ich konnte einfach nicht aufhören. Das war gut. Also da hab ich gesehen, dass ich künstlerisch etwas drauf habe. (Studierendeninterview 11)

(...) dieses Gefühl, „Ich-bin-ein-Schwamm. Und mache mich wieder feucht.“ (...) dass ich ja eigentlich aus dem künstlerischen Bereich kam aber auch hier wieder eine ganz andere Zugewiese hatte, dass bestimmte Bereiche, die ich lange nicht bearbeitet habe oder so, dass ich die wieder auf einer anderen Ebene wahrgenommen habe. (Studierendeninterview 5)

Bei Studierenden dieses Typs steht also die Entdeckung bzw. Stärkung der künstlerischen Identität als Folge der künstlerischen Studienangebote im Vordergrund. Dies wirft im Hinblick auf das Curriculum des Masterstudiengangs Pädagogik Fragen auf, weil dieses ja nicht darauf abzielt, Künstler aus- oder weiterzubilden. Das Curriculum wird aber von einem Teil der Studierenden in dieser Weise (miss-)verstanden. Sie sehen die Kunstseminare in erster Linie als förderlich zur Ausbildung oder Stärkung ihrer künstlerischen Fähigkeiten und ihrer Künstleridentität an, erst in zweiter Linie oder auch manchmal gar nicht – und darin sind sie ähnlich dem Typ II – stellen sie einen Bezug zur pädagogischen Praxis her.

3.2 Auswirkungen der Kunst im Pädagogikstudium

Nachdem anhand von drei aus der Analyse gebildeten Typen dargestellt wurde, welche unterschiedliche Bedeutung die künstlerischen Seminare für die Studierenden des ersten Masterstudiengangs Pädagogik an der Alanus Hochschule hatten, wird jetzt ein zweiter Aspekt betrachtet: die weiteren Auswirkungen, die die Kunst aus Sicht der Studierenden hatte. Die von den Studierenden beschriebenen Auswirkungen lassen sich vier verschiedenen Bereichen zuordnen.

Der erste Bereich sind *kunstbezogene Auswirkungen*. So berichten Studierende, dass sie zu eigenem künstlerischem Schaffen angeregt wurden. Das reicht vom Malen, über das Anfertigen eigener Kunstobjekte aus Holz oder Metall, dem Schreiben von Gedichten bis zur Bildbetrachtung im Museum.

Für mich sind die Erlebnisse mit der Kunst immer so reich und so, mit so viel Freude verbunden, dass ich jetzt vielleicht zu jeder Arbeit, die ich gemacht habe, sagen könnte, da gab es etwas Besonderes. (Studierendeninterview 2)

Ich geh' öfters ins Museum und gucke die Bilder von Weitem, und dann geh ich näher so nah, dann kann ich gucken, wie hat der das geschafft. Also ich geh' vorsichtiger damit um, nicht so auf die Schnelle. Ich nehm' mir mehr Zeit. (Studierendeninterview 11)

Der zweite Bereich umfasst *Auswirkungen auf die Studiensituation*. Hier wird von den Studierenden erstens hervorgehoben, dass die künstlerischen Aktivitäten die Gruppenbildung unterstützt und stabilisiert haben. Dies geschah zum einen, weil viele Übungen nur gemeinsam durchgeführt werden konnten (wie Eurythmieübungen, Übungen in der Sprachgestaltung und die Abschlussperformance). Zum anderen wirkte sich das künstlerische Tun an sich belebend und verbindend aus.

Also ich merke so, ich fand einfach total wichtig, dieses Erleben im Körper in der Eurythmie auch. Also so letztlich bei sich selber anzukommen, aber auch in der Gruppe anzukommen. So dieses Wechselspiel, da bin ich nach wie vor von überzeugt, dass das unsere Gruppe auch stark geprägt hat. So aus der ersten Studienwoche (...) (Studierendeninterview 1)

Als erstes fallen mir ein (...) die Sachen, die wir als Gruppe geübt haben. Naja, wo wir Theater improvisiert haben, wo jemand zum Beispiel etwas vorgegeben hat (...) aus dem Publikum, und zwei andere mussten das spielen, und dann konnte man etwas aus dem Publikum einwerfen, und dann musst du halt improvisieren und eine Geschichte daraus machen, so spontane Sachen, und ich fand das ganz, als Übung ganz spannend für den Lehrberuf, einfach spontan zu reagieren und zu agieren, auch auf der Bühne zu agieren, zu zweit oder auch alleine. Ja. Das sind eigentlich die, eigentlich die schönsten Erlebnisse, die man, die zusammen waren in der Gruppe. (Studierendeninterview 4)

In einem zweiten Aspekt der Wirkung auf die Studiensituation wird die Wirkung auf die wissenschaftlichen Studieninhalte thematisiert. Dass die Kunst ein Erholen und Ausruhen von der intellektuellen Beschäftigung ermöglicht, dass sie aber auch hilfreich ist, die wissenschaftlichen Inhalte auf einer anderen Ebene zu begreifen, dass es einen Zusammenhang zwischen Kunst und Forschung gibt, der sich z.B. in einer ähnlichen Art des genauen Beobachtens äußert. Und die Kunst kann außerdem auch dazu beitragen, die eigene biographische Situation zu reflektieren, z.B. im Zusammenhang mit der Erstellung eines Selbstportraits.

Großes Erlebnis war dann durchaus auch die Selbstportrait-Thematik, die wir im Künstlerischen durchgearbeitet haben. Das finde ich auch sehr wichtig in der biographischen Situation, in der man nochmal so ein Studium aufnimmt, nicht das Erststudium (...) Wo man sich noch mal stellt, einfach dieser eigenen Situation, einfach durch das Selbstbild (...) (Studierendeninterview 9)

Der dritte große Bereich, in dem Auswirkungen der künstlerischen Beschäftigung erlebt werden, ist *die eigene Persönlichkeit*. Hier wird von den Studierenden hervorgehoben, dass sie „anders“ durch die Welt gehen, „anders“ und intensiver wahrnehmen können, besser beobachten können und ihre Geduld geschult wurde. Sie berichten von Krisensituationen, Grenzerfahrungen und deren Bewältigung und innerer Veränderung dadurch (vgl. die Darstellungen zu Typ I).

Ich denk', ich beobachte besser. Nach Schweden hab ich so oft über die Wälder geredet. Was für ein Grün, ich konnte kein Grün mehr sehen (...) Ja doch,

mein Auge wurde geschult, oder meine Geduld oder beides. (Studierendeninterview 11)

Als vierter Bereich, in dem Auswirkungen sichtbar werden, ist *die pädagogische Tätigkeit* zu nennen. Das sind zum einen Selbsterfahrungen, die als übertragbar auf die eigene Praxis als Pädagoge geschildert werden: die Kreativität, die als nützlich erlebt wird; das Einlassen auf einen Prozess, dessen Verlauf und Ausgang zum Teil unbekannt ist; die Erfahrung, eine schlechte Note zu bekommen und sich dabei ungerecht behandelt zu fühlen.

Mitzubekommen, ich muss mich selber auf einen Prozess einlassen, wo ich, sage ich mal, ein bestimmtes Know How irgendwie schon habe, ... aber ich muss mich auf den Weg dahin machen. Das ist etwas, was ich Schülern, Schülerinnen oder so Kids, mit denen ich zu tun habe, ja auch ganz oft abverlange. (Studierendeninterview 1)

Mir wurde es klar, dass es im Künstlerischen eigentlich keine Objektivität geben kann (...) Ich konnte mich in die Lage eines Schülers versetzen, der von einem Lehrer durch eine Note nicht gewürdigt wird, sein Einsatz nicht gewürdigt wird (...) (Studierendeninterview 8)

Zum anderen lernen die Studierenden Dinge, die sie direkt im Unterricht umsetzen können. Das trifft besonders auf Übungen im Bereich der Sprachgestaltung zu, aber auch im Bereich der Eurythmie. Zudem werden Schauspiel und Musik genannt. Eine der Studierenden wendet die künstlerische Methode des (genauen) Betrachtens und Beobachtens im Klassenzimmer an und kann sich dadurch besser in ihre Schüler einfühlen.

3.3 Ziele der Kunstangebote im Studium aus Sicht der Dozierenden

Neben den Interviews mit den Studierenden wurden zwei Dozierende aus den Bereichen der bildenden und der darstellenden künstlerischen Studienangebote interviewt, um folgende Fragen zu klären: Welche Ziele und Absichten hatten sie bei der Durchführung ihrer künstlerischen Seminare, welche Methoden haben sie dazu eingesetzt und sind ihre Intentionen von den Studierenden so wie sie es geplant hatten, aufgenommen worden?

Die Dozentin für Malerei nannte als Kursinhalte Portraitmalerei und Landschaftsmalerei. Beide Inhalte wurden auch in den Interviews der Studierenden – meist begeistert – erinnert. Bei der Portraitmalerei, die am Anfang der Kurse stand, war die Zielsetzung, in verschiedenen, sehr detaillierten Arbeitsschritten eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst anzustoßen, insbesondere sollte die Spannung zwischen innerem gefühlsmäßigen Erleben und dem äußerlich Sichtbaren für die Studierenden erfahrbar gemacht werden. Dieser Prozess sollte in die Arbeit mit und an der eigenen Persönlichkeit münden:

Also wie gehst du an ein Bild heran? Wie baust du auf? Wie setzt du dich proportional zum Beispiel mit deinem Kopf in ein Format? Manche machen sich ganz klein, manche machen sich riesig. Und das hat mit dir zu tun. Das machst

du, weil du das auch bist. Und das passt oft auch und das kann man natürlich alles thematisieren. Das muss man sehr sensibel machen, aber dadurch entsteht auch, und das wird irgendwann da auch erwähnt, so ne Persönlichkeitsarbeit, dass man merkt, dass man an sich tatsächlich arbeiten kann. Über so ein künstlerisches Medium. (Dozierendeninterview 2)

Über die Studierenden des Jahrgangs 2007 sagte die Dozentin, dass es sich bei vielen um starke Künstlerpersönlichkeiten handelte, die sehr individualistisch und stilgeprägt arbeiteten. Diese Einschätzung korrespondiert mit den zahlreichen Interviews, die wir Typ III zuordnen konnten. Es handelt sich nach Ansicht der Dozentin um Studierende, die bereits künstlerische Vorbildung mitbringen und sich von den Studienangeboten inspirieren lassen, ihre künstlerische Tätigkeit zu intensivieren, wieder aufzunehmen oder neue Aspekte zu entdecken oder zu entwickeln.

Weitere Ziele der Seminare in Malerei waren, die Studierenden zu einer Intensivierung ihrer Wahrnehmung zu führen und dazu, eine andere Perspektive einnehmen zu lernen.

Der Gewinn für die Persönlichkeit, so die Dozentin, besteht darin, dass neu erlernte Möglichkeiten wie die Intensivierung der Wahrnehmung habituell gespeichert sind und wieder abgerufen werden können und damit jederzeit die Arbeit an der eigenen Persönlichkeit aufgenommen und fortgeführt werden kann:

Und so ist es – also ich könnt dir keine Zahl nennen, oder keinen Zeitraum. Ich denk, du hast es gespeichert, wie man es schaffen kann, wie man Wahrnehmung intensivieren kann. Und mehr als das kann es, glaub ich, nicht sein. Du weißt, wie du rankommst an die Möglichkeit, deine Wahrnehmung zu intensivieren, dein Erlebnis zu intensivieren, indem du künstlerisch arbeitest. (Dozierendeninterview 2)

Also ich glaub mehr kann ich als Dozent nicht mitgeben. Ich kann Erfahrungen geben, die zu anfänglichen, sag ich jetzt auch mal, Fähigkeiten führen, die sich so speichern, dass man weiß, wie man selber daran arbeiten könnte oder weiter arbeiten könnte. (Dozierendeninterview 2)

Die zweite interviewte Dozentin, die das Fach Eurythmie lehrte, formuliert ihre Zielsetzungen so: Ein dringliches und wichtiges Thema für Pädagogen ist es, das Verhältnis zu sich selbst und zur Welt als einen fortlaufenden Gestaltungsprozess zu begreifen. Die Eurythmie ist aufgrund ihrer starken Prozesshaftigkeit sehr gut geeignet, diesen fortlaufenden Gestaltungsprozess des Selbst- und Weltverhältnisses zu üben:

Die wichtigsten Dinge, die ich mit den Studierenden üben möchte, sind tatsächlich diese Punkte: Mein Verhältnis zu mir selbst, mein Verhältnis zur Welt als etwas verstehen zu üben, das ich ständig gestalte. Ich bin ständig in einem Gestaltungsprozess. Ich setze mich ständig in ein Verhältnis zur Welt. Und immer wieder neu, und das muss ich ständig tun, und zwar ziemlich bewusst als Lehrer. Sonst geschehen mir die Dinge, sonst geschieht mir mein eigener Unterricht. Und das ist ein Problem; um handlungskompetent zu bleiben, muss ich das wissen, dass ich ständig diejenige bin, die mein Verhältnis zur Welt ge-

staltet, und das ist eines der Hauptdinge. Und dann immer auf Prozesse zu schauen. Nie auf die Ergebnisse, nicht auf das Gewordene, sondern immer zu gucken: Wo geht der Prozess? Wie ist der Prozess? Kinder entwickeln sich. Alle Menschen entwickeln sich, aber Kinder ganz besonders und Jugendliche, und das find ich eine der wichtigsten Fähigkeiten für Lehrer überhaupt. Immer zu schauen: Was will denn da werden? Nicht: Was ist denn heute? (Dozierendeninterview 1)

Sich auf diese Prozesshaftigkeit des Sozialen einlassen und sie aktiv gestalten zu können, ist für Pädagogen sehr wichtig, insbesondere im Umgang mit Kindern, um deren Entwicklungsprozesse unterstützen zu können, um zu sehen, „was will denn da werden? Nicht: was ist denn heute?“

Das kann man in der Eurythmie wunderbar üben, dass alles immer prozesshaft ist und immer wieder neu geschaffen werden muss. Und es da Nichts gibt, was einmal fertig ist. Das gibt's in der Eurythmie nicht, (...) man muss es ja immer neu tun. Man kann es ja nie angucken und sagen: fertig. (Dozierendeninterview 1)

Eine zweite Zielsetzung und wichtige Möglichkeit der Eurythmie ist aus Sicht der Dozentin das Üben der Gleichzeitigkeit von eigenem Tun und Wahrnehmung seiner selbst und der Anderen. Dies zu beherrschen ist gerade im pädagogischen Alltag sehr wichtig und hilfreich, da ein Lehrer zum Beispiel gleichzeitig handeln und sich und seine Schüler dabei wahrnehmen muss, um den Unterricht entsprechend seiner pädagogischen Ziele gestalten zu können.

3.4 Zur Nachhaltigkeit der künstlerischen Kurse – Eine Gruppendiskussion mit Absolventen ein Jahr nach Studienabschluss

Ein Jahr nach Studienabschluss führte Charlotte Heinritz ein Gruppengespräch mit vier Absolventen durch, in dem gemeinsam auf die Studienerfahrungen zurückgeblickt wurde mit dem Ziel zu explorieren, welche Bedeutung die künstlerischen Kurse für die jetzige berufliche Tätigkeit der Teilnehmer aus deren heutiger Sicht hatten.

Zur Übertragung der künstlerischen Arbeiten und Präsentationen auf die pädagogische Situation im Klassenzimmer sagte eine Absolventin im Gruppeninterview ein Jahr nach Studienabschluss, dass sie nun in ihrem Alltag in der Schule emotional sicherer agieren kann:

Ich kann mich noch daran erinnern, dass ich das erstaunlich fand, wenn ich meine künstlerischen Sachen präsentieren musste, (...) dass das immer sehr aufregend war, weil das so wahnsinnig viel mit mir zu tun hatte, wenn ich die Sachen präsentiert hatte, und ich auch viel von mir auch 'n Stück weit preis geben musste, viel mehr, als wenn ich jetzt 'n Referat halte über irgendein anderes Thema. Und jetzt merk ich, dass ich – also ich fand, dass die (...) Dozenten (...) ganz toll damit umgegangen sind, weil ich ganz viel – also wie behutsam die damit umgegangen sind, weil das ja – ich mach mich dadurch ja wahnsinnig angreifbar, wenn ich in diesem künstlerischen Prozess dann halt auch ein Stück weit mich da öffne, und merke aber jetzt so im Nachhinein, wie

mich das gefestigt hat, wenn ich jetzt im Klassenraum bin, und oft auch auf Situationen stoße, die ich nur gefühlsmäßig verstehe, und dass ich schon das Gefühl habe, ich kann dem mehr vertrauen. Also ich hab so 'n stärkeres Vertrauen gekriegt zu 'ner Gefühlsebene. Und – das andere hat mich mehr kognitiv gestärkt. Also, dieses – und weil man manchmal im Klassenraum doch sehr spontan reagieren muss, und Sachen manchmal, da ist der Bauch schneller als der Kopf, also manchmal fordern das die Kinder so total stark, und ich hab das Gefühl, jetzt so im Nachhinein, mir war das aber während des Studiums gar nicht so bewusst, hab ich das Gefühl, ich steh schon 'n bisschen anders im Klassenraum, und kann mit so spontanen Aktionen, die gefühlsmäßig besser einordnen. Aber das ist mir jetzt erst so bewusst, während des Studiums war das eher teilweise 'ne Erfahrung mit mir selbst, das mich gefühlsmäßig so – meine Gefühlsebene einfach auch gestärkt hat. (Gruppendiskussion, Zitat 1)

Ein Diskussionspunkt war die Frage, ob die Bedeutung der künstlerischen Übungen in den Seminaren expliziter herausgearbeitet werden sollte. Denjenigen, die nicht so positive Erfahrungen mit der Kunst hatten, hätte es vielleicht geholfen, die mögliche Bedeutung der künstlerischen Übungen für die pädagogische Praxis explizit zu thematisieren:

Ja, da mein ich ja, dass an manchen Punkten wir auch noch genauer hätten hingucken können. Also wenn ich Sachen abzeichne, da lern' ich ja ganz genau zu beobachten an diesen kleinen Dingen, ne, und wie sehr haben wir uns auch bemüht auch hier, als wir in Schweden irgendwas gezeichnet haben, genau hinzugucken und das dann auf Papier zu bringen und so weiter, und meine Frage ist: Hilft das nicht auch im Klassenraum dann tatsächlich besser zu beobachten und könnte man das nicht noch mehr thematisieren, dass es Zusammenhänge gibt, die man dann auch in das pädagogische Tun übertragen könnte, die man eben so geschult hat auf diese Art und Weise, dass es diesen Menschen, die einfach sagen ‚Ach Kunst ist nichts für mich‘, ne, so, haben so ne Verweigerungshaltung vielleicht auch innerlich – könnte ja sein, dass denen das einfach auf dieser intellektuellen Schiene dann klarer wird, dass es sehr sinnvoll ist, so was auch genau zu beobachten. (Gruppendiskussion, Zitat 2)

Dagegen stand aber die Meinung einer anderen Studentin, die es gerade schätzte, dass die künstlerischen Erfahrungen nicht „intellektuell“ besprochen wurden:

Ich (...) fand's eigentlich ganz schön, dass das nicht gemacht wurde. Weil dann kriegt das wieder so 'n kognitiven Charakter, und das fand ich gerade ganz schön, dass das, dass dieses Tätigsein in deiner eigenen (...) Persönlichkeit, ohne es wieder im Kopf (...) zu reflektieren – ich fand das ganz schön, ehrlich gesagt. (Gruppendiskussion, Zitat 3)

4. Diskussion

Als Ergebnis der Auswertung kann festgestellt werden, dass die künstlerischen Angebote im Rahmen des Masterstudiengangs Pädagogik an der Alanus Hochschule von

fast allen der insgesamt 14 interviewten Studierenden des ersten Studienjahrgangs schließlich angenommen werden. Sie werden als eine persönlich bereichernde und anregende Erfahrung bewertet sowie auch als eine Möglichkeit, pädagogisch relevante Erfahrungen zu machen, die sich zum Teil in die eigene Unterrichtspraxis übertragen lassen. Diese Begeisterung kann sich sowohl aus einer von Anfang an begeisterten und bereitwilligen Haltung (Typ III: 8 Studierende), als auch aus einer zunächst überraschten bis widerwilligen Beschäftigung mit Kunst (Typ I: 4 Studierende) entwickeln. Eine eher widerwillige Teilnahme an den künstlerischen Aktivitäten im Studium kann aber auch zur Ausbildung oder Verfestigung einer ablehnenden Haltung gegenüber der Kunst als Element eines Pädagogikstudiums führen (Typ II: 2 Studierende).

Diese Ergebnisse werfen die Frage auf, warum von einem Teil der Studierenden, die nicht von vornherein auf Kunstanteile im Studium eingestellt sind, diese Seminarangebote schließlich als sinnvoller Teil eines Pädagogikstudiums akzeptiert werden (Typ I), bei einem anderen Teil der Studierenden mit gleicher Ausgangslage dagegen nicht (Typ II). Typ II, bei dem die Absicht des künstlerischen Curriculums, zur Ausbildung von Pädagogen beizutragen, aus Sicht der Studierenden zunächst völlig scheitert, gibt Anlass zu der Frage, welche Bedingungen zu einem Erfolg oder einem Scheitern der Intentionen künstlerischer Studienanteile in Pädagogikstudiengängen führen. Vergleicht man hierzu die drei Typen, so lässt sich feststellen, dass die Kunstbegeisterten (Typ I und III) sowohl einen tiefgehenden positiv gerichteten Einfluss auf ihre Persönlichkeit wahrnehmen, als auch dies als Bereicherung ihres pädagogischen Handlungsspektrums erleben, sei es durch die Anwendung bestimmter durch die Kunst erlernter Techniken und Methoden, sei es durch neue pädagogische Haltungen, die sich aus dem künstlerischen Prozess heraus entwickelt haben. Bei Typ II wird zwar auch ein Einfluss der Kunst auf die eigene Persönlichkeit wahrgenommen, dieser ist aber ambivalent. Er ist nicht nur positiv in dem Sinne, dass die Beschäftigung mit Kunst eine persönliche Weiterentwicklung bedeutet (z.B.: besser auf sich selbst zu achten). Der Einfluss hat auch negative Seiten, weil die Bewertung der künstlerischen Tätigkeit im Studium als für das eigene Selbst verletzend und daher potentiell bedrohlich für das eigene pädagogische Selbstverständnis erlebt wurde. Möglicherweise sind diese negativen Erfahrungen eine Erklärung dafür, warum der Transfer der Kunsterlebnisse in die pädagogische Praxis von diesen Studierenden abgelehnt wird bzw. nur für die negative Seite gelingt (Übertragung der Erfahrung, wie schlimm es empfunden wird, wenn ein hoher persönlicher Einsatz durch eine schlechte Benotung nicht gewürdigt wird).

Interessant sind auch die Mitteilungen jener Studierenden vom Typ III, die sich in ihrer bereits vor Beginn des Studiums vorhandenen künstlerischen Identität verwirklichen bzw. sie wiederentdecken und damit – zum Teil jedenfalls – offenbar einem Missverständnis über die intendierte Funktion der künstlerischen Studienanteile im Pädagogikstudium unterliegen. Dies ist eine Herausforderung für die curriculare Ausgestaltung der künstlerischen Angebote im Rahmen pädagogischer Studiengänge, deren Ziel es ist, mit Hilfe künstlerischer Angebote pädagogisch wirksame Persönlichkeitskompetenzen zu entwickeln.

Das bedeutet für die Frage der Passung zwischen den Zielen von künstlerischen Studienangeboten in pädagogischen Studiengängen, wie sie aus den Inhalten des Curriculums und aus Sicht der Kunstdozierenden sich darstellen, einerseits und den

Wahrnehmungen und Erfahrungen der Studierenden im Umgang mit „Kunst im Studium“ andererseits, dass ein besonderes Augenmerk gelegt werden muss auf die Verarbeitung und Bewertung der Kunstangebote vor dem Hintergrund der eigenen pädagogischen Identität der Studierenden.

Ein zweites Forschungsfeld, das hier nicht näher untersucht werden konnte, aber aus den subjektiven Äußerungen der Studierenden zu den Auswirkungen der künstlerischen Anteile im Studium in seinem Facettenreichtum aufscheint, ist die Frage der Wirkungsmöglichkeiten künstlerischer Studienangebote auf die Persönlichkeit von angehenden Pädagogen und auf die pädagogische Praxis.

LITERATUR

- Alanus Hochschule (2013): Faltblatt zum Teilzeit-Studiengang Master of Arts Pädagogik. Alfter: Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft.
- Alanus Hochschule (2014): Studium Generale: Profil, Inhalte & Organisation. Zugriff Februar 2014: <http://www.alanus.edu/studium-generale-ergaenzungsstudium.html>.
- Brater, Michael (2010): Bildung durch Kunst - Was man durch künstlerische Aktivitäten lernen kann. Ein soziologischer Ansatz zur Klärung des pädagogischen Potenzials künstlerischer Projekte, insbesondere für sozial benachteiligte Kinder und Jugendliche. Kusch-Projekt. Alfter: unveröffentlichter Bericht.
- Brater, Michael und Peter Rudolf (2006): Qualifizierung für Interaktionsarbeit – ein Literaturbericht. In: Fritz Böhle und André Büssing (Hg.): Arbeit in der Interaktion – Interaktion als Arbeit. Arbeitsorganisation und Interaktionsarbeit in der Dienstleistung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 261-308.
- Fachbereich Bildungswissenschaft der Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft (2012): Modulhandbuch Master of Arts Pädagogik. Fassung vom 01.09.2012. Alfter: Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft.
- Glaser, Barney G. and Anselm L. Strauss (1967/1999): The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research. Chicago: Aldine.
- Gläser, Jochen and Grit Laudl (2010): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse. 4. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Heinritz, Charlotte (2012): Jedem Kind sein Instrument: Das musikpädagogische Pionierprojekt an der Waldorfschule Dortmund. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jäncke, Lutz (2008): Macht Musik schlau? Neue Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften und der kognitiven Psychologie. Bern und Stuttgart: Huber.
- Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11. vollständig überarbeitete Auflage Weinheim, Basel: Beltz.
- Rittelmeyer, Christian (2010): Warum und wozu ästhetische Bildung? Über Transferwirkungen künstlerischer Tätigkeiten. Ein Forschungsüberblick. Oberhausen: Athena.
- Schmalenbach, Bernhard (2011): Kunst in der Ausbildung sozialer Berufe. München: kopaed.
- Strauss, Anselm L. (1991): Grundlagen qualitativer Forschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Strauss, Anselm L. und Juliet Corbin (2010): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim, Basel: Beltz.
- Strübing, Jörg (2004): Grounded Theory: Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Freie Erinnerung und mitlaufende Quellenkritik

Zur Ambivalenz der Interviewmethoden in der westdeutschen Oral History um 1980

Franka Maubach¹

Zusammenfassung

Jüngst rückt die Figur des Zeitzeugen in den wissenschaftlichen Fokus und wird historisiert. Deren „Geburt“ lässt sich auf die Zeit nach Zweitem Weltkrieg und Holocaust datieren. Der nahe Tod der letzten Zeugen dieser Zeit legt die Frage nahe, wie mit den Abertausenden Hör- und Filmdokumenten umzugehen sei, die in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen Kontexten gesammelt wurden. Sagen sie, wie die konstruktivistisch ausgerichtete Forschung nahelegt, vor allem etwas über die erinnerungskulturellen Kontexte aus, in denen sie entstanden? Oder lässt sich mit ihnen historische Erfahrung entschlüsseln? Um diese Fragen zu beantworten, müssen die jeweiligen Kontexte, in denen Erinnerungserzählungen entstehen, genau in den Blick genommen werden. Es geht also weniger um die Historisierung der Figur des Zeitzeugen, als um die Historisierung des Zeitzeugeninterviews und seiner Kontexte nach 1945. Diese wird im folgenden Beitrag am Beispiel der westdeutschen Oral History in ihrer formativen Phase um 1980 verfolgt.

1. Von der Historisierung des Zeitzeugen zur Historisierung der Zeitzeugeninterviews – einführende Überlegungen

Seit einigen Jahren wird die Figur des Zeitzeugen in Deutschland historisiert. In einem neuen, von Martin Sabrow und Norbert Frei herausgegebenen Sammelband zur „Geburt des Zeitzeugen“ nach 1945 wird der Zeitzeuge – um es als Vorbereitung einer Kritik überspitzt zu formulieren – in erster Linie als Kunstfigur porträtiert, als ein aus collagierten Erinnerungsfragmenten und gegenwärtigen Sinnkonstrukten zusammengesetztes Produkt des Medienbetriebs, das die Identifikations-, Projektions- und Deutungsbedürfnisse einer Gesellschaft nach dem Holocaust befriedigt. Der Zeitzeuge steht dabei, folgt man Martin Sabrows einleitendem Aufsatz, fast synonym für das Diktaturoffer, ein Typus, für den der Eichmannprozess den Präzedenzfall darstellt, weil hier die Zeugen nicht nur die Straftaten, sondern darüber hinaus ihre ganze

1 Der Text ist zuerst auf Polnisch im *Wrocławski Rocznik Historii Mówionej* (Wrocław Yearbook of Oral History, 2014) erschienen, und ich danke dessen Herausgeber Wojciech Kucharski für sein Einverständnis, den ursprünglichen deutschen Text in leicht veränderter Form hier zu veröffentlichen.

(Opfer-)Geschichte bezeugten.² Nur eine auratische Leidens- und Ohnmachtsgeschichte macht das (mediale) Zeitzeugnis nach Sabrow glaubhaft. Täter wie Albert Speer oder Günter Schabowski durften diese Rolle des Zeitzeugen höchstens als (vermeintliche) Konvertiten zum Guten ausfüllen, aber auch sie blieben „noch in der entschiedensten Konversionsbereitschaft auf der Schwelle zwischen Zeitgenossenschaft und Zeitzeugenschaft gefangen“ (Sabrow 2012: 30). Sabrow definiert den Zeitzeugen gleichsam von außen, von den gesellschaftlichen Sinn- und Deutungsbedürfnissen her, die ihn erst schaffen; über das Zeitzeugnis, dessen Inhalt und Qualität sagt das zunächst einmal wenig aus.³ Dagegen betrachtet Harald Welzer aus der Innenperspektive seiner über viele Jahre gewachsenen sozialpsychologischen Interviewexpertise auch das Zeitzeugnis selbst skeptisch: Er spricht von den „notwendig manichäischen Darstellungsweisen“ von Zeitzeugen, die gerade jene Grauzonen nicht fassen könnten, die für das Verständnis der NS-Diktatur so wichtig seien. Seine plausible Konzeption einer aus Opfern und Tätern gemeinsam gebildeten Handlungsgemeinschaft in der NS-Diktatur, in der es keine *bystander*, sondern nur unmittelbar einbezogene Personen gebe, rührt, so scheint es, gerade nicht aus seinen Interviewanalysen (Welzer 2012: 39).

Dass der Zeitzeuge seinen vergangenen Erfahrungen kaum Ausdruck verleihen kann, sondern seine Erinnerungserzählungen entlang der eigenen und gesellschaftlichen Deutungsbedürfnisse je neu konstruiert, darüber sind sich die Forscher dieser ersten Phase in der Historisierung von Zeitzeugenschaft im Grunde einig. Zunehmend wichtiger wird, was der Zeitzeuge *darstellt*, aber nicht mehr, was er eigentlich *sagt*; die Erinnerungen selbst fallen aus dem Wahrnehmungsraster dramatisch heraus. Während die Figur des Zeitzeugen historisiert wird, verschwindet das Historische des Zeitzeugnisses selbst aus der Wahrnehmung. Der idealtypische Fall einer solchen Zeitzeugenfigur ist die mediale Vernutzung von Erinnerungen im *histotainment* Guido Knopp'scher Prägung: Das individuelle Zeitzeugnis ist nur noch ein regieentsprechend zusammengeschnittenes Fragment, das mit mehreren anderen zu einer Collage montiert wird, und eben nicht mehr eine ganzheitliche Lebensgeschichte im Sinne der Oral History. Mehr noch: Weil die letzten Zeitzeugen langsam sterben, wird ihre Rolle von beliebten Schauspielern besetzt, die als Zeitzeugen agieren und deren Geschichte nachstellen; ein „para-historisches“ Phänomen, das uns in den nächsten Jahren – je weniger Zeitzeugen noch leben, desto mehr – beschäftigen wird.⁴

Der Gang dieser höchst kritischen Historisierung des Zeitzeugen schließt an einen soziologischen, im Falle Welzers sozialpsychologischen Umgang mit biographischen Interviews an: Diesem Theoriestrang verpflichtete Forscher betrachten Erinnerung stets in erster Linie als Gegenwartskonstruktion, als ein synchrones, nicht diachrones Phänomen, als Form und Ausdruck gegenwärtiger Normen und Konventionen statt als historische Quelle, die von vergangenen Erfahrungen zeugt. Diese Prämisse über das

2 Vgl. Sabrow (2012: 17 ff.) sowie daneben den Aufsatz von Hanna Yablonka (2012), die aber gerade kritisiert, dass dem Tatsachenzeugnis der vorgeladenen Überlebenden juristisch so wenig Bedeutung zukam.

3 Der in Deutschland vor allem von Lutz Niethammer geprägte, reflektierte wissenschaftliche Ansatz des lebensgeschichtlichen Interviews und seiner Analyse bildet das zwar erwähnte, aber analytisch kaum genauer in den Blick genommene Gegenbeispiel zur Kunstfigur des Zeitzeugen; vgl. Sabrow (2012: 23).

4 Ein Phänomen, das Rainer Gries in seinem Sammelbandbeitrag eindrücklich beschreibt (Gries 2012).

Wesen von Erinnerung und die Anknüpfung der kritischen Historisierung von Zeitzeugenschaft an soziologisch-synchrone Ansätze müssen im Hinterkopf behalten werden. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass gegenwärtig die allerletzten Zeitzeugen sterben, die Nationalsozialismus und Holocaust aus eigener Erfahrung bezeugen können, scheint aber die Frage nicht unerheblich zu sein, wie wir mit den Aber-tausenden auf Band dokumentierten und ins Bild gebrachten Erinnerungserzählungen eigentlich umgehen sollen, ob wir ihren historischen Inhalt entschlüsseln möchten oder sie nur mehr als zeitgenössische Konstrukte begreifen, die mehr über die Zeit aussagen, in der sie entstanden, als über die erzählte Vergangenheit.⁵ Für den Historiker wäre dann zwar die Frage nach der „Geburt“ des Zeitzeugen *nach* dem Holocaust und seiner Entwicklung über die nächsten Jahrzehnte hinweg von Interesse, nicht mehr aber die Arbeit mit den lebensgeschichtlichen Interviews selbst, weil deren Gegenwartsbias den Weg zu genuin historischen Fragestellungen und zu einer Erfahrungsgeschichte des Holocaust verstellt.

Ich möchte diesen Gang gegenwärtiger Historisierung des Zeitzeugen mit dem Blick auf die Oral History in eine andere Richtung lenken. Denn der deutschen Oral History als geschichtswissenschaftlichem Ansatz ging es seit ihrer Entstehungsphase um 1980 gerade darum, die spezifisch historische Erfahrung von Individuen zu erforschen und nicht nur die Sinnkonstruktionen zum Zeitpunkt des Interviews. Dies geschah zu Anfang mit einem kräftigen (Über-)Schuss linken Glaubens an eine „solidarische Geschichtsschreibung“ gemeinsam mit den Unterdrückten, mit denen, die in der bisherigen Geschichte gar nicht vorkamen und denen nun „eine Stimme gegeben“ werden sollte, um sie in einem demokratischen Projekt zu ihrer eigenen Geschichte hin zu befreien. Die Oral History entwickelte sich seit Ende der 1970er Jahre europaweit zunächst als Suche nach und Versuch einer Kooperation mit den Unterdrückten und Unterschichten, denen die meist aus dem Umfeld der europäischen 68er-Bewegung kommenden Forscher oft beinahe identifikatorische Sympathien entgegenbrachten.

Zudem ging es gerade in den postdiktatorischen Gesellschaften wie der Bundesrepublik oder Italien um die Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Faschismus und dabei nicht nur um Opfer- und Widerstandserfahrungen, sondern schnell auch um die überall zu gewärtigenden Tätergeschichten – die Gleichsetzung von Zeitzeuge und Opfer war hier von Anfang an prekär und drohte unter den Ergebnissen empirischer Zeitzeugenforschung zusammenzubrechen. Als exemplarisch können die Arbeiten der italienischen Historikerin Luisa Passerini über die Turiner Arbeiterklasse während des Faschismus gelten; sie stieß in ihren Interviews auf einen Arbeiterstolz, eine Arbeitsideologie, die dem Faschismus geradezu in die Hände spielte. Ihr Vortrag auf der ersten Konferenz der International Oral History Association (IOHA) 1979 war deswegen ein Augenöffner, weil Passerini den naiven Glauben an die Wahrhaftigkeit von Erinnerung als solcher durch eine kritische Perspektive ablöste, die auf die Sprache der Erinnerung, auch auf das Verschwiegene und Verdrängte, gerichtet war (Pas-

5 Vgl. dazu die Überlegungen von Norbert Frei, der den Abschied von der Zeitgenossenschaft (neben den Chancen) auch als „Risiko“ schildert, weil die Geschichtswissenschaft damit das „Korrektiv der kontrollierenden Kennerschaft des Zeitgenossen, zumal der Historiker unter diesen“ verliere und die „Gefahr“ bestehe, dass sich das „Politisch-Spekulative, das Zufällig und Beliebig, das bloß intellektuell Ausgedachte“ breitmake (Frei 2005: 56).

serini 1979 und 1987).⁶ Ihr Plädoyer, das leichtfertige Demokratisierungsprojekt der frühen Oral History aufzugeben und die Ambivalenzen von mündlicher Erinnerung wahrzunehmen, wurde zu einem Schlüsseldokument einer reflektierten Oral History nicht nur in den postdiktatorischen Gesellschaften. In diesen waren die Befunde der ersten empirischen Studien indes besonders irritierend, wie auch in der Bundesrepublik Deutschland: So stießen die Forscher um Lutz Niethammer im Projekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet“ (LUSIR) gerade dort, wo sie regionen- und schichtenspezifisch Unterdrückung und Gegenwehr erwartet hatten – in der Arbeiterklasse –, auf breite Zonen des Konsenses mit der nationalsozialistischen Diktatur. Mehr noch trat ein immer noch begeisterter Volksgemeinschaftsgeist an die Oberfläche der Erinnerungen, der vom massenhaften Konsens mit dem Regime und von der Beteiligung an der Diktatur zeugte und der im Vergangenheitsdiskurs der 1980er Jahre und in den meist sozialdemokratischen Milieus des Ruhrgebiets eigentlich keinen Platz mehr hätte haben sollen. Und er trat an die Oberfläche, obwohl die Fragen der linken, identifikationsbereiten Oral-History-Pioniere darauf gar nicht ausgerichtet gewesen waren. Die Ergebnisse von LUSIR kollidierten damals durchaus schmerzhaft mit den Vorannahmen des Teams und förderten die Ausarbeitung einer Interviewmethode, die in der deutschen Oral History bis heute Bestand hat und unten genauer in den Blick genommen wird.

Wir müssen, so zeigt das Beispiel, den Blick erweitern, ihn nicht nur auf die (vor allem mediale) Kunstfigur des Zeitzeugen richten, sondern auch darauf, wie Zeitzeugenschaft in verschiedenen Kontexten entstand, durch welche Fragen sie konstituiert wurde, wie sie sich durch die Methoden veränderte, mittels deren Erinnerungen erhoben und ausgewertet wurden. Inwiefern sind es also erst die Fragen von wissenschaftlichen Interviewern aus unterschiedlichen Disziplinen oder von Journalisten mit ihren je spezifischen Perspektiven und Zielsetzungen – synchron, diachron, auf ein Schlagwort oder das „ganze Leben“ zielend –, die den „Zeitzeugen“ generieren? Denn die Menschen, die befragt werden, bleiben mit ihren vergangenen Erfahrungen ja dieselben; ihr Zeitzeugnis aber ändert sich mit dem Interviewsetting, in dem es entsteht.⁷ Wenn wir also das Zeitzeugnis nach 1945 wirklich umfassend und systematisch historisieren wollen, müssen wir dessen Produzenten ebenso in den Blick nehmen wie die Prozeduren des Fragens, wir müssen die Methoden transparent machen und die höchst unterschiedlichen Settings der Erinnerung ausleuchten.

Eine solche historische Interviewforschung muss zudem daran interessiert sein, wie sich Fragekulturen oder Frageregime über die Zeit hinweg verändert haben. Produzenten von Zeitzeugenerinnerungen sind Journalisten ebenso wie Historiker, Akteure der Geschichtswerkstättenbewegung oder Angestellte von Gedenkstätten. Sie alle interviewten und interviewen Zeitzeugen auf unterschiedliche Weise, aber auch mit anderen Zielen, und es müssten systematisch Interviewprojekte unterschiedlicher

6 Den Zusammenhang habe ich an anderer Stelle genauer entwickelt (Maubach 2013: 257-261).

7 Auf den Zusammenhang von Befragungsart und Erinnerungstätigkeit und -fähigkeit hat schon Lutz Niethammer im klassischen Text „Fragen – Antworten – Fragen“ verwiesen (Niethammer 1985). Auch für Harald Welzers konstruktivistische Erinnerungstheorie ist das jeweilige Interviewsetting, sind situative und performative Aspekte gerade ausschlaggebend und ein Beleg dafür, dass Erinnerungen eben entsprechend dieser unterschiedlichen Settings jeweils aufs Neue konstruiert werden, was er und sein Team bei der Analyse von Familiengesprächen zeigten. Ein besonderer Fokus auf die wissenschaftliche Fragekultur resultierte daraus aber nicht (vgl. Welzer 2000 und 2002).

Provenienz und aus verschiedenen Zeitphasen untersucht werden, um diese „Fragen nach den Fragen“ beantworten zu können. Das würde bedeuten, die Interviews unter wissenschaftsgeschichtlichem Erkenntnisinteresse neu anzuhören, auf die Fragen zu achten, die gestellt (oder nicht gestellt) wurden, die Dialoge nachzuvollziehen, die sich entspannen, und die gemeinsame Verfertigung von Geschichte *in the making* zu beobachten.⁸ Es geht also, so meine ich, weniger um die Historisierung der *Figur des Zeitzeugen* als um die Historisierung des *Zeitzeugeninterviews und seiner Kontexte* nach 1945. Damit steht zugleich die Interaktion zwischen Interviewer und Interviewtem im Zentrum der Aufmerksamkeit, also die intersubjektive Dimension von Zeitzeugeninterviews.⁹ Auf dieser Blickachse des „Frage-Antwort-Komplexes“ liegen auch die Erinnerungsinhalte, die aus der Interaktion hervorgehen und gegenwärtig aus dem Auge zu geraten drohen.¹⁰ Im Rahmen eines solchen breiteren Erkenntnisinteresses geht es mir im Folgenden – exemplarisch, explorativ und anhand einiger einschlägiger Methodentexte – um lebensgeschichtliche Interviewmethoden der Oral History in der bundesdeutschen Gesellschaft der 1980er Jahre, also in der formativen Phase dieses Ansatzes. Kontextualisieren möchte ich diese Methodenentwicklung zuerst durch einen transnationalen Blick auf die Oral History, dann durch einen Vergleich mit dem narrativen Interview in der empirischen Sozialforschung, das Fritz Schütze etwas früher und in einigen Prämissen sehr ähnlich, wenngleich im Ziel unterschiedlich entwickelte. Vor diesem Hintergrund soll die Besonderheit der (west-)deutschen Oral-History-Methode in ihren verschiedenen Schritten nachvollzogen und profiliert werden. Dabei beziehe ich, entsprechend meinem Interesse am „Frage-Antwort-Komplex“, nur die Interviewmethode im engeren Sinne ein und lasse Fragen der Vor- und Nachbereitung, etwa der Auswahl oder Transkription, beiseite.

2. Das ganze Leben: zum Erkenntnisinteresse transnationaler Oral History um 1980

Ein Blick auf die Methodenlehren der Oral History ernüchert schnell: Es gibt nämlich keine fixierte und breit akzeptierte Methodologie, sondern, überspitzt gesagt, so viele Methoden wie Interviewer – und das gilt nicht nur für den deutschen Forschungskontext, sondern darüber hinaus für den europäischen Oral-History-Zusammenhang, auch deswegen, weil sich die Oral History seit den späten 1970er Jahren explizit grenzüberschreitend entwickelte.¹¹ Sucht man nach Aussagen darüber,

8 Dies kann in diesem als Aufriss gedachten Text nicht geschehen. Ich erinnere mich jedoch an das große Erstaunen, ja das Befremden beim Hören einiger LUSIR-Interviews mit Frauen, die im Zweiten Weltkrieg als Helferinnen mobilisiert worden waren. Während ich im Rahmen des Erkenntnisinteresses meiner Dissertation vor allem mit Fragen nach weiblicher Beteiligung und Mittäterschaft im Kopf zuhörte, stellten einige der Interviewerinnen ihre Fragen mit deutlich vernehmbarer feministischer Solidarität und erwarteten die Erzählung von Unterdrückungserfahrungen durch das Patriarchat im Nationalsozialismus – und mussten sich eines Besseren belehren lassen. (Denn oft schwärmten die Frauen von den Aufstiegs- und kleinen Machterfahrungen, die der Nationalsozialismus ihnen geboten hatte). Von solchen Ernüchterungserfahrungen lebte das LUSIR-Projekt, wie ich oben schon angedeutet habe.

9 Zur Intersubjektivität in Oral-History-Interviews s. Passerini (2002).

10 Der schöne Begriff des „Frage-Antwort-Komplexes“, der ja die Bindung der Erinnerungsantwort an die stimulierende Frage betont, bei Anke te Heesen, die ein Forschungsprogramm für eine zu schreibende „Naturgeschichte des Interviews“ entworfen hat (te Heesen 2013).

11 Dies macht ein Blick auf die Geschichte der International Oral History Association schnell deutlich. Vgl. als erste und explorative Annäherung an deren Geschichte Leo/Maubach (2013).

wie ein Interview geführt werden soll, stößt man erstaunlicherweise – den theoretischen wie methodischen Überreflexionen, mit denen die Oral History einer steten delegitimierenden Kritik zu begegnen trachtete, zum Trotz – nur auf wenig konkrete Aussagen (vgl. Abrams 2010: 9). Ein gelungenes lebensgeschichtliches Interview, das Bereiche vergangener Erfahrung aufzuschließen vermag, scheint an Zauberei zu grenzen, ist eine geradezu spirituelle Erfahrung, die nur geteilt oder selbst gemacht, aber nicht in generelle Methodologien überführt werden kann. Dorothee Wierling erklärt in ihrem einschlägigen Text zur Oral History das Defizit einführender Methodenleitfäden in Deutschland damit, dass „Oral History eine sehr komplexe Methode und Erfahrung“ darstelle, „die sich nur schwer in ein sicheres Regelwerk einhegen“ lasse: „Deshalb lässt sich, zwar mit Anleitung und unterstützt durch reflektierende und theoretisierende Lektüre und Diskussion, *Oral History* als Methode nur im Vollzug ‚lernen‘“ (Wierling 2003: 93). Und Lynn Abrams entwickelt ihre Überlegungen zu einer Theorie der Oral History von der Praxis her, nicht andersherum – „turning practice into theory“, ist ihre Einleitung überschrieben (Abrams 2010: 1-17). Diese Vorstellung, dass die Interviewpraxis nicht von der Theorie und letztlich auch nicht von der Interpretation getrennt werden kann, spiegelt sich im diffus-vermischenden Begriff der Oral History, der das alles meint: die Praxis und Methodologie lebensgeschichtlicher Interviews ebenso wie die Geschichte, die aus den Interpretationen von Interviewerzählungen entsteht, und den Ansatz im Ganzen.

Oral-History-Methoden variieren nicht nur individuell, weil jeder Interviewer über die Jahre „seine“ Art und Weise entwickelt, erfolgreiche (und manchmal weniger erfolgreiche) lebensgeschichtliche Interviews zu führen, sondern die Interviewer müssen zudem offen für eine je nach Interview veränderte Methodik bleiben. Oft entwickelt sich die Art und Weise, produktive Fragen zu stellen, je nach Interviewpartner erst im Gespräch, also performativ und situativ; deswegen sind Protokolle darüber, wo und unter welchen Umständen ein Interview stattgefunden hat, so wichtig. Obwohl solche individualisierten, performativen Methoden lebensgeschichtlicher Interviewführung kaum zu einer generalisierten Methodologie zusammengebunden werden konnten, prägten sie sich über die Jahrzehnte doch in spezifischen (trans-)nationalen Interviewkulturen aus. Diese müssen im Blick behalten werden und rechtfertigen, bei aller Offenheit und Diversität, die den Kern der Methode ausmacht, von einer deutschen oder eben auch transnationalen Oral-History-Kultur zu sprechen.

Insgesamt ging die Oral-History-Bewegung der politisierten und idealistischen Anfangszeit von der Prämisse aus, dass die ganze Lebensgeschichte (*a full life-story*) im Zentrum stehen solle und eben nicht, wie bis dato in den Sozialwissenschaften, nur ein thematisch gewählter Ausschnitt. Diesen „ganzheitlichen Ansatz“ könnte man als kleinsten gemeinsamen Nenner einer Oral History bezeichnen, die sich, wie erwähnt, seit ihren Anfängen Mitte bis Ende der 1970er Jahre immer auch im internationalen Raum ausprägte, da dem in den verschiedenen nationalen Kontexten meist marginalisierten und angefochtenen Ansatz auf diese Weise ein breiteres Fundament und internationales Standing gegeben werden konnte. Diese „intrinsische Internationalität“ der Oral History führte zwischen Forschern aus unterschiedlichen Nationen zum Austausch darüber, wie das Gedächtnis zu definieren, aber auch darüber, wie ein Interview erfolgreich zu führen sei¹²; gerade in der enthusiastischen Entwicklungsphase

12 Zur „intrinsischen Internationalität“ von Oral History vgl. Agnès Arp (2013).

des Ansatzes Anfang bis Mitte der 1980er Jahre lassen sich in den Methodenreflexionen Rückkoppelungen dieses internationalen Austauschs in den Belegapparaten finden.¹³ Die Vorstellung, dass das „ganze Leben“ wichtig und deswegen zu erfragen sei, gleichgültig welche spezifische Fragestellung man verfolgte: ob man nun zu den „Edwardians“ im Großbritannien zu Anfang des 20. Jahrhundert (Thompson 1975), den Bäckern in Paris (Bertaux 1981) oder den Arbeitern im italienischen Faschismus (Passerini 1979 und 1987) und im Ruhrgebiet während des Nationalsozialismus (Niethammer 1983 und 1985) forschte – diese Vorstellung gehörte fraglos zu den unbestrittenen Grundbeständen der Oral History in ihrer europäischen Entstehungsphase.

Diese ganzheitliche Perspektive ermöglichte zuallererst, das Individuum, das da vor einem saß, in seiner ganzen Einzigartigkeit und je besonderen Geschichte zu respektieren. Dies hatte vermutlich nicht zuletzt etwas mit der Wendung auf das Subjekt in den alternativen Post-68er-Milieus der 1970er Jahre zu tun, aus denen heraus sich die Oral-History-Bewegung entwickelte. Disziplinintern setzten sich Oral Historians auf diese Weise vom gängigen objektivierenden Strukturfetischismus in der Soziologie und Sozialgeschichte ab, der, wie kritisiert wurde, die konkreten Menschen hinter den Strukturen verschwinden zu lassen drohte. In seinem klassischen Buch *The Voice of the Past* versah der Urvater der britischen Oral History Paul Thompson die bis dato stur standardisierte und leitfadenorientierte Interviewmethode in den Sozialwissenschaften mit einer humorvollen Kritik:

[...] [N]o oral historian, even when using an interview guide, would want to go for a caricature of the classic survey's search for „objective“ evidence, with its instrument a rigid inflexible questionnaire style of interview carried out by a dehumanized interviewer „without a face to give off feelings“.
(Thompson 2000: 226)

Nicht nur das Interviewsetting selbst, sondern auch der Interviewer mutierte in einem solchen standardisierten Leitfadeninterview zu einer unmenschlichen, gefühllosen Charaktermaske, der gegenüber der Interviewte sich kaum mit seiner ganzen Biographie öffnen konnte. Gleichzeitig jedoch warnte Thompson vor allzu offenen Interviews, die schnell in allgemeines und orientierungsloses Geplänkel abzugleiten drohten; als Beispiel führte er interessanterweise die deutsche Methode des „narrativen Interviews“ ein, wie sie Gabriele Rosenthal im Anschluss an Fritz Schütze vorge schlagen hatte, und setzte sich so von einer genuin deutschen Variante qualitativer Interviewführung ab (Thompson 2000: 228).

Neben der Wendung auf das Subjekt bewogen auch Fragen der Archivierung zu einer ganzheitlichen lebensgeschichtlichen Befragung: So waren in den USA Interviewführung und Interpretation meist auch personell voneinander getrennte Arbeitsschritte, sodass ein Interviewer oft gar nicht wusste, welche Fragen später an sein Interview herangetragen werden würden; schon darum hatte das Interview möglichst große Bereiche der Lebensgeschichte abzudecken. Aber auch wenn Interviewer und

13 Vgl. exemplarisch Niethammer, der in seinem Aufsatz „Fragen – Antworten – Fragen“ auf die Entwicklung der Methoden im internationalen Kontext verwies und den seinerzeitigen Kanon vorstellte (Niethammer 1985: 434, FN 2).

Interpret identisch waren, erlaubte nur der volle Lebensbericht, verschiedene, auf den ersten Blick vielleicht gar nicht zusammenhängende Lebensbereiche und -phasen bei der Analyse zueinander in Beziehung zu setzen, um die Subjektivität der Interviewpartner zur vollen Entfaltung zu bringen; eine Möglichkeit, die Paul Thompson als eine der größten Stärken der Oral History bezeichnete (Thompson 2000: 231). Die Gründe dafür, warum Interviewpartner über ihr „ganzes Leben“ befragt wurden, mochten also kulturell und individuell variieren. Die ganzheitliche Perspektive auf Biographien jedoch bestimmt Oral-History-Methodenleitfäden und im Geiste der Oral History geführte Interviews über alle Grenzen hinweg bis heute.

3. Zur Methodik des Oral-History- und narrativen Interviews in West-Deutschland

Wie aber ließ sich eine Biographie möglichst vollständig erfragen? Das lebensgeschichtliche Netz konnte, wie es etwa im US-amerikanischen, auch englischen Kontext verbreitet getan wurde, durch sogenannte *follow up questions* gesponnen werden, die in die Lebenserzählung je nach Bedarf eingeworfen wurden, um Andeutungen zu detaillieren.¹⁴ Erwähnte beispielsweise ein Interviewpartner seinen Bruder im Lebensbericht nur *en passant*, konnte der Interviewer mit der Bitte einhaken, mehr über den Bruder, dessen Persönlichkeit und über das Verhältnis zu ihm zu berichten. In der deutschen Oral History dagegen bürgerte sich das Verfahren eines freien und ungestörten Lebensberichts ein, der den Interviewpartnern ermöglichen sollte, ihr Leben möglichst unbeeinflusst von lenkenden Einwüfen des Interviewers zu entwickeln (eine Erzählung, die natürlich trotzdem *vis-à-vis* des Interviewers entstand und mehr oder weniger bewusst auf dessen Forschungsschwerpunkte ausgerichtet war).¹⁵ Dem radikal offenen Impuls, das eigene Leben zu erzählen, folgte ein Narrativ, in dem die Biographie des befragten Gegenüber eine erste Gestalt annahm – und das sich, wie die Forscher schnell merkten, nicht selten an standardisierten Mustern wie dem Lebenslauf orientierte.

3.1 Der freie Lebensbericht – ungestörter Einstieg in die assoziative Entfernung von der Gegenwart

Der ohne Interventionen des Interviewers frei laufende Lebensbericht stellt sowohl in der von Lutz Niethammer geprägten Oral History als auch im soziologischen narrativen Interview der Schütze/Rosenthal-Schule den ersten Methodenschritt dar. Diese Grundlage qualitativer Interviewführung fußt, so möchte ich zeigen, nicht zuletzt auf

14 Vgl. etwa die pragmatischen und wenig skrupulösen Wegweisungen von Thompson: „Right through the interview whenever you get a bald fact which you think might be usefully elaborated, you can throw in an inviting interjection: ‘That sounds interesting’; or more directly, ‘How?’, ‘Why not?’, ‘Who was that?’ The informant may then take up the cue.“ (Thompson 2000: 229).

15 Dies führte im Falle meines mit einer Kollegin, Julie Boeckhoff, zusammen geführten Interviews mit dem Doyen der US-amerikanischen Oral History, Ron Grele, für unser Buch zur Geschichte der International Oral History Association (IOHA) zu tiefgreifenden Irritationen: Dass wir seinen freien Lebensbericht nicht mit Fragen und Detaillierungswünschen – *follow up questions* also – unterbrechen, sondern ihn, wie er fand, ungeschützt und ungeführt mehrere Stunden lang sprechen ließen, nahm Grele uns übel – erst später verstand ich, dass wir dasselbe Ziel: eine möglichst vollständige Lebensgeschichte, auf methodisch völlig unterschiedliche Weise verfolgten und bekam eine Ahnung von den Einflüssen, die die nationalen Interviewkulturen spielten.

der vor allem deutschen Tradition der Phänomenologie, Lebensphilosophie und Psychoanalyse, wie sie sich um 1900 ausgeprägt hatte (neben den oben genannten allgemeineren Entwicklungsfaktoren der transnationalen Oral History). Dabei standen zwei Denkprämissen im Zentrum: erstens die phänomenologische-gestalttheoretische Prämisse, dass die Biographie beim Erzählen in einer narrativen Form gerinnen, also eine Gestalt annehmen würde, die das je besondere Leben und seinen Verlauf widerspiegelte. Das erzählende Subjekt sollte zu einer freien Erzählweise und auf diesem Wege zu einer subjektiv-eigensinnigen Gestaltung seiner Lebensgeschichte animiert werden. Zweitens und eng damit zusammenhängend, war diese individuelle Formung der Biographie nur dann möglich, wenn das Individuum in einen Erinnerungsmodus versetzt wurde, in dem es vergangene Erlebnisse nicht nur aus einer gegenwartsgeleiteten Perspektive heraus erzählte und beurteilte, sondern solche Normen und Moralvorstellungen hinter sich ließ, um sich an Erfahrungen anzunähern, die vielleicht noch nie erzählt worden waren und quer zu den Normregimen der Gegenwart lagen. Ließ man zum Beispiel die ehemaligen „Volksgenossen“ frei sprechen, sprudelten die Erinnerungen an kleine Machtgewinne und Führungspositionen in der nur scheinbar egalitären Volksgemeinschaft, an den stolzen Besitz arisierter Möbel oder Wohnungen, an die Erhebung der „Herrenrasse“ über andere. Zu hören waren plötzlich die schwärmerischen Volksgenossen von einst, die sich an die „schönste Zeit“ ihres Lebens erinnerten. Gerade in Deutschland und vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Vergangenheit eröffnete das lebensgeschichtliche Interview die Möglichkeit, an die Realitäten der Massenbegeisterung für das NS-Regime und der massenhaften Beteiligung in ihm heranzukommen.

Die dreistufige Interviewmethode, die den freien Lebensbericht, einen immanenten und einen leitfadengestützten Nachfrageteil umfasst, ist heute noch gängig, prägte aber in den nächsten Jahrzehnten zahlreiche Feinheiten und individuelle Varianten aus. Im Rahmen des ersten großen, interviewbasierten geschichtswissenschaftlichen Forschungsprojekts, in dem Anfang bis Mitte der 1980er Jahre ein Team „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet, 1930-1960“ untersuchte, stellte deren Leiter Lutz Niethammer die Dreistufenlehre in der Einleitung zum ersten Band zunächst einmal nur in ihrer Abfolge und den Hauptmerkmalen vor, erweiterte dies aber am Ende des dritten Bandes durch übergeordnete methodologische Überlegungen. Er war dabei nicht so sehr an der schieren Abfolge der konkreten Methodenschritte interessiert, sondern vor allem daran, welche Art der Erinnerung diese Methode zutage fördern könnte (Niethammer 1983 und 1985). Indem er das Oral-History-Interview mit anderen Erinnerungssettings – der Psychoanalyse, dem Gerichtsverfahren und dem Interview in der qualitativen Sozialforschung – verglich und sowohl das Gemeinsame wie das Unterscheidende herausstellte, profilierte er den eigenen methodischen Zugang zur Erinnerung. Im Vergleich mit der empirischen Sozialforschung betonte er vor allem und ähnlich wie Paul Thompson, dass der Befragte „nicht in seiner personalen Individualität gefragt“ sei, sondern auf „allgemeinere gesellschaftliche Befunde“ zurückgeschlossen werden solle. Entsprechend gehe es auch nicht um den Erinnerungsinhalt der Interviews und dessen Bezug zur Vergangenheit, sondern um die je reaktualisierte *Form*, die die Erfahrung in der Erinnerung angenommen habe (Niethammer 1985: 398). Zu diesem Erkenntnisinteresse der empirischen Sozialforschung passte das Setting eines höchst standardisierten, durch einen Fragebogen verregelten Interviews, das nicht zuletzt wegen der nötigen Vergleichbarkeit „grund-

sätzlich strukturiert“ sei. Offene Frageimpulse seien von vornherein festgelegt und höchstens „mehr oder minder dehnbare Hohlräume, die der Interviewte ausfüllen kann“ (Niethammer 1985: 401). Die vorstrukturierte Form des Interviews ging hier parallel mit einem Erkenntnisinteresse, das auf die gesellschaftlichen Strukturformen des Erinnerns statt auf dessen Inhalte, die vergangene Erfahrung zielte, die vielleicht erst jenseits der standardisierten Frageimpulse formuliert werden konnte.

Gegen diese formale Rigidität in der empirischen Sozialforschung setzte Niethammer das Prinzip einer radikalen Offenheit: „Jede Frage, auch wenn sie zunächst nur etwa dem Jahr des Schulabschlusses gilt, ist im Erinnerungsinterview ‚offen‘, nämlich für die ‚Abschweifungen‘ des Gedächtnisses, die sie auslösen mag“ (Niethammer 1985: 401). Diese Offenheit war nicht nur dem Gutmenschentum einer altruistischen Interviewführung geschuldet, mit der die Verantwortung für den Gesprächsverlauf geradezu an die Interviewpartner delegiert wurde. Sie war für Niethammers Konzeption einer Gesprächssituation nötig, die gerade assoziative, zunächst vielleicht ungerichtet oder beliebig scheinende Erzählungen stimulieren sollte, um sich von den gegenwartsgeleiteten Erinnerungserzählungen zu entfernen und in Bereiche latenter, noch kaum formulierter, zu Gegenwartskonventionen querliegender Erfahrung vorzustoßen. Gerade am Anfang, argumentierte Niethammer, sei eine solche Offenheit wichtig,

damit der Interviewte seine Lebensgeschichte zunächst einmal in der Abfolge und mit den Gewichtungen (und Aussparungen) erzählen kann, die ihm gewohnt sind oder die er der Befragung mit einem Agenten der Wissenschaft oder der Öffentlichkeit für angemessen hält. Dies ist nicht nur eine überlieferungswürdige kulturelle Repräsentation in sich, sondern sie schafft in ihren Aussagen und Lücken eine Struktur, der sich durch immanente Nachfragen weitere Erinnerungen assoziieren können. (Niethammer 1985: 402)

In der generell offenen Interviewatmosphäre traten jene ungedeuteten, latenten Deutungsmuster zutage, in denen vergangene, oft ambivalente Wahrnehmungen oder Erfahrungen verhandelt wurden und „deren Wertimplikationen im Widerspruch mit der sonst eingenommenen Position stehen, also auf teilweise überwundene, teilweise weiterwirkende Prägungen zurückverweisen“ (Niethammer 1985: 396). Die Vorstellung, auf dem Wege einer ungestörten assoziativen Erinnerungsweise näher an vergangene Erfahrungen herankommen zu können, lag aber nicht nur der Oral History Niethammer'scher Prägung zugrunde, sondern auch einem sich neu etablierenden Ansatz der qualitativen Sozialforschung, der vor allem vom Mikrosoziologen Fritz Schütze vertreten wurde. Dieser positionierte sich ebenfalls gegen die klassisch standardisierte, auf die synchronen Makrostrukturen der Gesellschaft zielende Interviewführung und konzipierte das „narrative Interview“, auf das sich bis heute viele Forscher der qualitativen Sozialforschung beziehen.¹⁶ Auch wenn das dürre, umständliche und durch die komplizierte Spezialterminologie schwer zugängliche (manchmal aber plötzlich zu ganz klaren und eindrucksvollen Bildern findende) Sozi-

¹⁶ Seit Ende der 1970er Jahre veröffentlichte Schütze eine Reihe zusammenhängender Texte, aus denen sich seine theoretischen Vorstellungen und methodischen Vorschläge ableiten lassen; später bezog sich vor allem Gabriele Rosenthal auf seine Methodologie und entwickelte sie weiter. Vgl. hier zunächst vor allem Schütze (1983).

ologendeutsch Schützes von Lutz Niethammers satter, beweglicher und immer zugleich konkreter wie abstrakter Sprache weit entfernt ist – beider Kritik, die generelle Argumentation und die Vorschläge für eine reformierte Interviewmethode zielten zunächst einmal in dieselbe Richtung. Im 1983 erschienenen Text „Biographieforschung und narratives Interview“ setzte sich Schütze ebenso wie Niethammer entschieden von einer soziologischen Biographieforschung ab, die individuelle Schicksale zugunsten soziologischer Makrostrukturen vernachlässigt habe. Der Blick auf die je individuelle Biographie sei jedoch notwendig, um, und hier wandte sich Schütze wieder dem großen Ganzen der Gesamtgesellschaft zu, allgemeine „Prozessstrukturen des Lebensablaufs“, also Abstiege, Aufstiege oder stagnierende Lebensphasen, beschreiben zu können (Schütze 1983a: 284 und Schütze 1981).¹⁷

Diesem Ziel diene eine generelle Verzeitlichung der bis dato auf die synchron-gegenwärtigen Strukturen festgelegten Interviewführung – das soziologische Interview wurde historischer. Der Interviewer sollte, in Schützes Worten, „von Anfang an die zeitliche, die ‚sequentielle Struktur‘ der Lebensgeschichte des Biographieträgers im Auge“ haben. Es sollten keine Einschätzungsfragen, sondern vor allem Fragen gestellt werden, die der Beschreibung von Prozessen dienten, Fragen danach, wann etwas anfang oder aufhörte oder wie ein bestimmter Prozess weiterging, und die man ganz kindlich, aber vielleicht nicht im Sinne Schützes als „Und-dann-Fragen“ bezeichnen könnte (Schütze 1983a: 284).¹⁸ Schütze schlug eine möglichst offene Interviewführung vor, die die funktionalistisch so bezeichneten „Biographieträger“ von Allgemeinsätzen, aktuell motivierten Begründungen für ihre Lebensgeschichte ab- und ins Fahrwasser einer freien Erzählung bringen sollte. Entsprechend beginnt das dreischrittig zu führende „narrative Interview“, das vor allem solche Erzählungen in der Zeit hervorlocken sollte („Stegreiferzählungen“), ebenfalls mit einer offenen Einstiegsfrage nach dem gesamten Leben oder nach bestimmten, im Forschungsfokus stehenden Lebensphasen. Die Eingangserzählung durfte vom Interviewer nicht unterbrochen werden (Schütze 1983a: 285).¹⁹

Es waren lebensphilosophische und phänomenologische Überlegungen, die die Argumentationen Schützes als stetiges theoretisches Hintergrundgeräusch begleiteten: Vorstellungen einer inneren, vom äußeren Ereignisablauf unterschiedenen Erlebniszeit, wie sie Husserl (oder auch Bergson) vorgeschlagen hatten, spielten hier ebenso hinein wie die Gestalttheorie – denn die vergangenen Erlebnisse waren ja nicht mehr an sich rekonstruierbar, sondern nur noch in der Form der Erzählung, in die sie ge-

17 Schütze ist es, das lässt sich seinen Texten ablesen, vor allem um die Erlebensprozesse zu tun, nicht um die Aufstiege; er zitiert hier stets Aristoteles' Begriff des „Erleidens“ und argumentiert, dass die Verlaufskurven, auf denen die Prozessstrukturen des Lebenslaufs abgezeichnet sind, dem „Prinzip des Geradenwerdens durch sozialstrukturelle und äußerlich-schicksalhafte Bedingungen der Existenz“ gehorchten; „etwas altmodischer“ könne man mit Aristoteles auch von Prozessen des „Erleidens“ sprechen (Schütze 1983a: 288). Hier lässt sich möglicherweise ebenso wie bei der Oral History eine Solidaritätsbekundung mit den Unterdrückten, den „Opfern“ finden und zugleich eine Absage an das klassisch-bürgerliche Modell eines selbstgestalteten Lebens.

18 Vgl. auch Rosenthal (1995), die die Vorstellung eines passiven und niemals aus dem Relevanzrahmen des Erzählers heraus fragenden Interviewers noch radikalisiert hat – wenn aber nun schon Fragen gestellt werden müssten, dann möglichst solche, die „zum Fortfahren motivieren, wie z.B. folgende Fragen: ‚Wie ging es dann weiter?‘ [...]“.

19 Vgl. zur ersten Ausarbeitung seiner Interviewmethode Ende der 1970er Jahre die Reflexionen im Zusammenhang der Gemeindeforschung (Schütze 1977).

ronnen waren. Schütze definierte dies als „Homologie“ von Erzählform und vergangener Erfahrung.

Dem genuin historischen Ansatz von Lutz Niethammer und seinem Team ging es hingegen um einen weniger vermittelten Zugang zur Vergangenheit, also darum, Typen historischer Erfahrung zu rekonstruieren, die aus dem Oberflächendiskurs des kulturellen Gedächtnisses heraus- und in die Latenz gedrängt worden waren. Niethammer wurde die Vorstellung unbewusst-latenter Gedächtnisinhalte in der Tradition der Psychoanalyse zentral – Erinnerung blieb fluider und stärker auf Prozesse historischer Veränderung orientiert. Gleichwohl stand für beide „Schulen“ das Individuum mit seiner konkreten Geschichte im Zentrum. Dem Ziel, deren „Schicksale“, Leidenswege und Lebensgeschichten zu erforschen, wurde eine freie, Assoziationen stimulierende, ganzheitliche und diachrone Interviewführung eher gerecht als eine, die synchron und leitfadengestützt dem Individuum und seiner Geschichte nur wenig Entfaltungsräume bot.

Es sollte bis hierher deutlich geworden sein, dass es Niethammer mit dem freien Lebensbericht keineswegs um eine naiv dokumentarische Methode zu tun war, darum also, den Unterdrückten bloß „eine Stimme zu geben“ und selbst nichts mehr zu sagen. Gerade in der Anfangszeit der Oral History war ja argumentiert worden, dass der Wortlaut des Interviews die Interpretation geradezu ersetze; an diesem Versuch, die historischen Subjekte selbst ihre Geschichte erzählen und schreiben zu lassen, wurde immer wieder Kritik geübt (z.B. Tilly 1985). Dem widersprach etwa der italienische Oral Historian Alessandro Portelli in einem Text von 1981, in dem er die neue Perspektivik herausarbeitete, die die Oral History den Wissenschaftlern ermöglichte: Indem sie ihre Quellen selbst produzierten, seien Historiker selbst zu einem Teil der Überlieferung geworden und teilten sich zudem – sozusagen in einem Akt der „Bauchrednerei“ – durch die Erzählungen der Subjekte mit. Entschieden verließen Wissenschaftler auf diese Weise die Position des allwissenden Erzählers, der von oben herab auf die Geschichte blickte, und traten als Aktivisten an der Seite der historischen Subjekte in sie ein (Portelli 1981: 105). Gelegentlich also radikalisierte sich die Oral History zu Vorstellungen von einem solidarischen Rollentausch, mit dem die Wissenschaftler die Interpretation als höchsten Beruf des Historikers im Grunde aufgaben. Zwar verstand Niethammer das LUSIR-Projekt ebenfalls als Form einer solidarischen (aber dabei kritischen) Geschichtsschreibung und schlug eine (durchaus problematische) Reaktivierung des Begriffs des „Volkes“ vor, welches gegen die dominante Überlieferung der Eliten in Stellung gebracht wurde. Die Vorstellung jedoch, dass die Erinnerungen, die die Zeitzeugen erzählten, gar nicht mehr interpretiert werden müssten, sondern für sich selbst sprächen, war ihm fremd. Ganz im Gegenteil hatte der möglichst konsequente Rückzug aus dem Interview und die, um mit Niethammer und Freud zu sprechen, „gleichschwebende Aufmerksamkeit“ des Interviewers ja gerade zum Ziel, Assoziationsketten zu evozieren und latente Sinndeutungen an die Oberfläche des Gesagten zu befördern – Sinndeutungen, die weder dem moralischen Mainstream der Gesellschaft und noch weniger dem politischen und ethischen Weltbild der aus den linken und linksliberalen Milieus stammenden Interviewer entsprachen.

Vielleicht lassen sich diese Grenzen der Solidarität und Identifizierung mit den historischen Subjekten gerade aus dem postdiktatorischen Kontext heraus erklären,

der den Wurzelboden der westdeutschen Oral History bildete, wie Niethammer selbst in einem seiner jüngsten Texte meint:

Das für posttotalitäre Gesellschaften typische Misstrauen gegenüber allen Einzelnen war hier trotz aller Zuwendung zu den Erfahrungen des Volkes oder der Unterdrückten so groß, dass man im Interview möglichst viel Material ansammeln wollte, um Anhaltspunkte für die Überprüfung der inhaltlichen Auskünfte der Gesprächspartner zusammenzutragen. (Niethammer 2013: 303)

Im seinem persönlichen Fall gründete das Misstrauen in den allerersten Interviewerfahrungen mit Akteuren der Entnazifizierung, die er für seine Dissertation gesammelt hatte (Niethammer 1982 [1972]). Seine Notizen, wie er sich in einem Beitrag für einen Sammelband von Paul Thompson erinnert, auf den Knien schreibend, hatte der junge Doktorand damals informelle und noch nicht professionalisierte Experteninterviews mit den Eliten der Entnazifizierung geführt, die ihn wegen ihrer Tendenz zur Legitimation, ihren Entschuldungsstrategien und ihrer Schönfärberei gründlich ernüchterten (Niethammer 1982: 24). Zwischen dieser Konfrontation mit dem Gedächtnis in seiner hässlichsten Gestalt und dem LUSIR-Projekt lag eine USA-Reise, von der er viele Erfahrungen mit der dortigen Oral-History-Tradition mitbrachte. Zudem schloss Niethammer sich der internationalen Oral-History-Bewegung an, wo er vom vitalen, grenzüberschreitenden Austausch profitierte (Niethammer 1978, Niethammer 2013). Während er seine Erfahrungen im Entnazifizierungsprojekt vor allem mit Vokabeln des Misstrauens beschrieb, dominierte in Niethammers LUSIR-Texten eine Semantik der kritischen Zugeneigtheit zum „Volk“. Dessen Erfahrungen brachte er durchaus gegen das legitimationsaffine Gedächtnis der Entnazifizierungseliten in Stellung und begann LUSIR vermutlich in der Erwartung einer anderen, alternativen und dezidiert machtkritischen Überlieferung. Die Dreischrittinterviewmethode des freien und offenen Interviews war zwar nicht von Naivität gegenüber den Erinnerungen der Subjekte bestimmt, aber auch nicht von vornherein von Misstrauen getragen. Dass aber der Skepsis gegenüber der Quelle „Erinnerung“ auch mit dem Arbeitergedächtnis des Ruhrgebiets nicht beizukommen war, war eigentlich das Hauptergebnis des Projekts. Denn selbst in den Interviews mit den Arbeitern brachen sich bevorzugt Erinnerungen an die Aufstiegserfahrungen, kleinen Machtgewinne und allgemein die schönen Zeiten im Nationalsozialismus Bahn – das war eine zweite, dieses Mal wirklich nachhaltige Ernüchterung, die sich auch methodisch auswirken sollte. Erst nach LUSIR sollte Lutz Niethammer ein wesentliches Element in seine Methode einbauen: den konsequenten Wechsel der Gedächtnisspur.

3.2 Netze des Nachfragens, Spurwechsel der Erinnerung: über die Fallstricke postdiktatorischer Interviewmethoden

Der zweite Teil sowohl des narrativen als auch des lebensgeschichtlichen Interviews widmet sich immanenten Nachfragen, also Lebensbereichen oder Erlebnissen, die im freien Bericht bereits angeschnitten, aber nicht detailliert worden waren. Damit orientierten sich die Nachfragen zunächst einmal nicht am Forschungsinteresse des Wissenschaftlers oder der Wissenschaftlerin, sondern am erinnerten Lebensentwurf des Erzählers. Das ist so banal wie wichtig, weil es die Akzentverschiebung der Interviewforschung nochmals deutlich zeigt: Im Zentrum sollte das Individuum mit seiner

je besonderen Lebensgeschichte und Erinnerungserzählung stehen, nicht das von außen angetragene Forschungsprogramm des Wissenschaftlers.²⁰ Die Gestalt, die das Leben eines Menschen in der Erzählung annahm, war zunächst einmal zur Vollenendung zu bringen, indem Leerstellen ausgefüllt, ergänzende Erzählungen abgefragt, also die Erzählversatzstücke eines Lebens zusammengetragen wurden. Diese Vorstellung, Phänomene der Lebenserzählung wie Teilstücke zu einem Ganzen zusammensetzen und daraus allgemeine, vielleicht gar anthropologisch-konstante (und eben nicht historische) „Prozessstrukturen des Lebensablaufs“ ableiten zu können, hatte durchaus auch naturgeschichtliche Implikationen (Heesen 2013; Schütze 1981). Der Nachfragenteil sollte, bestimmte Schütze, das „tangentielle Erzählpotential“ ausschöpfen,

das in der Anfangserzählung an Stellen der Abschneidung weiterer, thematisch querliegender Erzählfäden, an Stellen der Raffung des Erzähldukts wegen vermeintlicher Unwichtigkeit, an Stellen mangelnder Plausibilität und abstrahierender Vagheit, weil die zu berichtenden Gegenstände für den Erzähler schmerzhaft, stigmatisierend oder legitimationsproblematisch sind, sowie an Stellen der für den Informanten selbst bestehenden Undurchsichtigkeit des Ereignisgangs angedeutet ist. (Schütze 1983a: 285)

Mit ihren Nachfragen blieben die Forscher also in der sequentiellen, zeitlichen Logik des narrativen Interviews, zielten auf die Detaillierung von Prozessen und nicht auf ihre Beurteilung. So konnte der Interviewer den Erzähler bitten, ein Erlebnis, dessen Schilderung er abgebrochen oder unausgeführt gelassen hatte, zu Ende zu erzählen. Diese ebenso vorsichtige wie penible Arbeit am erinnerten Leben des Interviewten zielte darauf, eine „Stegreiferzählung“ zu generieren, deren Form den (auf- und absteigenden oder stagnierenden) Lebensverlauf abbildete; nur von der Form, nicht vom Inhalt der Erzählung her ließ sich auf dieses zurückschließen.

Die Methodik narrativer Interviewführung nach Schütze (und folgend etwa Gabriele Rosenthal) orientierte sich in allen ihren Phasen an der immanenten Logik der Erzählung; der Relevanzrahmen des Interviewten wurde nicht verlassen. Zwar wurde der Befragte im abschließenden dritten Teil des Interviews um eine Bilanzierung seiner Biographie oder um die Einschätzung von Gründen für den Verlauf seines Lebens gebeten; er ging so auf Distanz zu seiner Lebensgeschichte. Der dadurch höchstens gedehnte Relevanzrahmen des Interviewten wurde jedoch – idealiter – an keiner Stelle des narrativen Interviews durch Fragen zerstört, die von außen kamen und den Relevanzkriterien und Erkenntnisinteressen des Interviewers entsprachen. Ganz im Gegenteil stand die Überlieferung einer möglichst intakten, originären lebensbiographischen Form im Zentrum aller Anstrengungen.

20 Zudem konnte vor dem Interview gar nicht eingeschätzt werden, in welchen biographischen Kontexten das spezifische Forschungsinteresse zu verorten war und welche Verknüpfungen zu bestimmten Erlebnissen und Lebensphasen sich vielleicht ergaben. Vgl. dazu insgesamt das Methodenkapitel bei Rosenthal (1995: 186-207) sowie die aufschlussreiche Überlegung, diesen immanenten Nachfragenteil, der sich an den Notizen zur Haupterzählung orientiert, als einen „am Einzelfall entworfen[e] Interview-Leitfaden“ zu betrachten, der *medias in res* erst entworfen wird. Der Unterschied zum standardisierten, auf einem Fragenkatalog und also äußeren Relevanzkriterien basierenden Interview in der Sozialforschung wird hier besonders deutlich.

In der Oral History dagegen ging es weniger um die Formvollendung als Selbstzweck narrativer Interviewforschung oder darum, ein möglichst vollständiges Formensemble zu rekonstruieren, sondern eher um die Möglichkeit, einzelne Geschichten im Gesamt der Lebenserzählung überprüfbar zu machen. Trotz aller Zurückhaltung und Offenheit für die assoziative Erinnerungstätigkeit vor allem im freien Lebensbericht konnte (und sollte) der Wissenschaftler das Interview steuern: etwa die Richtung der Gedächtnisspuren wechseln oder im dritten Teil des Interviews einen vorbereiteten Leitfragenkatalog (wenngleich in eher freier Handhabung denn in strikter Reihenfolge) abarbeiten, um so Daten zu produzieren, die sich in einen Vergleich zu anderen Interviews derselben thematischen Forschungsreihe setzen ließen und auf eine Typenbildung zielten.²¹ Diese stärker eingreifende Aktivität des Interviewers stand in der geschichtswissenschaftlichen Tradition der klassischen Quellenkritik, die hier aber nicht an eine schon existente (Schrift-)Quelle herangetragen, sondern in die Quelle selbst eingewoben wurde; eine Quellenkritik, die im Moment des Gesprächs selbst vollzogen wurde.

Diese Plausibilitätskontrolle noch während des Interviews, in anderen kulturellen Kontexten weniger ausgeprägt, scheint mir eine spezifisch geschichtswissenschaftliche Reaktion auf den Kontext der nationalsozialistischen Vergangenheit zu sein, in dem sich Anfang der 1980er Jahre fast alle Biographien der meist interviewten älteren Bevölkerungsgruppen bewegten. Alexander von Plato beschrieb in einem Aufsatz aus dem Jahr 2000 die Nachfragetätigkeit im zweiten Teil des Interviews in der Metaphorik ausgelegter Netze: Die „Kunst des Interviewens“ bestehe gerade darin, ein Ereignis im Leben eines Menschen „nicht isoliert stehen zu lassen“, sondern „in einem Netz von Bezügen, Beschreibungen, Episoden und Informationen mit vielfachen Zugängen komplex und weitgehend interpretier- und kontrollierbar zu machen“ (Plato 2000: 17). Dass die Erinnerungstätigkeit und -fähigkeit erhöht wurde, wenn die Blickpunkte des Erzählens variierten, Erlebnisse also aus unterschiedlichen Richtungen angestrahlt wurden, war eine Überzeugung, die von der neurologischen Hirnforschung gestützt wurde. Diese hatte zeigen können, dass Erinnerungen nicht einfach an einer bestimmten Stelle des Gehirns gespeichert waren, sondern durch die Aktivierung und das komplexe Zusammenwirken vieler unterschiedlicher Hirnareale immer wieder neu entstanden oder anders zusammengesetzt wurden (Markowitsch 2000).

Diese Überlegungen belegte von Plato an mehreren Interviewbeispielen (Plato 2000: 18 ff.) So berichtete ein schon im Nationalsozialismus aufgestiegener Unternehmer so lange und ausführlich darüber, wie frühere NS-Verbindungen ihm beim beruflichen Wiedereinstieg in der Nachkriegszeit geholfen hatten, dass er schließlich seine zunächst verschwiegene NSDAP-Mitgliedschaft nicht mehr verheimlichen konnte – die Schlingen im Netz seiner Erzählungen hatten sich zusammengezogen. Im eindrücklichsten Beispiel griff von Plato jedoch eine fast mythische Geschichte aus seiner eigenen Kindheit in einem niedersächsischen Dorf auf – und verankerte so

21 Zwar gibt es solche „exmanenten Nachfragen“ auch bei Schütze, diese haben aber nicht den Sinn eines steuernden und kontrollierenden Eingriffs, sondern sollen bisher nicht explizierte Lebensbereiche ins Interview holen. Im Sinne einer solchen nicht-repräsentativen Generalisierung über den Vergleich von Erinnerungsnarrativen habe ich selbst die Bildung von „passageren Erfahrungstypen“ vorgeschlagen, die ein Kondensat spezifischer historischer Erfahrungen darstellen und mit diesen vergehen. Statt auf eine Typisierung von anthropologischen Verlaufstypen wie bei Schütze zielte dieses Vorgehen auf die Typisierung vergänglicher, historischer Erfahrungen (Maubach 2009: 40-42).

sein fast detektivisches Interesse an den Erinnerungen anderer Menschen in seiner eigenen, noch im Nationalsozialismus wurzelnden Herkunftsbiographie.

Kurz vor Kriegsende war in von Platos Heimatort ein alliierter Bomber beim Rückflug von einem Angriff auf Berlin abgestürzt. Jahre nach diesem Ereignis, mit dem der Krieg im kleinen Dorf Einzug gehalten hatte, erinnerten sich die von ihm interviewten Dorfbewohner zwar noch daran, wie vielseitig sie die Flugzeugteile oder die aufgefundene Fallschirmseide hätten verwenden können – über das Schicksal der Mannschaft an Bord indes kursierten nur ebenso zahl- wie variantenreiche Gerüchte. Was aus den Piloten geworden war, blieb im Nebel der Gerüchte verborgen. Erst als von Plato eine Dorfbewohnerin einmal nach etwas ganz anderem, nämlich nach der Behandlung der Zwangsarbeiter im Dorf, fragte, kam eine Variante ans Licht, die plausibel schien. Um nämlich zu betonen, wie gut es die polnischen Zwangsarbeiter während des Nationalsozialismus im Dorf gehabt hätten, erzählte diese Dorfbewohnerin, dass einer von ihnen, der im Dorf besonders wohlgekommen gewesen sei, die Bomberbesatzung totgetreten habe – vor den Augen und mit Zustimmung eines Teiles der Dorfbewölkerung und offenbar in einem Akt gemeinsam verantworteter Lynchjustiz. Weil die Erzählung der Frau auf eine ganz andere, für sie nach 1945 positiv besetzte Botschaft, nämlich das gute Verhältnis zu den Zwangsarbeitern, zulief, war das über den Bomberabsturz verhängte Tabu außer Kraft gesetzt worden. Der Zwangsarbeiter Stani hatte sich, so sollte die Pointe und Moral von der Geschichte lauten, so sehr auf die Seite der Dorfbewölkerung geschlagen, dass er deren Feindbilder übernahm (über die sich in dieser grausamen Geschichte eben auch etwas lernen lässt) – mit tödlichen Folgen, wenn man der Geschichte glauben darf. Von Plato schlussfolgert:

Zwei persönliche Legitimationsstrukturen waren in diesem Interview in Konflikt miteinander gekommen: diejenige nach Entlastung von Verbrechen, in diesem Fall von Morden, während des Dritten Reiches und die Betonung der guten Behandlung der meisten Fremdarbeiter durch das „einfache Volk“ auf dem Lande (Plato 2000: 20).²²

Die interviewte Dorfbewohnerin war so über die Fallstricke jener Erzählstränge gestolpert, die sie selbst geknüpft hatte: Mit Schütze hatte der „Gestaltschließungszwang“, also das Bedürfnis, eine Geschichte bis zum Ende zu erzählen, zu einem (unfreiwilligen) Geständnis geführt. Im Akt des Erzählens jener Geschichte war ihr die Kontrolle entglitten; sie hatte sich, wie man so treffend sagt, „um Kopf und Kragen geredet“.

Aus Interviewverfahren wie diesen entwickelte Lutz Niethammer einen festen Methodenschritt: den Wechsel der Gedächtnisspuren, den er aber erst nach dem LUSIR-Projekt und wohl angeleitet durch die dort gesammelten Erfahrungen wirklich explizierte. So betonte er in den methodischen Überlegungen zum einige Jahre später in der DDR durchgeführten Interviewprojekt der „Volkseigenen Erfahrung“, dass die „Gedächtnisspuren“ systematisch und mehrfach gewechselt werden müssten, sodass ein Interviewpartner, der beispielsweise zunächst nur von seiner Familienbiographie und privaten Angelegenheiten berichtet hatte, mit berufsbezogenen oder politischen

²² Zu von Platos erfahrungsgeschichtliche Erkundungen der Zwangsarbeitergeschichte vgl. auch Plato 2008.

Fragen – etwa nach dem 17. Juni 1953 – konfrontiert werden sollte. Im DDR-Projekt bedeutete dies schon von der Anlage her eine systematische „Grenzüberschreitung“ über die verordnete Erinnerung hinaus, was wesentliche Erkenntnisse zur Mentalitätsgeschichte der späten DDR-Gesellschaft beitrug (Niethammer 1991: 27 ff.). Es zeigt sich also, dass Oral Historians in der Bundesrepublik der 1980er Jahre gerade vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Vergangenheit Interviewmethoden entwickelt hatten, die zwar in unverregelten Räumen die freie Erinnerungstätigkeit fördern, aber zugleich auch als stetige Plausibilitätskontrolle und mitlaufende Quellenkritik fungieren sollten. Mit zuweilen geradezu detektivischer Hingabe sollten die Oberflächenkonstruktionen der Erzählung durchstoßen werden, um so Zutritt zu vergangenen Erfahrungen zu erhalten, die nicht selten alles andere als schmeichelhaft für das Individuum waren und die, wie Alexander von Platos Geschichte vom Bomberabsturz zeigt, zu erklären halfen, wie jene volksgemeinschaftliche Beteiligungsgesellschaft funktionierte, die die nationalsozialistische Verfolgungs- und Mordpolitik ins Werk gesetzt hatte. Vor diesem Hintergrund muss die Welzer'sche These, dass Zeitzeugenerinnerungen zur Aufklärung über diese Zusammenhänge nichts beizutragen hätten, bei aller Vorsicht im Umgang mit lebensgeschichtlichen Erinnerungen infrage gestellt werden (vgl. auch Plato 2000: 14). Denn es ist ja zunächst einmal bemerkenswert, dass das Ruhrgebiet-Projekt Einsichten in die Konsenszonen breiter Bevölkerungsschichten erbracht hatte, die dem kurz zuvor begonnenen Bayern-Projekt von Martin Broszat, in dem mit schriftlichen Quellen wie etwa polizeilichen Überlieferungen gearbeitet worden war, verschlossen geblieben waren. Aus den Analysen dieser Schriftquellen hatte sich hingegen ein ganz anderer Begriff nahegelegt: der der Resistenz.²³

3.3 Die kleinste Einheit: „Narrative Moleküle“, szenische „Stegreifzerzählung“ und die magische Berührung vergangener Erfahrung

Der Nachvollzug der deutschen Oral-History-Methode hat zunehmend die Bedeutung von Steuerungs- und Kontrollmöglichkeiten durch spezifische Fragemethoden aufgezeigt. Wie Lutz Niethammer in Abgrenzung gegen die Schütze-Schule in einem seiner jüngsten Texte betont, handelt es sich beim lebensgeschichtlichen Interview eben um eine „hochgradig dialogische Tätigkeit zur Optimierung der Gedächtnisleistungen“ (Niethammer 2013: 303). Dieses zur Quellenkritik schon während des Gesprächs ausgebildete Instrumentarium darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich auch der Historiker als Interviewer in jenen magischen Momenten auf die Rolle des reinen Zuhörers zurückziehen sollte, in denen Geschichte wirklich berührt wurde. Das wurde sie, nach der Meinung der meisten Interviewpioniere, meist immer dann, wenn die Befragten Geschichten erzählten. Es waren gerade die, mit Schütze, „szenisch-dramatischen“, ebenso plastisch hervortretenden wie emotional aufgeladenen Geschichten, denen die Aufmerksamkeit der historisch fokussierten Interviewer galt – die Geschichte vom Bomberabsturz etwa hat alle nötigen Ingredienzien.

Entstanden solche Plots vor dem geistigen Auge des Erzählers, hatte der Interviewer nur zuzuhören, sich möglichst unsichtbar zu machen; manchmal schien der Sich-

²³ Auf diesen paradoxen Befund einer nationalsozialistischen Arbeiterbevölkerung im Ruhrgebiet und einer seltsam resistenten in Bayern, einer Hauptregion der NS-Bewegung, verweist Lutz Niethammer selbst (Niethammer 1983: 23; vgl. auch Ulrike Jureit (2007: 175).

Erinnernde dann gar zu vergessen, dass er ein Publikum hatte (Sieder 1984: 220).²⁴ So verfügte selbst Paul Thompson, der Interventionen sehr viel pragmatischer handhabte als seine deutschen Kollegen, mit erhobenem Zeigefinger: „Above all, never interrupt a story.“ (Thompson 2000: 238) Das Interview sei eben kein Dialog, keine Konversation, sondern der Versuch, den Interviewpartner zum erinnernden Sprechen zu bringen – und die erzählten Geschichten, die Storys, galten als Rohdiamanten für die Interpretation. In ihrer unmittelbar spürbaren emotionalen Atmosphäre und Plastizität schienen sie direkt aus der Vergangenheit zu kommen und eine Authentizität – Niethammer spricht von Originalität – zu verbürgen, die unter der Ägide heutiger postmodern-dekonstruktivistischer Erinnerungstheorien keine Plausibilität mehr besitzt. So zeigte Harald Welzer auf, dass gerade die eindringlichsten, plastischsten und emotionalsten Erinnerungen den höchsten Verzerrungsgrad aufwiesen, dass Erinnerung durch Wiederholung in sozialen Settings quasi eingeübt und entsprechend den unterschiedlichen Kontexten, in denen sie aufgerufen wird, jeweils neu konstruiert wird (vgl. Welzer 2000, Welzer 2002, Welzer et al. 2002).²⁵

Dass Menschen ihre Erinnerungen an sozial standardisierten Formvorgaben wie dem Lebenslauf orientieren und Anekdoten stereotyp wiederholen, sich also der bekannten und vertrauten Erzählformen bedienen, hatten indes auch schon die lebensgeschichtlichen Interviewforscher um 1980 erkannt. Anekdoten stellten die Massenware einer Erinnerungsforschung dar, der die „echten“ Geschichten als gesuchte Einzelstücke galten. Sie waren durch Wiederholung zu phrasenhaften und klischierten Erzählungen geronnen, die auf kunstvoll platzierte, zwar eindrucksvolle, aber selten (wie beim Mord am Bomberpiloten) verstörende Pointen zusteuerten; aus ihnen war der vergangene Erfahrungsgehalt längst gewichen. Gleich im ersten Satz seines Textes zu den „Stegreiferzählungen“, die das Gegenteil solcher versteinerten Anekdoten bildeten, bestimmte etwa Fritz Schütze:

Das Gelingen eines autobiographisch-narrativen Interviews setzt voraus, daß der Informant akzeptiert, sich dem narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrungen zu überlassen, und daß er keine kalkulierte, vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie nimmt. (Schütze 1983b: 78)

Möglicherweise bildete der Gemeindepolitiker, mit dem Schütze die ersten Interviewverfahren gesammelt hatte, den Archetyp für jene petrifizierten Erzählungen, die wie Kiesel im Erinnerungsstrom der freien Stegreiferzählung lagen und vor allem der Selbstpräsentation dienten. Auch für viele der linken oder linksliberalen Interviewer in der formativen Phase der Oral History waren es die Eliten, die diesen Erzählungstypus personifizierten; Lutz Niethammers Misstrauen gegen das Gedächtnis war ja etwa während der Interviews mit Entnazifizierungseliten gewachsen (vgl. auch Thompson 2000: 242). Für ihn gehörte ein „Set von Standardgeschichten“ zum Haus-

24 Hier grenzt Sieder die interaktiven von den informativen Erzählungen ab, in denen die intersubjektive Funktion zurücktritt: „Als den Extremfall könnte man sich Passagen denken, in welchen der/die Sprechende quasi auf den Gesprächspartner ‚vergißt‘.“

25 Welzer und sein Team wiesen etwas eindrücklich auf den sozialen Rahmen der Familienerinnerung, die gleichsam am Abendbrottisch entsteht, und führten vor Augen, dass viele plastische Erinnerungsszenen aus medialen Vorlagen collagiert sind.

halt des Langzeitgedächtnisses. Auf sie konnte jeder Mensch, weil er sie schon oft erzählt hatte, ohne große Mühe zurückgreifen, wenn es nötig war:

Als bewährte Kommunikationsbausteine mögen sie originelle Erlebnisse enthalten oder auch nicht, oder der Geschmack sich wandelnder Zuhörerschaften mag sie wie das Geröll im Fluß verschliffen haben. Deshalb ist ihr Charakter zu beliebig für den Zweck historischer Rekonstruktion, aber sie mögen interessante Belege für die Erfahrungsverarbeitung und die Einstellungen des Befragten und vor allem für seinen Kommunikationsstil mit seinem Umfeld enthalten. Niethammer 1985: 404 f.)

Das hier formulierte Wissen darüber, dass Erinnerung in der Wiederholung und in sozialen Rahmen eingeübt und praktiziert wird, liegt dicht an der konstruktivistischen Erinnerungsforschung. Darüber hinaus versuchten die Protagonisten der narrativen Interviewforschung und frühen Oral History aber im Abgleich mit solchen stereotypen Standarderzählungen Geschichten ausfindig zu machen, die in dieser eingängigen, gegenwartsnahen, irgendwie auch harmlosen Form nicht aufgingen, die mit den geläufigen Normvorstellungen kollidierten und in Bereiche vergangener Erfahrung vordrangen. Dabei entwickelten sie durchaus problematische Vorstellungen einer unberührten, jungfräulichen Erfahrung, der in der Erinnerung zum ersten Mal eine Form gegeben wurde und die sozusagen noch warm von der Vergangenheit war, aus der sie stammte – gleichgültig, wie lange diese zurücklag.

Was aber unterschied eine oft wiederholte Anekdote von einer erstmals geformten Erfahrungserzählung? Beide verfügten über dieselbe Form: Präsentiert wurde ein topographisch klar umrissener und zeitlich definierter Plot, eine abgegrenzte Geschichte mit Anfang und Ende, die, war sie einmal begonnen, durch den „Gestalt-schließungszwang“ auf ihre Pointe zugeführt werden musste. Oft stellten die Interviewten in solchen kleinen Geschichten sogar Dialoge nach wie in einem szenischen Spiel. Sie erinnerten sich so lebhaft, dass die Geschichte ihren Vergangenheitscharakter verlor und im Präsens erzählt wurde. Es handelte sich hier wie da um „Miniaturen ästhetisch geschlossener Geschichten“ (Niethammer 1985: 408), um „narrative Moleküle“ (Niethammer 1988: 33). Den plausiblen Unterschied zwischen beiden arbeitete Lutz Niethammer in seinen methodologischen Überlegungen heraus. Geschichten mit Originalitätscharakter (im doppelten Sinne des Wortes) waren alles andere als gegenwartsgängig, ihre Wertsetzungen lagen quer zum Normdiskurs der Gegenwart. So stellte beispielsweise der Mord an der alliierten Bomberbesatzung, an den sich die Bewohnerin in Alexander von Platons Kindheitsgeschichte erinnerte, ein Tabu dar, wie auch die zahlreichen Deckerinnerungen anderer Zeitzeugen zeigten. Der polnische Zwangsarbeiter hatte den Mord, so lässt sich die Geschichte ausdeuten, begangen, weil er sich mit den Deutschen identifiziert und ihre Feindbilder übernommen hatte. Im Grunde also erzählte die Geschichte, will man überspitzten, von der Lynchjustiz einer dörflich verschworenen nationalsozialistischen Volksgemeinschaft am Ende des Kriegs, denn viele Dorfbewohner waren bei dem Mord zugegen gewesen, wie die Interviewte selbst auch. Gleichgültig, ob die Geschichte stimmt oder nicht: Über eine simple Gegenwartskonstruktion geht sie in ihrer Ambivalenz, die hier gar nicht ausgefaltet werden kann, hinaus.

Die originalen Geschichten irritierten und sperrten sich gegen den interpretierenden Zugriff. Ihre Komplexität und Ambivalenz waren erhalten geblieben, weil sie in bestehende Deutungsmuster nicht hatten eingeordnet werden können und vorgestanzte Erzählschablonen fehlten:

Nur dürftige, konstruierte Geschichten erschließen sich völlig den Begriffen des Interpreten; sie wirken danach wie abgedroschen, ein narratives Stroh, in dem nichts mehr keimt. Man merkt sich dann ‚die Moral von der Geschichte‘ und vergißt die Geschichte. Gute Geschichten [...] schildern einen erstaunlich komplexen Vorgang, dessen zahlreiche teils charakterisierte, teils angedeutete, teils implizite Bezüge sich gegen eine begriffliche Reduktion sperren, [...]. (Niethammer 1985: 416)

Häufig enthielten diese Geschichten eine in der Vergangenheit neue Erfahrung, transzendierten das, was zu erwarten gewesen wäre (nämlich, dass ein Zwangsarbeiter die verbündeten Alliierten als Befreier und nicht als Feinde empfangen würde), und ließen sich deswegen nicht deuten: also auch sprachlich nicht auf eine einprägsame Formel bringen. Sie mussten detailliert, umständlich und in ihrer ganzen Ambivalenz erzählt werden.

Die gelegentliche Apotheose „unwillkürlicher Erinnerung“, der Glaube daran, dass der Forscher – wie Marcel Proust beim Geschmack der Madelaine – das Tor zu vergangenen Welten öffnen könne, der in dieser Suche nach originalen Erinnerungsnarrativen steckt, muss problematisiert und hinterfragt werden – ebenso wie die im Grunde stigmatisierende Vorstellung, dass solche Narrative eher die einfachen, weniger literaten Bevölkerungsschichten auszeichneten und nicht die phrasendreschenden Eliten. Diese Überzeugungen gehören zur idealistischen Anfangszeit, der formativen Phase der Oral History um 1980, sind aber auch heute bei Forschern, die mit lebensgeschichtlichen Interviews arbeiten, anzutreffen – trotz des beeindruckend reflektierten Instrumentariums, das die Oral History mittlerweile ausgeprägt hat. Gleichwohl ist die Anstrengung, unterschiedliche Typen von Erinnerungserzählungen voneinander abzugrenzen und sie unterschiedlichen Zeitschichten sorgfältig zuzuordnen, bemerkenswert. Dieses Differenzierungsbemühen droht einer Interviewforschung und Gedächtnistheorie, die Erinnerungserzählungen als Gegenwartskonstruktionen behandeln, abhanden zu kommen.

4. Zum (Interview-)Schluss: Ausstieg aus der Immanenz? Über die Ambivalenzen der Interviewführung in der deutschen Oral History

Nicht zuletzt die Auseinandersetzung der deutschen Oral History mit der nationalsozialistischen Vergangenheit förderte also, dass erstens die identifikationsbereite Solidarität der Historiker mit den Interviewten einem zwar immer noch offenen, zugleich aber skeptisch-quellenkritischen Blick auf die Erinnerungen der historischen Subjekte wich. Diese Haltung führte zweitens zu einer Interviewmethode, die zwar wie das „narrative Interview“ weite Freiräume für eine sich assoziativ entfaltende Erinnerung schuf und die Annäherung an vergangene Erfahrungswirklichkeiten prinzipiell für möglich hielt, zugleich aber ein Instrumentarium prüfender Quellenkritik entwickelte, das nicht erst *ex post*, sondern durch bestimmte Fragemethoden *in actu* angewendet

wurde. Die steuernden Eingriffe der Interviewer, wie Niethammers Wechsel der Gedächtnisspuren, unterschieden sich grundlegend vom Methodeninventar des soziologischen narrativen Interviews, das in allen seinen Schritten im Relevanzrahmen des Interviewten verblieb. In der Oral History demgegenüber wurde die freie Assoziation als Plausibilitätsprüfung verstanden, denn die weiten Netze der Erinnerungserzählungen konnten für den Interviewten unversehens zu Fallstricken werden, über die er stolperte und dabei Tatsachen (eine NSDAP-Mitgliedschaft) oder Erfahrungswahrheiten (die kleinen oder großen Machtgewinne in der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft) ans Licht brachte, die er lieber zurückgehalten hätte, weil sie quer zu den Normregimen der Gegenwart lagen.

Aus einer solchen genuin geschichtswissenschaftlichen, an der Auseinandersetzung mit der Erfahrungsgeschichte im Nationalsozialismus geschulten Methode ergaben sich durchaus forschungsethische Probleme (vgl. Leh 2000): Führt man die Interviewten, die die linken Historiker doch durchaus als Kooperationspartner angesprochen hatten, hinters Licht, wenn man die Netze der Erinnerung als Fallstricke für unfreiwillige Geständnisse konzipierte? Was blieb von dem Projekt einer gemeinsamen Geschichtsschreibung oder zumindest einer Geschichtsschreibung im Sinne der historischen Subjekte? Waren die Interviewpartner, die ja ihre Einwilligung zur Verwendung ihrer Erinnerungen für die historische Forschung gegeben hatten, am Ende wirklich einverstanden mit dem, was die Historiker über sie herausfanden und wie sie ihre Erinnerungen interpretierten?

Forschungsethische Probleme dieser Art haben Alexander von Plato bewogen, an die beiden Nachfragenteile der Oral-History-Methode eine allerletzte, vierte Phase anzuhängen: die Streitphase. Hier durfte ebenjene Kritik geäußert werden, die der Interviewer in den vorherigen Interviewphasen hatte unterdrücken müssen – nicht im Sinne einer letztlich unmöglichen Neutralität, sondern um die bei Erinnerungsprozessen immer wirksame Außenkontrolle so weit wie möglich einzuschränken und so die Formulierung problematischer, ambivalenter, unterdrückter oder gar tabuisierter Bereiche zu ermöglichen. In von Platos Streitphase wurde der Interviewer als Persönlichkeit mit eigenen (politischen) Ansichten und einer eigenen Geschichte für seinen Gesprächspartner sichtbar – im narrativen Interview wäre dieses Auftauchen des möglichst neutralen Interviewers als eigenwillige Persönlichkeit undenkbar. Außerdem fungierte sie als Entlastung bei der Geduldsprobe des Interviews: Hatte der Interviewer zuvor beispielsweise die Formulierung rassistischer Stereotype oder Geschichten der Machtausübung in der Diktatur kommentarlos über sich ergehen lassen, erhielt er nun die Gelegenheit, seinem Unwohlsein mit den Anschauungen und Erfahrungsgeschichten des Individuums Ausdruck zu verleihen. Allerdings diente diese Interviewphase nach von Plato nicht nur als Ventil, wenn ein Gefühl der Abwehr von Tätern und ihren Geschichten bearbeitet werden musste, sondern auch, wenn eine Überidentifikation mit Opfern drohte (Plato 2000: 23). Und auch für die nachmaligen Auswertungs- und Interpretationsschritte sei diese Möglichkeit, strittige Meinungen kontrovers auszutauschen, von Vorteil, werde es für die späteren Interpreten auf diese Weise doch „leichter, vorherige Haltungen der Interviewer oder deren mangelnde Reaktionen auf ‚empörende‘ Aussagen der Interviewpartner als ‚vorläufige Mimikry‘ zu interpretieren“ (Plato 2000: 23).

Zugleich aber steht von Platos Streitphase symbolisch für die spezifische Ambivalenz deutscher Oral-History-Methoden: Einerseits versuchten die Oral Historians eine

möglichst störfreie Atmosphäre zu schaffen, die unwillkürlichen Erinnerungserzählungen ausreichend Raum bot. Der Glaube daran, dass solche erfahrungsnahen Erinnerungen gerade in szenischen Geschichten Ausdruck fänden, die zum ersten Mal erzählt wurden, und eben nicht in jenen durch Wiederholung schal gewordenen Anekdoten oder gar in Sequenzen nachmaliger Bilanzierung oder Beurteilung, teilten die Oral Historians mit den Sozialwissenschaftlern, die narrative Interviews führten. Anders als diesen ging es ihnen aber nicht bloß um die immanente Rekonstruktion jener Formen, die die Erfahrung in der Erinnerung annahm, sondern zugleich um eine quellenkritische Plausibilitätsprüfung. Diese Ambivalenz war schon für die LUSIR-Forscher höchst spürbar; Lutz Niethammer formulierte sie als drängende Frage:

Kein Zweifel: es gibt Widersprüche zwischen den Komponenten eines Erinnerungsinterviews. Wie kann man z.B. gleichzeitig ein psychoanalytisch informierter, verhaltener Kommentator lebensgeschichtlicher Fragmente und ein wohlpräparierter Untersuchungsführer bei der Aufklärung eines Sachverhalts sein, für den das Subjekt nur ein Zeugnis unter anderen ist? (Niethammer 1985: 401)

Es war aber, mit Niethammer, gerade diese Spannung, die das Interview und seine Interpretation ertragreich machte. Sie entstand aus dem Wissen darum, dass die Interviewten unterschiedliche Typen von Narrativen zu unterschiedlichen Zwecken gebrauchten und ihre Geschichten verschiedenen Zeitschichten zugeordnet werden mussten. Die Interviewmethode – ein möglichst freier Interviewverlauf bei stets mitlaufender Quellenkritik – reagierte auf eine solche spezifisch geschichtswissenschaftliche Konzeption vom Zeitzeugen, der sich von seinem medial konstruierten *Alter Ego* vor allem durch die ambivalente Reichhaltigkeit seiner Überlieferung zu unterscheiden scheint.

Der Blick zurück auf die formative Phase des Zeitzeugeninterviews um 1980 zeigt, dass das lebensgeschichtliche Interview auf die Erzählung der ganzen Biographie und Entfaltung der vollen Subjektivität gerichtet war (das sollte sich später verändern, weil die Sprache selbst problematisiert wurde und zugleich das Fragmentarische, auch das Non-Verbale und das Schweigen eine größere Bedeutung erhielten). Dabei diente die möglichst vollständig erfragte Lebensgeschichte in der Oral History, anders als im narrativen Interview, zugleich der quellenkritischen Überprüfung der einzelnen Geschichten; eingeordnet in den ganzen Lebenslauf, erwies sich ihre Plausibilität. Diese Vorstellung einer ungeteilten Lebensgeschichte unterschied sich jedoch von der klassisch bürgerlichen Vorstellung des ganzen Lebens, das einem Bildungsroman folgte und gleichsam intentional zur vollen Reife gebracht wurde. Demgegenüber gingen die Forscher eher von einem gesellschaftlich geeigneten Individuum aus, das sich seine Biographie im Interview zurückeroberte. Entsprechend stellten die neuen Fragemethoden zugleich eine Kritik am standardisierten Interview in den Sozialwissenschaften dar, das die individuelle Subjektivität partialisiert, seiner Besonderheit beraubt und in allgemeine Strukturen aufgelöst hatte.

Aber auch von der heute dominierenden konstruktivistischen Sicht auf das Individuum und seine Geschichte unterscheidet sich das lebensgeschichtliche oder narrative Interview um 1980: Die Vorstellung einer zusammenhängenden Lebensgeschichte und diachronen Plausibilitätsprüfung ist diesen postmodernen Ansätzen eher fremd,

weil sie das erzählte Leben als synchronen Entwurf im Hier und Jetzt begreifen. Was bedeutet das, ließe sich am Ende fragen, für den Umgang mit der unvorstellbar großen Menge an Zeitzeugeninterviews zu Nationalsozialismus und Holocaust? Was machen wir als Historiker mit den Abertausenden Hördokumenten und Fernsehinterviews, wenn die letzten Zeitzeugen gestorben sein werden? Worauf werden wir hören, was in ihnen sehen? Welche Forschungsfragen werden wir an sie stellen, wie sie interpretieren? Zeugen die unzähligen erzählten Lebensgeschichten nur noch von der jeweiligen Erinnerungskultur, in der sie entstanden sind? Oder gewähren sie darüber hinaus Zutritt zur Vergangenheit, von der sie ja sprechen?

Wenn wir allerdings (nicht zuletzt aus Respekt vor der Anstrengung der Interviewpartner, sich an ihre vergangenen Erfahrungen anzunähern) der Erinnerung selbst wieder mehr Geltung verschaffen möchten, so benötigen wir eine sorgfältige Quellenkritik. Eine solche sekundäre Auswertung erfordert nicht zuletzt, möglichst viel darüber herauszufinden, wie die Quelle überhaupt entstanden ist. Wir müssen dabei aber nicht nur wissen, in welche Erinnerungskultur ein Zeitzeuge hineinspricht, sondern auch, aus welchen Fragekulturen die Interviewer kommen. Das wirft uns selbst-reflexiv zurück auf die Geschichte der Oral History und die Entstehung unserer Forschungsmethoden. Welche Fragen waren zu einer bestimmten Zeit überhaupt möglich – und welche nicht? Welches Erkenntnisinteresse stand hinter einer Frage? Warum wurde sie so und nicht anders formuliert? Zielte sie überhaupt auf die Vergangenheit selbst oder nur auf die gegenwärtige Einschätzung dieser Vergangenheit? Welche theoretischen Vorstellungen von Erinnerung brachten die Interviewer mit und woher rührten ihre Methoden? Die Historisierung des Zeitzeugeninterviews, für die ich hier am Beispiel der westdeutschen Oral-History-Methoden um 1980 plädiere, gehört so zu den Voraussetzungen, unter denen wir uns den Erinnerungsgeschichten selbst nähern können, um ihre Schätze an vergangener Erfahrung zu heben.

LITERATUR

- Abrams, Lynn (2010): *Oral History Theory*, London/New York.
- Arp, Agnès (2013): Nationale Grenzüberschreitung und Rückkoppelung. Die Internationalität des Netzwerkes, in: Annette Leo und Franka Maubach (Hg.): *Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk*, Göttingen, 160-194.
- Bertaux, Daniel (1981): *Life Stories in the Baker's Trade*, in: Daniel Bertaux (Hg.): *Biography and Society*, London.
- Frei, Norbert (2005): Abschied von der Zeitgenossenschaft, in: Norbert Frei: *1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen*, München.
- Gries, Rainer (2012): Vom historischen Zeugen zum professionellen Darsteller. Probleme einer Medienfigur im Übergang, in: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, Göttingen, 49-70.
- Jureit, Ulrike (2007): Die Entdeckung des Zeitzeugen. Faschismus- und Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, in: Jürgen Danyel, Jan-Holger Kirsch und Martin Sabrow (Hg.): *50 Klassiker der Zeitgeschichte*, 174-177.
- Leh, Almut (2000): Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung, in: *BIOS* 13 64-76.
- Leo, Annette und Franka Maubach (Hg.) (2013): *Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk*, Göttingen.

- Markowitsch, Hans J. (2000): Die Erinnerung von Zeitzeugen aus der Sicht der Gedächtnisforschung, in: BIOS 13, 30-50.
- Maubach, Franka (2009): Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen, Göttingen.
- Maubach, Franka (2013): Das freie Wort als Menschenrecht. Schweigen und Sprechen in der IOHA, in: Annette Leo und dies. (Hg.): Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk, Göttingen, 240-272.
- Niethammer, Lutz (1978): Oral History in USA. Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen, in: Archiv für Sozialgeschichte 18, 457-501
- Niethammer, Lutz (1982): Die Mitläuferfabrik. Die Entnazifizierung am Beispiel Bayerns, Berlin/Bonn [zuerst 1972].
- Niethammer, Lutz (1982): Oral History as a Channel of Communication between Workers and Historians, in: Paul Thompson and Natasha Burchardt (Ed.): Our Common History. The Transformation of Europe, London, 23-37.
- Niethammer, Lutz (1983): Einleitung des Herausgebers, in: Lutz Niethammer (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.“ Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet, Bd. 1, Berlin, 7-29.
- Niethammer, Lutz (1985): Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet, Bd. 3, Berlin, Bonn, 392-445.
- Niethammer, Lutz (1988): Annäherung an den Wandel. Auf der Suche nach der volkseigenen Erfahrung in der Industrieprovinz der DDR, in: BIOS, Jg. 1, 19-66.
- Niethammer, Lutz (1991): Glasnost privat 1987. Reportage über eine Befragung unter den Zeitgenossen Honeckers zur Zeit Gorbatschows, in: Lutz Niethammer, Alexander von Plato und Dorothee Wierling: Die volkseigene Erfahrung. 30 biographische Eröffnungen, Berlin, 9-73.
- Niethammer, Lutz (2013): Nachwort, in: Annette Leo und Franka Maubach (Hg.): Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk, Göttingen. 291-319.
- Passerini, Luisa (1979): Work Ideology and Consensus under Italian Fascism, in: History Workshop 8 (1979), No. 1, 82-108.
- Passerini, Luisa (1987): Fascism in Popular Memory. The Cultural Experience of the Turin Working Class, Cambridge 1987 [im ital. Original 1984].
- Passerini, Luisa (2002) : Shareable Narratives? Intersubjectivity, Life Stories and Reinterpreting the Past, Advanced Oral History Summer Institute, August 2002, Berkeley, <http://bancroft.berkeley.edu/ROHO/education/docs/shareablenarratives.doc> [5.7.2013].
- Plato, Alexander von (2000): Zeitzeugen und die historische Zukunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss, in: BIOS 13, 5-29.
- Plato, Alexander von (2008): Deutschlandberichte zur Sklaven- und Zwangsarbeit, in: ders., Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hg.): Hitlers Sklaven: lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich, Wien u.a., 25-35.
- Portelli, Alessandro (1981): The Peculiarities of Oral History, in: History Workshop, Nr. 12, 96-107.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, Frankfurt a.M., New York.
- Sabrow, Martin (2012): Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen zwei Welten, in: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen, 13-32.

- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs, in: Joachim Mathes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stoßberg (Hg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*, Nürnberg, 67-156.
- Schütze, Fritz (1983a): Biographieforschung und narratives Interview, in: *Neue Praxis* 13, 283-293.
- Schütze, Fritz (1983b): Kognitive Figuren der autobiographischen Stegreiferzählung, in: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): *Biographie und Wirklichkeit*, Stuttgart, 78-117.
- Schütze, Fritz: (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Bielefeld.
- Sieder, Reinhard (1984): Geschichten erzählen und Wissenschaft treiben, in: Gerhard Botz und Josef Weidenholzer (Hg.): *Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte „geschichtsloser“ Sozialgruppen*, Wien/Köln, 203-231
- te Heesen, Anke (2013): Naturgeschichte des Interviews, in: *Merkur*, 67, 317-328.
- Thompson, Paul (1975): *The Edwardians: The Remaking of British Society*, London.
- Thompson, Paul (2000): *The Voice of the Past. Oral History*, 3rd edition, New York.
- Tilly, Louise E. (1985): People's History and Social Science History, in: *International Journal of Oral History* 6, No. 1, 5-18.
- Welzer, Harald (2000): Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: *BIOS* (Jg. 13), 51-63.
- Welzer, Harald (2002): *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*, München.
- Welzer, Harald (2012): Vom Zeit- zum Zukunftszeugen. Vorschläge zur Modernisierung der Erinnerungskultur, in: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, Göttingen, 33-48.
- Welzer, Harald, Sabine Moller und Karoline Tschugnall (2002): „Opa war kein Nazi“. *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*, Frankfurt a.M.
- Wierling Dorothee (2003): Oral History, in: Michael Maurer (Hg.): *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 7: Neue Themen und Methodn der Geschichtswissenschaft, Stuttgart, 81-151.
- Yablonka, Hanna (2012): Die Bedeutung der Zeugenaussagen im Prozess gegen Adolf Eichmann, in: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, Göttingen, 176-198.

Der Sechs-Monate-Einstieg des jugendlichen Rechtsextremisten Jörg Fischer

Zur orientierungsmusterbezogenen Sichtweise biographischer Verlaufsformen

Johannes Bottländer

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag zeigt auf exemplarische Weise, wie in der prozessualen Verlaufskategorie „Einstieg in die rechtsextremistische Szene“ die Affinisierung zu rechtsextremistischen Orientierungsmustern erfolgt und auf unmerkliche Weise eine schleichende Konsolidierung dieser Einstellungsbausteine stattfindet. Dabei wird, ebenfalls beispielhaft, das Augenmerk auf die Frage gerichtet, welche Relevanz den Sozialisationsinstanzen Familie und *Peergroup* hinsichtlich ihrer induktiven Beeinflussungskraft bei der Genese menschenverachtender und demokratiefeindlicher Ideologeme zukommt. Als primäres Datenmaterial für die Eruierung dieser Forschungsfrage wurde die Autobiographie von Jörg Fischer herangezogen.

1. Ausgangsfrage und Hypothesenbildung

Welche induktiven Beeinflussungselemente tragen als prägende Sozialisationsfaktoren dazu bei, dass Kinder und Jugendliche für eine gesteigerte Gewaltakzeptanz „anfällig“ werden und einer „Ideologie der Ungleichwertigkeit“ zumindest nicht ablehnend gegenüber stehen? Diese Frage impliziert die methodologische Einsicht, dass es keinesfalls genügt, eine detaillierte Beschreibung von Organisationen und Gruppen und ihren ideologischen Grundsätzen und Zielsetzungen in einem Handbuch rechtsextremistischer Jugendkultur einer politisch interessierten Leserschaft zukommen zu lassen. Vielmehr kann von dem umgekehrten Weg in die Gewaltakzeptanz und die Bejahung rechtsextremistischer Denkweisen eine Klärung der Eingangsfrage dahingehend erwartet werden: Nicht die jeweilige Organisation produziert gewaltbereite Jugendliche in einer Art rechtsgerichteter Kaderschmiede, sondern die Identität stiftenden Sozialisations- und Internalisierungsprozesse im Kindes- und Jugendalter bringen junge Menschen schließlich dazu, gewaltbesetzte Handlungsmuster zu bevorzugen und nationalistisches Gedankengut ihr Eigen zu nennen und vielleicht – aber nur als eine Möglichkeit – den Weg in eine organisatorische Mitgliedschaft zu beschreiten.

2. Theoretische Vorüberlegungen

2.1 Diskursanalyse: Unterschiedliche Bewertungs- und Einschätzungsweisen rechtsextremistischer Phänomene

Die Auffassung, der Rechtsextremismus sei ein „Randproblem“, ist auf den ersten Blick nachvollziehbar, wenn Kriterien zugrunde gelegt werden, welche mit den normierten Festlegungen des Justizsystems in engem Zusammenhang stehen. Man kann sagen: Diese den Rechtsextremismus auf einen quantitativ geringen Prozentsatz im Überzeugungsspektrum der Bevölkerung reduzierende Einschätzung beruht auf einem ausschließlich politisch-verfassungsrechtlichen Verständnis. Eine derartige propädeutische Voraussetzung hat jedoch zur Folge, dass das Forschungsinteresse überwiegend auf organisationsbezogene Erscheinungsweisen des Rechtsextremismus gerichtet ist. Auf diese Weise werden aber auf rechtsextremistische Orientierungsmuster bezogene innergesellschaftliche Bedeutungszuwächse und -verschiebungen nicht oder erst zu einem späten Zeitpunkt registriert, geschweige denn wissenschaftlich erfasst, um den politischen Handlungsträgern sinnvolle Entscheidungshilfen für erforderliche Gegensteuerungsmaßnahmen zur Verfügung zu stellen. Damit ist auch die Gefahr eines zu späten Eingehens auf diese im zwischenmenschlichen Handlungsgefüge wichtigen Prozesse nicht auszuschließen.

2.2 Rechtsextremistische Orientierungsmuster: Ungleichwertigkeit des Menschen als Überzeugungsgrundlage und Gewalt als Regelungsfaktor

Um dieser Gefahr einer Fokussierung auf eine rein organisatorische Blickrichtung, die dem politisch-verfassungsrechtlichen Begriffsverständnis des Terminus Rechtsextremismus innewohnt, zu begegnen, ist das Begriffsverständnis eines soziologischen Rechtsextremismus, welcher die geschichtlichen Ausgangspunkte von Grundelementen sowie die wirtschaftlichen und sozialen Entstehungsmomente mit einschließen will, als propädeutische Voraussetzung vonnöten: „Zu den Grundelementen dieses Verständnisses gehört, dass die Orientierungsmuster im Kern als Angriff auf die Gleichheit von Menschen verstanden werden müssen, die mit sozialer, psychischer oder physischer Ausgrenzung bzw. Vernichtung anderer verbunden sind und die Gewalt als zentralen Regelungsmechanismus gesellschaftlicher Verhältnisse und Konflikte verstehen.“ (Heitmeyer 1985: 182)

In ähnlicher Weise formulieren Michael Kraske und Christian Werner 22 Jahre später: „Den Kern rechtsextremer Ideologie bildet die Ideologie der Ungleichheit: Menschenrechte werden abgelehnt, der Mensch als ein kollektives Wesen ohne gleiche Rechte angesehen; er ist Deutscher oder Ausländer. Das eigene Kollektiv muss homogen sein, daher müssen Ausländer raus. Die Abstammung, also die Blutsverwandtschaft, bestimmt, wer zum Kollektiv gehört. Deutscher kann man nach dem rechtsextremen Glauben nicht werden.“ (Kraske/Werner 2007: 37) Allerdings erfahren beide Beschreibungsversuche eine leichte Akzentverschiebung. Während Heitmeyer diese „Ideologie der Ungleichheit“ mit der gewaltbesetzten Verfolgung Andersdenkender in Verbindung setzt, sehen Kraske und Werner die „Überhöhung“ des Kollektivs als signifikanten Indikator für das Vorhanden-Sein rechtsextremistischer normativer Wertvorstellungen. In neueren Veröffentlichungen erfährt der Terminus Ungleichheit allerdings eine modifizierte Akzentuierung, indem er im Sinne von Ungleichwertigkeit verstanden wird.

2.3 Begrenztheit der rein organisationsbezogenen Sichtweise des Rechtsextremismus

Gemeinhin werden rechtsextremistische Orientierungsmuster in engem Zusammenhang mit der Mitgliedschaft und dem Engagement in organisierten politischen Vereinigungen gesehen. Allerdings wird durch diese Sichtweise der Blickwinkel auf nur einen Kontext verengt. Bedeutungszuwächse und Bedeutungsverschiebungen im zwischenmenschlichen Handlungsgefüge können auf diese Weise nicht genau erfasst werden oder bergen die Gefahr einer Unterschätzung in sich. Dass mit dem Verbot einer Partei auch deren ideologisches Fundament zugrunde geht, ist ein Trugschluss. Vielmehr gilt: „[M]ag die Plattform demontiert werden, so bleibt doch das Potential an Einstellungen und Mustern vorhanden. Diese rechtsradikale Ideologie kann man sich wie ein ‚Krisenrepertoire‘ vorstellen, das in kritischen Momenten des politischen Systems oder bei Bindungsverlusten der Parteien beliebig aktualisierbar ist.“ (Assheuer/Sarkowicz 1990: 9) Mit dieser Feststellung bedürfen gleich zwei Fragen einer Klärung: Trifft die knapp formulierte Gleichung Verbot = Nichtexistenz im sozialen Bedingungsfeld in dieser Ausschließlichkeit zu, und wie ist in einem zweiten Schritt diese kritische Fragestellung erst recht zu berücksichtigen, wenn im Hinblick auf die Sozialisierungsbedingungen von Kindern und Jugendlichen deren biographische Verlaufsformen untersucht werden? Dabei rückt ein weiterer Aspekt in den Vordergrund: „Es geht nicht nur um die Interaktion als solche, sondern vielmehr auch um die Interdependenz, also um die einseitige oder wechselseitige Abhängigkeit der einzelnen Faktoren voneinander.“ (Bottländer 2013: 119) Dieses Supplement kann sowohl als Modifizierung als auch als Präzisierung des Forschungsanliegens verstanden werden.

Paradoxerweise offenbart sich gerade das Kriterium der Mitgliedschaft als Schwachpunkt der rein organisationsbezogenen Sichtweise des Rechtsextremismus. Genau zu dem Zeitpunkt, wenn der Jugendliche seine Mitgliedschaft kündigt und die rechtsextremistische Organisation verlässt, gerät er aus dem Fokus der Beobachtung. Doch nicht nur eine statistisch verwertbare quantitative Größe kann jetzt nicht mehr weiter verfolgt werden; viel bedenklicher muss der Verlust weiterer Erfolg versprechender Untersuchungsmöglichkeiten stimmen: Wie sind die Orientierungsmuster dieses jungen Menschen entstanden, in welcher Weise bestehen sie nun trotz ihrer Unauffälligkeit latent fort und sind zu einem späteren Zeitpunkt erneut funktionalisierbar oder tragen dazu bei, dass der Jugendliche sich als instrumentalisierbares Werkzeug erweist und sich als Glied in eine neue Gefolgschaft einreihet? All diese Fragen entziehen sich nunmehr dem Forscher. Die rechtsextremistischen Orientierungsmuster bleiben aktionsdominant.

Auf diese Weise werden die Trennungslinien zwischen den unterschiedlichen Organisationen und Parteien in der politischen Auseinandersetzung nicht mehr sichtbar; sie sind unscharf, ohne dass derjenige Beobachter, der die organisationsbezogene Sichtweise bevorzugt, diese Verschiebung der Konturen zu registrieren in der Lage ist, da für ihn ja (nur) das Bestehen oder Nichtbestehen von rechtsextremistischen Organisationen das fundamentale Unterscheidungsmerkmal ist, welches die Entscheidung zu einer weiteren Beobachtung legitimiert. So fasst Wilhelm Heitmeyer die Begrenztheit des ausschließlich organisationsbezogenen Blickwinkels in einem kritischen Fazit zusammen: „Mit dieser Fragerichtung erfasst man vorrangig ‚nur‘ den ‚Militanzzuwachs‘, während die Frage nach dem sozialen Bedeutungszuwachs zugrundeliegender Ideologeme eher randständig bleiben muß.“ (Heitmeyer 1985: 186 f.)

2.4 Sozialisationstheoretische Grundlagen

Das zwischenmenschliche Handlungsgefüge konstruiert nicht nur die gewaltbereiten und rassistischen Denkmuster, sondern ist zugleich auch der soziale Raum, in dem aktiv das radikale (soziale) Handeln in der Alltagspraxis umgesetzt wird. Dabei sind die Ergebnisse der Sozialisationsforschung zu beachten, die ebenfalls eine Ergänzung des ausschließlich organisationsbezogenen Blickwinkels um weitere soziokulturelle Aspekte erfordern: „Rechtsextremismus und Fremdenhaß beginnen nicht erst dort, wo Jugendliche fremdenfeindliche Parolen schreiben oder gar Mitglieder einer gewalttätigen Organisation werden. Als Nazi geboren wird keiner.“ (Bottländer 1996: 145) Orientierungsmuster werden vermittelt und angeeignet – und zwar viele Jahre vor der möglichen Entscheidung, einer rechtsextremistischen Gruppe beizutreten. Sie haben auch dann Bestand, wenn keine Mitgliedschaft bevorzugt wird oder ein Gruppenaustritt erfolgt.

2.4.1 Sozialisation: Ermöglichung von Partizipation im sozialen Bedingungsfield

Im gegenwärtigen Sozialisationsdiskurs wird besonders ein Sachverhalt erörtert, der als primäre Herausforderung sowohl für die Sozialwissenschaften als auch für die Mitglieder des zwischenmenschlichen Handlungsgefüges, die den Einflüssen der jeweiligen Sozialisationsinstanzen ausgesetzt sind, zutage tritt: „Ein grundlegendes Problem der Sozialisation ist das Spannungsverhältnis von personaler Autonomie und sozialer Determiniertheit des Individuums. In der modernen Gesellschaft soll das Individuum zur Übernahme grundlegender sozialer Normen veranlasst werden, aber zugleich muss es zur selbstständigen Anwendung dieser Regeln in konkreten Situationen, d.h. zu ihrer kreativen Verwendung, befähigt werden.“ (Peuckert/Scherr 2006: 267) Dieses Befähigt-Werden dient dem Erwerb wichtiger Kompetenzen: „Der Schwerpunkt liegt auf der Frage nach den gesellschaftlichen Integrations- und Partizipationsmöglichkeiten des Individuums, d.h. nach dessen Befähigung am sozialen Leben teilzuhaben und an der gesellschaftlichen Entwicklung mitzuwirken.“ (Niederbacher/Zimmermann 2011: 15)

2.4.2 „Die Qual der Wahl“: Mitgliedschaftsentwürfe unterscheiden und annehmen

Um vor allem die prozessualen Stadien der Entwicklung rechtsextremistischer Orientierungsmuster bei Kindern und Jugendlichen (und hier insbesondere den Einstieg in die rechtsextremistische Szene) mit den Ergebnissen der Sozialisationsforschung in Beziehung zu setzen, ist es hilfreich, den Prozess der Sozialisation in Verbindung mit dem Gesichtspunkt des Mitglied-Werdens näher zu beleuchten. Auf den Punkt gebracht, kann man auch formulieren: „Mitgliedschaftsentwürfe für die heranwachsende Generation sind Bestandteile der Kultur einer Gesellschaft, sie bestimmen die mentalen Voraussetzungen für das Handeln der Sozialisationsagenten und beeinflussen die Selbst- und Lebensentwürfe der Heranwachsenden.“ (Hurrelmann 1999: 109) Eine aktive Auseinandersetzung des Individuums mit den zahlreichen, im sozialen Bedingungsfield vorhandenen Angeboten des Mit-dabei-Seins ist das eindringliche Postulat und das erklärte Ziel politischer Bildung.

Inwieweit diejenigen, die der Sozialisierung unterworfen sind und in dem großen Supermarkt der angebotenen Möglichkeiten ihr Mitmach-Modell auswählen müssen, tatsächlich in der Lage sind, mit sachkundiger Kompetenz die Angebote zu durch-

schauen, darauf vermag nur eine Einzelfallanalyse eine Antwort geben, zumal selbst viele Erwachsenen durch die Reizüberflutung mit unzähligen *special offers* überfordert sind, eine Abwägung vorzunehmen. Im Zusammenhang mit der Genese, Stabilisierung und Distanzierung von rechtsextremistischen Einstellungsbausteinen kann davon ausgegangen werden, dass Kinder und Jugendliche in ihrem Prozess der Sozialisation und des Mitglied-Werdens mit rechtsextremistischen Verhaltens- und Denkweisen konfrontiert werden, so dass sich offerierte Mitgliedschaftsentwürfe ausschließlich darauf beschränken und alternative Handlungsmuster in den Hintergrund gedrängt werden.

2.4.3 Permanente „Fortschreibung des Desintegrations- und Deprivationsansatzes: Rechtsextremistische Orientierungsmuster als Deutungsangebote

In dem Zeitraum von 1985 bis 2010 ist vor allem die Desintegrationstheorie in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Auseinandersetzung hinsichtlich der Ursachenforschung gerückt: „So wird die soziale Desintegration durch den wahrgenommenen Verlust oder zumindest die Gefährdung der materiellen Existenz, politische Ohnmachtserfahrungen und das Erleben instabiler sozialer Bindung definiert.“ (Decker/Brähler 2006: 17) So beruhen die Fundamente des Rechtsextremismus auf existenziell bedeutsamen Verwerfungsvorgängen, die in den Fokus der Untersuchung miteinbezogen werden müssen. Eine dieser Folgen ist die „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“. Mit diesem Terminus wird die theoretische Ausgangsposition unterstrichen, dass Menschenfeindlichkeit keineswegs in einem unzertrennbaren Zusammenhang mit individuellen Feindbildern steht, sondern auf Gruppen zielt: „Werden Personen aufgrund gewählter oder zugewiesener Gruppenzugehörigkeit als ungleichwertig markiert und feindseligen Mentalitäten ausgesetzt, dann sprechen wir von *Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit*.“ (Heitmeyer/Mansel 2008: 18; Hervorhebung im Original)

Eng verwandt mit der Desintegrationsthese ist die Deprivationsthese: Mit dem Begriff Deprivation wird die Verlusterfahrung von vertrauten Lebensumständen in verschiedenen Handlungsbereichen des sozialen Bedingungsfeldes beschrieben. Dabei wird angenommen, dass ein enger Zusammenhang zwischen bestimmten, in absehbarer Zukunft drohenden oder bereits tatsächlich eingetroffenen Deprivationserfahrungen besteht. Für Albert Scherr ist diese Tatsache, dass rechtsextremistische Orientierungsmuster nicht nur bei einer zahlenmäßig begrenzten Minorität vorhanden sind und nicht nur als „quasi vopolitisches Ressentiment sozial Deklassierter“ eingestuft werden können, hinsichtlich einer Funktionsbeschreibung bedeutsam: Sie sind attraktive „*Deutungsangebote und gesellschaftspolitische Orientierungen*, die für einen Teil der ‚ganz normalen‘ Gewerkschaftsmitglieder [...] eine für sie plausible und mit ihrer subjektiven Sicht eigener Interessen übereinstimmende Erklärung gesellschaftlicher Entwicklungen und Herausforderungen ermöglichen.“ (Scherr 2007: 49; Hervorhebung im Original) Mit der charakterisierenden Beschreibung „*Deutungsangebote und gesellschaftspolitische Orientierungen*“ wird expressis verbis darauf hingewiesen, dass eine rechtsextremistische Einstellung nicht erst zum Zeitpunkt einer Deprivation *sua sponte* entsteht, sondern die diese Einstellung begründenden Orientierungsmuster auf biographischen Verlaufsformen beruhen.

2.4.4 Erweiterung des Theorie-Rahmens: Miteinbeziehung der Biographieforschung

Aus diesem Grunde ist es angebracht, den „Theorie-Rahmen um Deutungen zu weiten [...], die auf Merkmale biographischer Prozessualisierung Bezug nehmen“, und damit „die erziehungswissenschaftlich und sozialisationstheoretisch ohnehin seit langem gesehene Relevanz von Biographieforschung zur Untersuchung rechtsextremer Orientierungen“ angemessen zu berücksichtigen (Möller/Schuhmacher 2007: 79). Dass die Entstehung rechtsextremistischer Orientierungsmuster vor allem familienbedingt ist, verdeutlichen die Ergebnisse eines Projektes, das im Rahmen des „Nationalen Forschungsprogramms ‚Rechtsextremismus – Ursachen und Gegenmassnahmen‘ (NFP 40+)“ (Schweizer Rechtschreibung im Original) in der Schweiz durchgeführt wurde. Von besonderem Interesse war dabei die Aufdeckung von Verläufen in den Biographien, anhand derer sich die Genese und die Verfestigung rassistischer Deutungs- und Handlungsmuster hermeneutisch nachzeichnen und analysieren ließen (vgl. Gabriel 2009: 193-202). Die Resultate belegen eindrucksvoll, dass die Jugendlichen und ihre Familien keineswegs in die Gruppe der „Modernisierungsverlierer“ eingeordnet werden können: „In der Phänomenologie der untersuchten 26 Jugendlichen und ihrer Familien lässt sich ein grosses Mass an ‚Normalität‘ der Lebensentwürfe und -welten nachweisen. Ein Grossteil der Stichprobe repräsentiert Merkmale hoher gesellschaftlicher Integration. Gesellschaftliche Randständigkeit, die als Ergebnis wirtschaftlicher und sozialer Wandlungsprozesse interpretiert werden kann, spielt entgegen der theoretischen Erwartung keine bedeutsame Rolle. Deprivations- oder Desintegrationserfahrungen werden vielmehr durch häusliche Gewalt, Elternkonflikte und deren Folgen im familiären Binnenraum bedingt.“ (Gabriel 2010, Schweizer Rechtschreibung im Original)

Die unterschiedliche Gewichtung des Desintegrations- und Deprivationsansatzes bestimmt auch die methodische Vorgehensweise und die inhaltliche Schwerpunktsetzung dieser Arbeit: Weil sich diese Einflüsse gegenseitig affirmieren und verfestigen, relativieren und reduzieren oder minimieren und sogar aufheben können, ist das Erreichen dieser Zielsetzung durch eine umfassende Beschreibung und detaillierte Analyse biographischer Verlaufsformen möglich. Im Lichte dieser Aufgabenstellung ist der *modus procedendi* vorgegeben: „Da bei alledem die Erzeugung von Einstellungen ihrer Existenz immer voraussetzt, sind die in den jeweiligen Biographien aufgelösten Systemprobleme allein auf jener Ebene wieder zusammenzufügen und beherrschbar zu machen, auf der sie entstanden sind: auf der Ebene der von ihnen betroffenen Individuen.“ (Hoffmeister/Sill 1992: 167)

3. Methodologische Aspekte

3.1 Das primäre Datenmaterial: Biographische Selbstzeugnisse

Im Folgenden soll die Vorgehensweise des Forschungsvorhabens dargestellt werden: Unter dem Arbeitstitel „Biographische Verlaufsformen bei Jugendlichen mit rechtsextremistischen Orientierungsmustern“ sollen deutschsprachige biographische Selbstzeugnisse von zehn Aussteigern aus der rechtsextremistischen Szene als Untersuchungsmaterial herangezogen werden. Bei der Bearbeitung dieses Materials ist eine strikte kategoriale Trennung erforderlich; die Mischung der Informanten muss vorher explizit angegeben werden. Zum einen handelt es sich um echte Autobiographien, die selbst geschrieben worden sind, und drei Werke, die mit der Hilfe von Ko-Autoren

entstanden sind; bei einem Werk kann man nur von einer Biographie sprechen, die ein Autor über einen jugendlichen Rechtsextremisten verfasst hat. Doch nicht nur die Frage, ob die mithilfe von Ko-Autoren erstellten Lebensberichte als Autobiographie oder als Biographie eingeordnet werden sollen, ist zu eruieren; auch die Autoren selbst schreiben ihr Werk selbst mehrmals um.

Zudem ist eine kritische Abwägung hinsichtlich der Frage vorzunehmen, inwieweit eigene Darstellungen von Aussteigern zur Eruierung wissenschaftlicher Fragestellungen beitragen können. Überhöhte Selbstdarstellungen, aber auch gegenteilige Mitteilungsformen wie zum Beispiel abschwächende Bagatellisierungen der eigenen Handlungsweise sind nicht auszuschließen. So ist die Bereitschaft, in selbstkritischer Weise zu seinen Taten zu stehen und letzten Endes auch die Verantwortung für Handlungen in der Zeit der Szenezugehörigkeit zu übernehmen, individuell unterschiedlich ausgeprägt, wie auch ganz schlichte kommerzielle Aspekte, nämlich die Steigerung der Verkaufszahlen oder die Erhöhung der Interviewangebote, sicherlich keine unbedeutende Rolle spielen.

Dennoch gibt es auch gute Gründe, biographische Eigenzeugnisse als Grundmaterial wissenschaftlicher Untersuchungen nicht auszuschließen, sondern bewusst zur Wahrheitserhellung des zu untersuchenden Sachverhaltes heranzuziehen. Die angestrebte Authentizität, welche die Autobiographen mit ihrer – zugegebenermaßen auf subjektiven Wahrnehmungen gegründeten – Schilderung ermöglichen, ist auf anderem Wege wohl kaum zu erreichen: „Aussteigerberichte zeigen Netzwerke rechtsextremistischer Akteure auf, die über die Struktur dieser Szene Aufschluss geben – sie liefern eine Innensicht, einschließlich der inneren Widersprüche der Bewegung. [...] Möglicherweise ist die Analyse der Inszenierungsprozesse selbst für die Frage weiterführend, welche Identitätskonstruktionen für Aussteiger hilfreich oder gar notwendig sind.“ (Pfeiffer 2009a: 14)

3.2 Der biographische Dreiklang: Offene Vergangenheit, Verschiebung der Strukturierungsprinzipien und fortwährende (Neu-)Positionierung zur eigenen Lebensgeschichte

Wenn in der Analyse des jeweiligen Werkes festgestellt wird, dass der Autor eine Interpretation eingefügt hat, dann liegt die Ursache für diese Auffälligkeit in der literarischen Textgattung selbst begründet: Jede Autobiographie unterliegt der „Färbung aus dem Heute“¹: „Lebensgeschichte stammt aus dem Heute, handelt aber vom Gestern. Sie ist retrospektiv. [...] Mit jeder Veränderung meiner Lebenslage und meines Selbstverständnisses ändert sich auch meine Auffassung von der Vergangenheit, verschieben sich die Strukturierungsprinzipien, kommen andere Ereignisse in den Vordergrund der Erinnerung, werden andere vergessen.“ (Fuchs-Heinritz 2000: 51 f.) Die Konsequenz dieser Einsicht führt zu einer Veränderung der gemeinhin für selbstverständlich erachteten Auffassung, dass die Gegenwart gestaltbar und die Zukunft beeinflussbar, aber dennoch offen sei, während die Vergangenheit ja fest stehe und unveränderlich sei: „Die Überlegung, dass die lebensgeschichtliche Erinnerung eine

1 Der Terminus „Färbung aus dem Heute“ ist der gleichnamigen Überschrift des Teilkapitels von Fuchs-Heinritz entnommen. Er ist nicht nur als charakterisierendes Definitionsmerkmal und konstitutives Element der Autobiographie von Bedeutung, sondern auch als Unterscheidungskriterium von der Textgattung Tagebuch relevant (vgl. Fuchs-Heinritz 2000: 51).

gefärbte Rekonstruktion ist, führt zu der These, dass nicht nur die Zukunft offen ist, sondern auch die Vergangenheit.“ (Fuchs-Heinritz 2000: 52) So schiebt sich – um ein Beispiel aus der Darstellung eines Ausstiegsprozesses aufzugreifen – bei Fischer seine bisher nach außen unterdrückte und nunmehr als zu akzeptierender Bestandteil seines ureigenen Menschseins neu definierte Homosexualität in den Vordergrund: „Diese Erfahrung [der erzwungenen Unterdrückung meines Schwul-Seins] hat mir zweifellos geholfen, den hohen Stellenwert individueller Freiheiten, des Rechts auf Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung eines jeden Menschen zu erkennen – unabhängig von Herkunft, Geschlecht, Hautfarbe, sexueller Orientierung.“ (Fischer 1999: 136) Mit dieser Stellungnahme – man kann auch sagen: (Neu-)Positionierung – zu seiner Lebensgeschichte trägt der zurückschauende Buchautor, bewusst oder unbewusst, zur Verifizierung der These bei, dass in einer biographischen Verlaufsform für relevant erachtete Wendepunkte die eigene Zukunft, aber auch die eigene Vergangenheit neu festzusetzen in der Lage sind und damit zu einer veränderten Definition beider Zeitdimensionen führen: „Bekehrungen im religiösen Sinne, auch politische Überzeugungswechsel, der Tag, an dem man sich zur Homosexualität bekannte [...] – [alle diese Bruchpunkte der Lebensführung] führen oft zu vollständigen Umwertungen der bisherigen Lebensgeschichte, zu Neufassungen.“ (Fuchs-Heinritz 2000: 52 f.) Diese Umwertung der eigenen biographischen Verlaufsform betrifft nicht nur, wie das ausgewählte Beispiel zeigt, den Distanzierungsprozess, in dessen Verlauf bisher für wertvoll erachtete Orientierungsmuster ihre Effizienz verlieren und neue Einstellungsbausteine an Wirksamkeit zunehmen, sondern bezieht auch die vorhergehenden prozessualen Stadien des Szene-Einstiegs und des Aufenthalts in dieser Lebenswelt mit ein.

4. Operationalisierung anhand eines Fallbeispiels: Der Einstiegsverlauf des jugendlichen Rechtsextremisten Jörg Fischer

4.1 Familie und ihre Relevanz für die Entstehung von rechtsextremistischen Orientierungsmustern

Jörg Fischer wird im März 1969 in Hürth (Erftkreis) geboren. Seine Mutter stammt aus Franken und ist in einer Familie aufgewachsen, in welcher die Eltern – wie zuvor schon die Großeltern – in der Gewerkschaft aktiv waren und politisch entweder die SPD oder die KPD als ihre Partei betrachteten. Nach der Eheschließung 1968 hat sie ihre Arbeitsstelle als kaufmännische Angestellte aufgegeben (vgl. Fischer 1999: 14 f.). Diese biographischen Hinweise des Autobiographen sind wohl in einem zehn Jahre später erschienenen Beitrag über Fischers Lebensbericht übersehen worden, wenn der Verfasser dort anmerkt: „Zu der beruflichen Situation oder dem Bildungshintergrund der Mutter erfährt der Leser nichts.“ (Wagner 2009: 23) Zwar ist mit der Berufsbezeichnung kaufmännische Angestellte zunächst nur eine vage gedankliche Einordnung in die biographisch bedeutsamen Kategorien Beruf und Bildung möglich, aber immerhin ist davon auszugehen, dass Fischers Mutter nicht als ungelernete Produktionshelferin oder Zeitungsbotin ihren Lebensunterhalt verdient hat, sondern in einem Berufsfeld eine Tätigkeit ausgeübt hat, die einen schulischen Bildungsabschluss voraussetzt, welcher sie eben zu diesem Beruf qualifiziert. Auch die Aussagen über die generationsübergreifende Treue von Fischers Großeltern und Urgroßeltern zu arbeiterfreundlichen Interessenverbänden ermöglichen zumindest eine Einordnungs-

hilfe bezüglich des Bildungshintergrundes der Mutter. Zudem lassen Verhaltensweisen der Mutter – etwa die Sorgen über das Hineingleiten ihres dreizehnjährigen Sohnes in die rechtsextreme Szene – zumindest ansatzweise darauf schließen, dass diese durchaus über einen erweiterten Bildungshorizont verfügt, wenn man unter dieser Bezeichnung auch die Fähigkeit versteht, bestimmte jugendtypische Entwicklungen des eigenen Kindes zu registrieren, zu reflektieren und hinsichtlich einer Einflussnahme abzuwägen. Diese – zugegebenermaßen – vorsichtige und behutsame Einschätzung erschließt sich jedoch dem Rezipienten dieser Autobiographie erst, wenn er die Schilderung des mütterlichen Verhaltens in der Gesamtschau des Werkes betrachtet.

Von seinem Vater berichtet Fischer nur sehr wenig, indem er lediglich in einem einzigen Satz zwei nüchterne Fakten zusammenfasst: Bis zu einem schweren Verkehrsunfall hat dieser als Chemietechniker gearbeitet. Diese beiden Informationen geben zum einen Auskunft darüber, in welchem beruflichen Bereich der Vater tätig gewesen ist; zum anderen lassen sie erkennen, welches einschneidende Ereignis die äußeren Rahmenbedingungen des Zusammenlebens geprägt und nicht nur die psychosoziale Befindlichkeit des Vaters, sondern auch das zwischenmenschliche Alltagshandeln der Familienmitglieder beeinflusst hat. Den dritten Sachverhalt, den der Leser im letzten Satz dieses Abschnittes erfährt, teilt Fischer allerdings – über die rein sachliche Darstellung hinausgehend – in einer sehr emotionalen sprachlichen Ausdrucksform mit, indem er das Verhältnis zu seinem Vater unmissverständlich offenlegt: „Zu meinem Vater habe ich bis heute kaum Kontakt: Meine einzige konkrete Erinnerung an ihn ist ausgesprochen negativ; er hatte meine Mutter kurz vor unserem Wegzug nach Nürnberg schwer mißhandelt.“ (Fischer 1999: 14) Indem Fischer als einziges konkretes Erlebnis die frühkindliche Erfahrung eines gewalttätigen Vaters dem Rezipienten mitteilt, hebt er die Bedeutung dieses gegen seine Mutter gerichteten Vater-Verhaltens hervor und zeigt damit zugleich auch dessen Tragweite hinsichtlich seiner Vater-Beziehung auf, nämlich dass es sich nicht nur um eine Erfahrung aus einem abgeschlossenen Lebensabschnitt handelt, sondern vielmehr als ein Schlüsselerlebnis anzusehen ist, welches, über die Kindheit hinausgehend, lebenslange Auswirkungen auf die Beziehungsqualität der beiden Familienmitglieder zur Folge hat. Es ist davon auszugehen, dass der väterliche Übergriff auf die Mutter von Fischer auch als eigene Kindesmisshandlung empfunden worden ist. Insofern geht diese dritte Information über eine nüchterne Faktenschilderung hinaus, sie wird – im ursprünglichen Sinne des Wortes – in der Form einer Mitteilung kundgetan: Der Autor teilt mit dem Empfänger nicht nur das Wissen um dieses Schlüsselerlebnis, sondern bezieht ihn gedanklich auch in die schwierige Verarbeitung dieser Urfahrung mit ein. Als Jörg vier Jahre alt ist, trennen sich seine Eltern. Die Mutter nimmt ihren Sohn mit nach Nürnberg. Dort wohnen die beiden am Stadtrand der mittelfränkischen „Hauptstadt“ bei der Stieftante der Mutter. Die Mutter empfindet die Rückkehr nach Nürnberg als eine Rückkehr in eine vertraute Umgebung: Hier hat sie, nachdem ihre eigene Mutter sehr früh gestorben war, ihre Kindheit verbracht und ist von ihrer Stieftante erzogen worden.

Nur wenige Monate später – bis zur Einschulung ist es noch ein Jahr – wird bei dem nunmehr fünfjährigen Jörg Diabetes mellitus diagnostiziert, eine Krankheit, die lebenslang (und in besonderem Maße in der Schulzeit) den biographischen Werdegang Fischers prägen wird. Der nun folgende neun Wochen währende Krankenhaus-

aufenthalt bleibt nicht der einzige; so sind die ersten vier Schuljahre von regelmäßigen Fehlzeiten gekennzeichnet. Der allzeit präsente Zwang, eine strenge Diät einzuhalten und die genaue Dosierung der Insulinspritzen zu beachten, aber auch die durch die Krankheit selbst begründete Einschränkung der körperlichen Leistungsfähigkeit empfindet das Schulkind Fischer im Vergleich zu seinen Altersgenossen als großes Handicap, zumal seine Sonderrolle, wie er selbst formuliert, zu einer „gewissen Isolierung“ führt: „Außerhalb des Unterrichts hatte ich kaum Kontakt zu meinen Mitschülern. Rückblickend habe ich meine Kindheit mit mir selber verbracht – und mit nahezu jedem neuen Spielzeug, das im Laden zu kaufen war.“ (Fischer 1999: 14) Ein Vergleich mit Stefan Michael Bar, der ebenfalls als Kind mit vielfältigem Spielzeug ausgestattet wird (vgl. Bar 2003: 9), liegt zwar einerseits nahe, da bei beiden Kindern der Mangel an sozialen Beziehungen durch das großzügige Ausstatten mit Spielsachen kompensiert werden soll. Andererseits werden jedoch unterschiedliche Mangelempfindungen der beiden Kinder sichtbar: Während Bar darunter leidet, dass seine Eltern aufgrund zahlloser ehrenamtlicher Tätigkeiten faktisch abwesend sind und nie Zeit für ihn haben, wächst Fischer zwar ebenfalls ohne Vater auf, aber als sein Manko empfindet er das Fehlen gleichaltriger Spielkameraden.

Als Jörg zehn Jahre alt ist, erhält die kleine Familie eine Genossenschaftswohnung in der Nürnberger Südstadt von der Wohnungsbaugenossenschaft, in der die Vorfahren seiner Mutter bereits seit 1908 Mitglied sind (vgl. Fischer 1999: 15). Der Umzug in einen fremden Stadtteil bringt oftmals den Verlust langjährig gewachsener freundschaftlicher Beziehungen mit sich und wird aus diesem Grund gerade von Kindern nicht selten als schmerzlich empfunden. Für den Zehnjährigen hingegen, der bisher weitestgehend auf Spielkameraden verzichten musste, ist das neue Wohngebiet auch eine Chance, endlich zu seinen Altersgenossen intensive schulische wie private Kontakte zu knüpfen, auszubauen und zu pflegen. Fischer gibt an, dass an der neuen Schule diese heiß ersehnten Kontakte zwar erstmals, wenn auch nur in geringem Maße, zustande gekommen seien, diese Entwicklung jedoch keinerlei Auswirkungen hinsichtlich eines allmählichen Ausstiegs aus seiner Außenseiterrolle mit sich gebracht habe (vgl. Fischer 1999: 15). Ausschlaggebend für den Fortbestand dieser Rolle ist die in den Augen der Mitschüler nur schwer oder gar nicht nachzuvollziehende Befreiung des Neuen vom Sportunterricht. Zudem kommt als tragende Konstante zur Geltung, „dass [Jörg] als ein Kind, das früh durch Diabetes schwer beeinträchtigt ist, [...] von seiner Mutter fürsorglich und ängstlich von der jugendlichen Szene ferngehalten wird, so dass er sich selbst als Außenseiter fühlt.“ (Rommelspacher 2006: 18) Bei dieser Beschreibung der Rollenverfestigung ist besonders der Hinweis relevant, dass Jörg Fischer die ihm zugewiesene Außenseiterrolle nicht nur wahrnimmt und gemäß der an ihn herangetragenen Rollenerwartungen auch ausfüllt, sondern auch auf der inneren, emotionalen Ebene hinsichtlich seiner psychosozialen Befindlichkeit sehr wohl spürt: Er ist nicht nur Außenseiter – das weiß er nur zu gut –, sondern er fühlt sich auch als ein solcher.

Dieses kognitive wie emotionale Rollenbewusstsein begleitet den Rollenträger über Jahre durch die Schulzeit. Während Rommelspacher das Verhalten der Mutter zutreffend als fürsorglich und ängstlich charakterisiert, geht Fischer selbst in seiner sprachlichen Darstellung noch darüber hinaus: „Meine Mutter reagierte auf die Erkrankung, indem sie mich mehr als zuvor überfürsorglich behütete. [...] Mutter und Stiefgroßtante hielten alles von mir fern, was anstrengend oder ‚gefährlich‘ wirkte.

Ein Arzt hatte meiner Mutter gesagt, daß ich mich nicht aufregen dürfe.“ (Fischer 1999: 15) Kein Zweifel: Das Kind hat es schwer mit den beiden Frauen, die es gut, ja allzu gut mit ihm meinen. Deren Kompensationsversuch, den fehlenden Kontakt ihres wegen der Krankheit im ursprünglichen Sinn des Wortes Schutzbefohlenen durch den ständigen Kauf neuer Spielsachen auszugleichen, führt nicht zu dem intendierten Ergebnis. Jörg Fischer empfindet weiterhin den Mangel an sozialen Beziehungen (und hier insbesondere zu Gleichaltrigen) als Defizit. Es fehlt ihm etwas. Auch bezüglich dieser Feststellung gilt, wie im vorherigen Abschnitt, die Einschränkung: Inwieweit dieser Sachverhalt, der ebenfalls auf eine Mangelempfindung hinweist, die psychosoziale Befindlichkeit Fischers in den ersten sechs Schuljahren belastet, kann nicht genau eruiert werden, da der Autor sich genötigt sieht, eine diesbezügliche durchaus zu erwartende Fragestellung zwar nicht auszuschließen, wohl aber in ihrer möglichen Bedeutung abzuschwächen, indem er abschließen resümiert: „Aber als unglücklich empfand und empfinde ich meine Kindheit nicht. Zu meiner Mutter hatte und habe ich ein gutes Verhältnis.“ (Fischer 1999: 15) Es ist nicht das erste Mal, dass jemand, der sein Leben, welches auch schwierige Situationen zu bewältigen aufgegeben hat, aus der Rückschau heraus abgeklärt im positiven Lichte bilanziert; dabei wird insbesondere die eigene Kindheit trotz der vielen Widrigkeiten als glücklich bezeichnet und wahrscheinlich auch so empfunden.

4.3 Peergroup und ihre Relevanz für die Entstehung von rechtsextremistischen Orientierungsmustern

4.3.1 Unverbindliche Kontaktaufnahme und Ermöglichung erster Akzeptanz-erfahrungen durch ältere Szeneangehörige

Im Oktober 1982 – Fischer ist zu diesem Zeitpunkt dreizehn Jahre alt – geht der nunmehr seit acht Jahren diagnostizierte Diabetiker ins Versorgungsamt der Stadt Nürnberg, um einen Schwerbehindertenausweis zu beantragen, der ihn zur kostenlosen Benutzung des Öffentlichen Personen-Nahverkehrs berechtigt. Eigentlich stellt dieser Gang ins Rathaus die einfache Erledigung einer Formalität dar, die nur wenige Minuten in Anspruch nimmt, da Fischer den Antrag bereits zu Hause ausgefüllt hat und nur noch abgeben muss. Doch dieser Rathausbesuch verläuft anders als geplant. Der Sachbearbeiter, ein Mann mit militärischem Haarschnitt, verwickelt den Dreizehnjährigen bei der Entgegennahme des Antrags in ein Gespräch über Ausländer in der Schule. Konkret fragt Günter Rust – so heißt dieser Verwaltungsbeamte – den Jungen nach der Höhe des Ausländeranteils an dessen Hauptschule und möchte wissen, „ob es deswegen Probleme gebe.“ (Fischer 1999: 11) Wie sich herausstellt, ist dieser Rathausmitarbeiter der stellvertretende Vorsitzende des NPD-Kreisverbandes Nürnberg. Fischer wird das Gefühl nicht los, dass sein amtliches Gegenüber ihn wohl als jemanden ansieht, der sich für die NPD interessiert und, darüber hinausgehend, möglicherweise auch zu einer langfristigen Mitarbeit motiviert werden kann; denn auch nachdem der Antragsteller Rusts Frage nach möglichen Problemen mit ausländischen Mitschülern abschlägig beantwortet hat, lässt der Beamte nicht locker; er „bleibt am Ball“ und startet einen zweiten Versuch: „Und so wurde mir – auf einer staatlichen Behörde – zum ersten Mal in meinem Leben Parteiwerbung in die Hand gedrückt: eine Ausgabe der NPD-Parteizeitung ‚Deutsche Stimme‘ und ein oder zwei Flugblätter der NPD-Jugendorganisation ‚Junge Nationaldemokraten‘ (JN). ‚Lies dir die Sa-

chen mal durch. Und wenn du Fragen hast, kommst du einfach vorbei.“ (Fischer 1999: 11) Der Dreizehnjährige spürt: Die Tatsache, dass gleich zweimal etwas Politisches von einem älteren Mann in angeblich unverbindlicher Weise an ihn, den Hauptschüler, herangetragen wird, widerspricht dem ursprünglichen Charakter der so auffällig betonten Unverbindlichkeit und weist auf eine durchaus verbindliche Erwartungshaltung hin, die das Handeln des Parteifunktionärs bestimmt.

Wenige Tage später – Fischer hat das NPD-Propagandamaterial nur überflogen und längst in den Papierkorb geworfen – unternimmt Rust den dritten Schritt seiner Anwerbeaktion: Er ruft Fischer an und lädt ihn, – wiederum „ganz unverbindlich“ – ein, einfach mal beim montäglichen Stammtisch der Jungen Nationaldemokraten (JN) vorbeizuschauen, auch wenn die Teilnehmer durchweg drei bis vier Jahre älter seien: „Schmackhaft machte er mir den Besuch noch mit dem beiläufig erwähnten Hinweis, dass [dort] nicht so sehr die Politik im Mittelpunkt stehe, sondern die ‚Kameradschaft‘ – ein Begriff, der mir damals wenig sagte und unter dem ich mir eigentlich nichts Konkretes vorstellen konnte. Dann erzählte er noch von einem Höhlenfest und einem Zeltlager.“ (Fischer 1999: 12) In seiner Autobiographie, die siebzehn Jahre nach diesem Ereignis verfasst worden ist, merkt Fischer kritisch an, dass Rust seinen NPD-Werbefeldzug während seiner Arbeitszeit und zudem vom Rathaustelefon getätigt hat. Das bedeutet: Sowohl die vom Steuerzahler finanzierte Arbeitszeit als auch das ebenfalls aus öffentlichen Haushaltsmitteln bereit gestellte Telefondespot hat der Rathausmitarbeiter für die parteiliche Vorstandsarbeit verwendet, wie auch Fischers Telefonnummer dem ausgefüllten Antrag auf Ausstellung eines Schwerbehindertenausweises entnommen worden ist.

Der Dreizehnjährige ist sich zunächst nicht sicher, wie er sich verhalten soll. Er muss seine Reaktion auf Rusts Vorschlag sorgfältig abwägen. Auf der einen Seite kennt er die politische Einstellung seiner Mutter, die aus einem sozialdemokratischen und kommunistischen Elternhaus stammt, und beschließt aus diesem Grund, ihr vorerst von diesem nicht alltäglichen Telefonanruf und dessen ebenso außergewöhnlichem Inhalt nichts zu berichten. Auf der anderen Seite muss er sich eingestehen, dass die Einladung doch „einen gewissen Reiz“ auf ihn ausübt, dem zu widerstehen ihm schwerfällt: „In der Schule war ich ein Außenseiter, und das gab wohl den Ausschlag.“ (Fischer 1999: 12) Allerdings mag nicht nur die von Fischer bereits mehrmals angesprochene Außenseiterrolle allein den plötzlich so umworbenen, noch in der Endphase des Kindesalters befindlichen Jungen zu dieser Entscheidung geführt haben. Dass er nach anfänglichem Zögern seine Bedenken zurückstellt und auch die zu erwartende Reaktion seiner Mutter in Kauf nimmt, kann auch ursächlich in einer seiner prägenden Kindheitserfahrungen begründet liegen: „Jörg Fischer hat seinen Vater, der schon in frühen Jahren die Familie verlassen hat, als sehr gewalttätig erlebt. Nun wendet sich ihm ein älterer Mann zu und wirbt aktiv um sein Vertrauen. Er fühlt sich geschmeichelt und anerkannt.“ (Rommelspacher 2006: 17 f.) Anders als zuvor bei den ersten beiden Annäherungsversuchen hat Günter Rust dieses Mal bei Jörg Fischer Erfolg.

So unternimmt der Dreizehnjährige seinen ersten Kneipenabend, und zwar, wie er ausdrücklich betont, „ohne erwachsene ‚Begleitperson‘“. Für den Fall, dass seine Mutter davon etwas bemerken und diesbezügliche Erkundigungen einholen würde, hat er sich abgesichert: „Einer meiner wenigen Freunde aus der Schule gab mir für den Abend ein Alibi.“ (Fischer 1999: 12) Die anfängliche Verlegenheit, die jeden

Gaststättenbesucher überfällt, wenn er zum ersten Mal einen mit unbekannten Personen gefüllten Sitzungsraum betritt und suchend seine Blicke rundum schweifen lässt, ist nur von kurzer Dauer. Eine ebenfalls ältere männliche Person, der bayerische JN-Vorsitzende Ralf Ollert, spricht den Neuankömmling an; „das erste Eis ist gebrochen“. Schon nach wenigen Minuten fühlt sich der Hauptschüler in diesen Kreis aufgenommen: „Obwohl sich alle kannten und ich nicht nur ein ‚Neuer‘, sondern auch der Jüngste war, fühlte ich mich nicht lange als Fremdkörper.“ (Fischer 1999: 13) Auf dieser Parteisitzung teilt Ollert dem Neuen mit, dass er seinen fertiggestellten Schwerbehindertenausweis im Rathaus abholen könne. Fischer schließt daraus sofort, dass Rust mit Ollert über ihn gesprochen haben muss. Dass sich andere für ihn interessieren, tut ihm ausgesprochen gut, wie ein Interviewausschnitt aus einem Rundfunkgespräch mit Fischer verdeutlicht: „Das Faszinierende war nicht das Ideologische, das Politische am Anfang, sondern es war so das Gefühl, das einem vermittelt wird: dieses Gefühl von Anerkennung, Dazugehören, und das war für mich als Dreizehnjährigen auch insofern besonders beeindruckend oder prägend oder faszinierend, weil dieses Gefühl wurde mir von Leuten gegeben, die alle ein paar Jahre älter waren. Also genau die Altersgruppe, von der man als Dreizehnjähriger Anerkennung will, wo man gerne dazu gehören will.“ (Beyrodt 2011: 1) Dass Fischer diese Kennen-Lernen-Phase nicht nur in seiner Autobiographie (vgl. Fischer 1999: 13 f.), sondern auch, wie der Ausschnitt aus der Rundfunksendung zeigt, fast drei Jahrzehnte nach diesem Geschehen mit einer derart detaillierten „Innenschau“ schildert, lässt die positiv stimulierende Wirkung dieser lang ersehnten und nun endlich erfahrenen Akzeptanz auf die psychosoziale Befindlichkeit des vaterlosen Außenseiters erkennen.

Diese schnelle Aufnahme in einen „besonderen Kreis“, der, wie es zunächst scheint, nicht so sehr politische Ziele verfolgt, sondern abwechslungsreiche Freizeitaktivitäten in den Mittelpunkt stellt und tiefgehende Gemeinschaftserlebnisse ermöglicht, ist mit weit reichenden Folgen verbunden: „Diese unkomplizierte Integration in eine bestehende Gruppe mitsamt Freizeitaktivitäten und nicht die Politik der NPD ist für [Fischer] der Grund für einen schleichenden und kontinuierlichen Einstieg in die Bereiche der extremen Rechten.“ (Wagner 2009: 24) Wie sehr den Dreizehnjährigen die in zweifacher Hinsicht positive Erfahrung des Aufgenommen- und des Angenommen-Seins beeindruckt hat, zeigt Fischers sehr emotionales Resümee dieser außergewöhnliche Tage im Oktober und November 1982: „Plötzlich gab es Leute, die Interesse an mir zeigten und mir vermittelten, daß ich zu ihnen passen würde. Sie kamen für mich aus einer anderen, neuen, auch faszinierenden Welt. [...] Schon bei meinem zweiten Besuch wurde ich begrüßt, als ob ich bereits dazugehöre.“ (Fischer 1999: 13 f.) Besonders der Schlusssatz zeigt die Nachhaltigkeit dieses ersten Kameradschaftserlebnisses. Der Leser erhält zum einen die Information, dass Jörg Fischer es nicht beim einmaligen Versuch des vorsichtigen Herantastens belassen, sondern „Feuer gefangen“ hat; zum anderen wird aber, über diese sachliche Information hinausgehend, der emotional bedeutsame Grund dieser Entscheidung explizit hervorgehoben. Zu dem Gefühl des Angenommen-Seins ist die Geborgenheit stiftende Gewissheit des Dazu-Gehörens hinzugekommen.

Die Kontakte zu Rust werden intensiver; dieser weist Fischer darauf hin, dass er dessen Antrag auf einen Schwerbehindertenausweis sehr zügig bearbeitet habe. Dieses Wohlwollen erfahren aber, wie Fischer erfährt, nicht alle Besucher seines Dienstzimmers. Der Beamte ist auch für die Versorgungsansprüche von Opfern der natio-

nalsozialistischen Gewaltherrschaft zuständig. Diese Antragsteller müssen im Rathaus der Stadt Nürnberg damit rechnen, dass die Devise „Recht und Ordnung“ ein weiteres Mal für sie einen besonderen Behandlungsmodus beinhaltet, indem sie zwar nicht mehr einer staatlichen Verfolgung ausgesetzt sind, aber mit den für sie erneut negativen Begleitumständen nun zum zweiten Mal in ihrem Leben eine äußerst menschenunwürdige Konkretisierung dieser Richtschnur erfahren: „Anträge von Menschen, die während der NS-Zeit verfolgt wurden, bearbeitete [Rust] besonders ‚sorgfältig‘ und daher mitunter auch sehr zeitraubend, wie er im Kameradenkreis mit unübersehbarer Freude berichtete.“ (Fischer 1999: 15 f.) Fischer findet mit der Zeit heraus, dass diese Verwaltungspraxis, welche die Opfer als eine Fortsetzung der im nationalsozialistischen Sprachgebrauch bewusst verharmlosend formulierten „Sonderbehandlung“ empfinden, zu massiven öffentlichen Protesten geführt hat, also durchaus stadtbekannt gewesen ist, aber weder die Vorgesetzten noch die Kollegen darin einen Anlass zu personellen Konsequenzen gesehen haben: „Bewirkt haben diese Proteste nichts, [Der NPD-Funktionär] blieb auf seinem Posten und konnte ungestört weitermachen.“ (Fischer 1999: 15) Die Beschreibung dieses Sachverhalts stellt in der Autobiographie das erste von zahlreichen Beispielen dar, mit denen Fischer verdeutlichen möchte, dass der Rechtsextremismus in der Mitte der Gesellschaft, in breiten Bevölkerungsschichten, verwurzelt ist und keineswegs als lediglich randständiges Phänomen auf die menschenfeindlichen Orientierungsmuster einiger Außenseiter zurückgeführt werden kann.

Indem Fischer diese Passage einfügt, wird deutlich: „Ganz anders als beim Tagebuch, bei dem Erlebnis und Niederschrift zeitlich nahe beieinander liegen, sind lebensgeschichtliche Erzählungen immer Rekonstruktionen der Vergangenheit aus dem Heute, keine Abbilder (...).“ (Fuchs-Heinritz 2000: 51) So ist bei diesem Textauszug in besonderer Weise zu beachten, dass Fischer seine Autobiographie als Dreißigjähriger schreibt und als solcher die Standortbewertung des Rechtsextremismus einfügt, während der wiedergegebene Zeitabschnitt selbst, in dem sich Rust immer deutlicher zu seinem „politischen Ziehvater“ (Fischer 1999: 135) entwickelt, siebzehn Jahre zurück liegt und von dem dreizehnjährigen Jörg Fischer berichtet.

Wie zielstrebig Günter Rust vorgeht, zeigt auch der folgende Schritt, den er gleich in dreifacher Funktion vollzieht. Als Ziehvater und NPD-Funktionär löst er für seinen dreizehnjährigen, im ursprünglichen Sinne dieses Wortes zu verstehenden Zögling, der mittlerweile schon mehrere Male den JN-Stammtisch besucht hat, ein weiteres schwelendes Problem: Er spricht mit Jörgs Mutter über die neue Freizeitaktivität ihres Sohnes. Die mütterlichen Bedenken zerstreut er, indem er seine Autorität als seriöser Beamter in der Stadtverwaltung Nürnberg in das Gespräch mit einbringt: „[So] gelang es ihm, die Duldung der Stammtischbesuche bei der Mutter zu erreichen.“ (Wagner 2009: 24) Diese dritte Rolle Rusts als Amtsperson zeitigt also durchaus die intendierte vertrauensbildende Wirkung. Der Dreizehnjährige hingegen weiß diese Initiative Rusts sehr wohl zu schätzen: Ihm ist, Rust sei Dank, die unangenehme, ja peinliche Situation erspart geblieben, sich in absehbarer Zeit seiner Mutter offenbaren zu müssen. Diese verbietet zwar die Montagsbesuche nicht; aber ihre Bereitschaft, diese Erweiterung des außerhäuslichen Aktionsradius ihres Sohnes zu tolerieren, wird schon bald auf eine harte Probe gestellt, ja aufs Äußerste strapaziert. Fischer hat sich nach einigem Zögern auf Drängen seiner neuen Kameraden breit schlagen lassen, auf dem weltberühmten Christkindlmarkt bei einer Werbeaktion als Helfer zur Verfügung

zu stehen; damit ist die Aufregung zu Hause bereits programmiert: „Als ich meiner Mutter erzählte, daß ich am Samstag in der Stadt mal beim NPD-Stand ‚vorbeischaun‘ wollte, war sie völlig aus dem Häuschen. Aber abhalten konnte sie mich nicht, ich war pünktlich um 8.30 Uhr am Treffpunkt.“ (Fischer 1999: 16) Nach jahrelanger mütterlicher Überbehütung geht Jörg nun seine eigenen Wege.

Was die eindeutige Haltung und, daraus resultierend, die aufgebrachte Verhaltensweise der Mutter betrifft, so wird ein ähnliches mütterliches Einstellungs- und Verhaltensmuster bei Ingo Hasselbach evident, der diesbezüglich sogar mehrere heftige Auseinandersetzungen zwischen Mutter und Sohn beschreibt. Ingos Mutter ist über die neonazistischen Äußerungen ihres Sohnes, aber auch über dessen gemeinsames Auftreten mit Michael Kühnen, dem deutschlandweit bekanntesten Nazi-Führer, sehr aufgebracht: „[Sie] kam noch am gleichen Abend zu mir. So hatte ich sie noch niemals gesehen. Sie war einfach fertig.“ (Hasselbach/Bonengel 1993: 147) Wie aufgewühlt und betroffen die Mutter in dieser Situation ist, wird auch in der amerikanischen Buchausgabe deutlich, in der, anders als in den deutschen Ausgaben, auch das Stilmittel der wörtlichen Rede eingesetzt wird: „‚What have I raised for a son?‘ she asked me, her voice shaking from shock. It was as if her world had collapsed.“ (Hasselbach/Reiss 1996: 324) Unterschiedlich ist allerdings der Zeitpunkt der mütterlichen Aufregung: Bei Fischer kommt diese bereits in der Einstiegsphase zum Ausdruck, während sie bei Hasselbach in der Zeit des Aufenthalts in der rechtsextremistischen Szene zu Tage tritt.

4.2.2 Der erste öffentliche Auftritt: Beifall von allen Seiten

Jörg Fischer ist sich durchaus bewusst, dass diese Mitarbeit am Stand im Vergleich zu den bisherigen unverbindlichen Stammtischbesuchen sehr wohl einen wesentlichen Schritt dahingehend bedeutet, sich in verbindlicher Weise zu den Zielsetzungen der Partei zu bekennen: „[Bisher haben] politische Inhalte ausdrücklich nicht im Mittelpunkt der ersten Treffen im Kreis der ‚Jungen Nationaldemokraten‘ gestanden [...]. Leitmotiv der Anwerbegespräche durch [den] NPD-Funktionär ist das ‚Kameradschafts‘-Erleben [gewesen].“ (Pfeiffer 2009b: 91) Insofern kann der Einstiegsverlauf nicht als Ergebnis einer bewussten Erstentscheidung eines Dreizehnjährigen betrachtet werden, sondern ist als schleichender Prozess anzusehen, bei dem zunächst das emotionale Bindungsgefühl des Dazugehörens eine Rolle spielt und die Ideologisierung erst am Ende der Einstiegsphase erfolgt. Hinzu kommt, dass auch in dem Material, welches Fischer bisher von Rust erhalten oder von den Kameradschaftsabenden mit nach Hause genommen hat, der ideologische Unterbau der NPD zumindest nicht sofort – auf den ersten Blick – erkennbar ist, was sich zum Beispiel darin zeigt, dass weder von Hitler noch vom „Dritten Reich“ etwas zu lesen ist: „Ollert hatte mir die Thesenpapiere der JN, eine Art Grundsatzprogramm, gegeben. Darin stand einiges über Umweltschutz, Atomenergie und Ausbildung. In den Flugblättern, die ich an diesem Vormittag verteilte, betonte die NPD immer wieder, sie sei eine demokratische Partei und habe mit Neonazis nichts zu tun.“ (Fischer 1999: 18) Erst später, nach seinem vierzehnten Geburtstag, erfährt Fischer: Es gibt beruhigende Aussagen, die nur für die Öffentlichkeit bestimmt sind, und nationalsozialistische Intentionen, die lediglich auf internen Schulungen und Sitzungen propagiert werden.

Auch bei diesem ersten öffentlichen Bekenntnis zur NPD ist das Gefühl der Unsicherheit schnell überwunden, da der Neue von den Kameraden freundlich aufgenom-

men wird. Dass die anfängliche Schüchternheit schwindet, dazu trägt aber eine weitere vielleicht noch bedeutsamere Erfahrung bei: „[Fischer] fühlt sich zunehmend wohler, als er merkt, dass er damit bei der Bevölkerung vielfach Zustimmung findet. Die Passanten nehmen das Flugblatt ab.“ (Rommelspacher 2006: 18) Das wohlwollende Verhalten der Christkindlmarkt-Besucher tut dem Dreizehnjährigen so gut, dass er sich nicht aufregt, sondern gelassen reagiert, als eine Frau ihn als Nazi beschimpft: „Mein erster Gedanke war: Die kann nicht uns meinen – ich dachte zum ersten Mal ‚uns‘. Ich fing an, mich in dieser Gruppe wohl zu fühlen.“ (Fischer 1999: 17 f.) Dass Fischer, obwohl unmittelbar persönlich angesprochen, sich bei dieser neuartigen Erfahrung nicht lediglich als einzelne Person beschimpft fühlt, sondern seine Kameraden insgesamt gedanklich als Adressaten der Beleidigung miteinbezieht, weist auf den ersten Schritt einer zunächst noch unscheinbaren, aber schließlich doch offen zu Tage tretenden Identifizierung mit seiner Gruppe hin.

Das Fazit des ersten öffentlichen Bekenntnisses Fischers zur NPD ist aus der Sicht der Führungsriege positiv, was nicht zuletzt darin zum Ausdruck kommt, dass der Hoffnungsträger der Partei anschließend zum Mittagessen in Rusts Wohnung eingeladen wird: „Mein erster Tag als aktiver NPD-Anhänger endete kulinarisch bei Erbsensuppe mit Würstchen.“ (Fischer 1999: 18) Nicht zuletzt diese Ehre, dass nämlich die politikbezogene Beziehung auch auf die private Ebene ausgedehnt und somit auf eine sehr persönliche Grundlage gestellt wird, zeigt unmissverständlich: Fischer hat seine Feuertaufe, die erste Bedingung für den bevorstehenden Initiationsritus, bestanden; er gehört nunmehr – auch für Außenstehende ersichtlich – zu dieser neuen *ecclesia*, der verschworenen Gemeinschaft der Herausgehobenen, dazu.

Nur zwei Tage später, am darauf folgenden Montagmorgen, wird diese positive Erfahrung um eine weitere nicht minder bedeutsame Erkenntnis ergänzt: „Wie er mit großem Erstaunen feststellt, [findet der angehende Aktivist] auch Anerkennung bei seinen Klassenkameraden. Er wird in seiner Klasse zum Agitator für die NPD.“ (Rommelspacher 2006: 18) Was dieser äußere Geschehensablauf für die psychosoziale Verfasstheit Fischers bedeutet, zeigt in eindrucksvollen Worten die Innenschau dieses außergewöhnlichen Schulvormittags: „[Die] Fragen [meiner Mitschüler] waren nicht vorwurfsvoll, sondern von Neugier und Interesse geleitet. Ich machte eine völlig neue Erfahrung, für mich damals ungeheuer wichtig und nachhaltig prägend: Ich war aus der Masse herausgetreten, etwas Besonderes. Ich war plötzlich wer, denn ich machte etwas, was andere nicht machten.“ (Fischer 1999: 18) Dass statt der befürchteten kritischen Auseinandersetzung eine unproblematische Fragehaltung seiner Mitschüler zu Tage tritt, die sich, über das Interesse an seiner neuen Tätigkeit hinausgehend, sogar zu einer Anerkennung seiner Person entwickelt, kommt einem funktionalen Rollenwechsel bezüglich der von außen an Fischer herangetragenen Ausgestaltung der Schülerrolle gleich: „Fischer nahm durch seine Zugehörigkeit zum Kreis der JN/NPD schnell eine andere Position innerhalb des Schulverbandes ein.“ (Wagner 2009: 25) Wenn diese veränderte Stellung in der Schulgemeinschaft soziologisch korrekt als andere Position bezeichnet wird, so ist sie, aus der subjektiven Sicht des Dreizehnjährigen betrachtet, als Statusverbesserung anzusehen, ist sie doch mit einer Steigerung der Akzeptanz verbunden.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass dem bisherigen krankheitsbedingten Außenseiter schon nach wenigen Wochen seines Schnupperstudiums am Ende der Phase des Kennenlernens gleich eine vierfache Anerkennung zuteil wird: die der JN-

Kameraden, der Passanten, der Mitschüler und der altgedienten Parteioberen. Gerade die Letztgenannten registrieren mit Genugtuung, dass Fischer für seine zahlreichen Werbeaktionen ständig neues Werbematerial bei ihnen bestellt. Die letzte besonders rührselige Aktion der Jungen Nationaldemokraten auf dem Nürnberger Christkindlmarkt findet am 24. Dezember 1982 statt: Genau auf die weihnachtliche Stimmung der Bevölkerung abgestimmt, wird auf Umhängeschildern und Flugblättern die Freilassung von Rudolf Heß gefordert, der als Kriegsverbrecher verurteilt worden ist, von den Nachkriegsnazis aber als „Führer“-Stellvertreter und „Friedensflieger“ heiß verehrt wird. Während dessen Verantwortung für Krieg, Verbrechen und Massenmord auf den Flugblättern unerwähnt bleibt, sollen die Adressaten auf einen ganz anderen – nämlich zu Unrecht leidenden – Menschen aufmerksam gemacht werden: „Es war ein – wie Rust sich ausdrückte – sentimentales Flugblatt, das auf die Tränendrüsen der Passanten zielte. Heß wurde als alter, hilfloser, schwerkranker Greis dargestellt, der zumindest seinen Lebensabend im Kreis der Familie verbringen solle.“ (Fischer 1999: 19) Auch hier macht der Dreizehnjährige erneut eine für seine weitere Handlungsdisposition bedeutsame Bestätigungserfahrung: „Viele, besonders ältere Christkindlmarkt-Besucher waren sehr angetan von der Aktion.“ (Fischer 1999: 19)

4.3 Peergroup und ihre Relevanz für die Konsolidierung von rechtsextremistischen Orientierungsmustern

4.3.1 Sozialisationsleistung der neuen „Familie“: schleichende Ideologisierung

In den Weihnachtsferien werden keine öffentlichen Werbeveranstaltungen durchgeführt. So nutzt Fischer diese Zeit, sich erstmals intensiv mit den programmatischen Aussagen der NPD zu beschäftigen. Bei Verständnisfragen hilft ihm bereitwillig Rust weiter, der den Kontakt zu seinem Zögling intensiviert: „Offensichtlich hatte er beschlossen, mich unter seine Fittiche zu nehmen. [...] Wie ein trockener Schwamm sog ich auf, was ich las und was Rust mir sagte.“ (Fischer 1999: 20) Ein Grund für diese gläubige Aufnahme des Gedankenguts ist in dem sozialen Tatbestand zu sehen, dass Jörg schon fast ein Jahrzehnt ohne väterliche Begleitung aufgewachsen war und nun in Günter Rust eine Bezugsperson sieht, die *peu à peu* die Funktion eines Ersatzvaters übernimmt. Diese Erklärung beruht nicht nur auf der begründeten Einschätzung des Rezipienten dieser Autobiographie, sondern erfährt auch von Fischer selbst eine Bekräftigung: „Zu Hause war meine Mutter nach der Scheidung überfordert. Im Nachhinein muss ich sagen, dass mir mein Vater gefehlt hat und ich deshalb vermutlich auch besonders anfällig war.“ (Winde 2008: 17) Mit diesem Einstieg in inhaltliche Fragestellungen wird zugleich der erste Schritt von einer bisher schleichenden zu einer nunmehr allmählich offenen Ideologisierung vollzogen.

Nach den Ferien wird Fischer von Ollert zu einem Kameradschaftsabend eingeladen, der im Schulungszentrum der Jungen Nationaldemokraten stattfindet. Vermieter dieser Räumlichkeit im Stadtzentrum Nürnbergs ist ein CSU-Mitglied. Der Besuch dieser Veranstaltung ist für den Dreizehnjährigen insofern aufschlussreich, als diesem zum ersten Mal ein Einblick in die Strategie der JN und der NPD gewährt wird. Konkret wird die Funktion von Flugblättern erörtert: „Es ging darum, ‚Hemmschwellen‘ herabzusetzen – es war das erste Mal, daß ich dieses Wort hörte, und dazu durfte man nicht mit der Tür ins Haus fallen. [...] Wenn die Leute erst einmal anfangen, ein Flugblatt zu lesen, so Ollerts These, fangen sie auch an, sich mit der Sache zu be-

schäftigen.“ (Fischer 1999: 20 f.) So kann auch diese erste Konfrontation mit methodischen Fragestellungen als weiteres Indiz dafür gewertet werden, dass nicht mehr, wie bisher von Fischer angenommen, ausschließlich das viel gepriesene Kameradschaftserlebnis als Sinn stiftendes Element die parteiinternen Veranstaltungen prägt, sondern ideologische Inhalte und deren Umsetzung in der Öffentlichkeitsarbeit im Fokus der Sitzungen stehen.

Zugleich bekommt der junge Teilnehmer noch eine zusätzliche Begründung dafür zu hören, warum es nach Auffassung der NPD-Strategen notwendig ist, politische Zielvorstellungen über einen Umweg der Bevölkerung nahe zu bringen. Die NPD sieht sich selbst als Opfer einer Verschwörung, die in einer konzertierten Aktion der Medien, der Regierung und der Linken immer wieder mit Leben gefüllt wird, um eine unliebsame Konkurrenz zu unterdrücken. Dieses immer wieder betonte Selbstverständnis rechtsextremistischer Parteien und Organisationen, demzufolge ihre Mitglieder ja nur einen Beitrag zur wahrheitsgemäßen Erhellung der Faktenlage nach dem Zweiten Weltkrieg leisten wollen, dabei jedoch durch Lügen diffamiert und durch institutionelle Unterdrückung an der Verwirklichung ihrer nationalen Aufgabe behindert werden, zeitigt bei dem Dreizehnjährigen durchaus die von den NPD-Strategen gewollte Wirkung: „Der Identifikationsprozess mit der Gruppe und die Verdrängung von Widerständen werden ihm dadurch erleichtert [...]. In dieser Phase greifen also bereits Selbstimmunisierungsstrategien, bei denen jede Kritik an der eigenen Position in eine Bestätigung uminterpretiert wird.“ (Rommelspacher 2006: 19) Dass diese bewusst intendierte Strategie bei Fischer gelingt und Erfolg hat, ist als drittes Indiz für das Fortschreiten des Ideologisierungsvorganges zu berücksichtigen.

4.3.2 Status- und Rollenänderung des neuen „Familienmitglieds“: vom Sympathisanten zum Basisaktivisten

Eine Vertiefung dieser Identifikation mit der Gruppe erfolgt im Februar und März 1983, als Fischer in der heißen Phase des Bundestagswahlkampfes bei seinen Aktionen vermehrt auf ablehnende Meinungsäußerungen stößt und mit Protesten konfrontiert wird: „Diese Auseinandersetzungen bewirkten in unseren Reihen einen Solidarisierungs- und bei mir zusätzlich noch einen Trotzeffekt. Mein immer größer werdender Eifer für die Sache wurde dadurch nicht gebremst.“ (Fischer 1999: 22) Auch in diesem Textabschnitt geht der Autobiograph auf seine Auffassung ein, dass rechtsextremistische Orientierungsmuster in der Mitte der Gesellschaft vorhanden sind und bisweilen sogar unübersehbar zu Tage treten, und interpretiert in diesem Sinne folgenden Sachverhalt, den er, obwohl noch sehr jung, genau beobachtet hat: „Schon damals fiel mir das engagierte Eingreifen der Polizeibeamten auf, wenn es darum ging, allzu massiven Protest politischer Gegner von den Ständen fernzuhalten.“ (Fischer 1999: 22) Das polizeiliche Verhalten wird als einseitiges Handeln gegen die Protestierenden wahrgenommen und nicht nur als „Eingreifen“ bezeichnet, sondern, darüber hinausgehend, mithilfe eines verstärkenden Adjektivs als „engagiertes Handeln“ charakterisiert.

In diesem Wahlkampf bekommt Fischer zum ersten Mal eine parteiinterne Auseinandersetzung mit. Rust weigert sich, NPD-Wahlplakate am Stand zu kleben, weil diese – wie er argumentiert – „schwarz-rot-goldene Ränder hätten und er die Farben der „Besatzerrepublik“ ablehne (vgl. Fischer 1999: 22). Dieses Erlebnis ist keineswegs, wie es der Rezipient der Autobiographie vielleicht annehmen könnte, ein bei-

läufiger Einschub des Autors, um lediglich das Bestehen politischer Meinungsverschiedenheiten oder gar tiefgreifender ideologischer Differenzen zwischen NPD-Funktionären aufzuzeigen. Vielmehr weist diese Beobachtung des angehenden Aktivistens einmal mehr auf die Person Günter Rust hin, und dies nicht nur hinsichtlich seiner Rolle als Einstiegshelfer für einen jungen Menschen im Hauptschulalter, sondern erneut auch in Bezug auf seine Rolle als Beamter: Die von dem Nürnberger Rathausbeamten offen ausgesprochenen Weigerung, zu der im Grundgesetz festgelegten republikanischen Farbenanordnung „schwarz-rot-gold“ zu stehen, impliziert im Kontext dieser Äußerung – beim Aufbauen eines NPD-Standes – zugleich eine Befürwortung der von den Nationalsozialisten übernommenen und modifizierten kaiserlichen Reichskriegsflagge. Rust kann, obwohl als Beamter auf die freiheitlich-demokratische Grundordnung der Bundesrepublik Deutschland verpflichtet, jahrelang seine hasserfüllten Aktionen eben gegen diesen Staat ausführen und sogar, wie die Schilderung Fischers zeigt, an seinem Arbeitsplatz während der Arbeitszeit für die NPD Rathausbesucher rekrutieren.

Dass mittlerweile die Integration Fischers in die Jungen Nationaldemokraten vollzogen ist, verdeutlichen vor allem der nunmehr regelmäßige Besuch von Parteiveranstaltungen sowie die Intensivierung der Kontakte auch im privaten Bereich, indem sich der nunmehr Vierzehnjährige nicht mehr nur an den Wochenenden, sondern auch in der Woche mit seinen JN-Kameraden trifft: „Meine Freizeit, bis hin zu meinem ersten Disco-Besuch, wurde jetzt weitgehend von meinem neuen sozialen Umfeld bestimmt. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich das Gefühl, echte Freunde gefunden zu haben.“ (Fischer 1999: 30) So ist es für Jörg nur allzu selbstverständlich, nachdem er ja gerade im März vierzehn Jahre alt geworden ist, der Aufforderung Ollerts nachzukommen und den Jungen Nationaldemokraten beizutreten. Schon im April 1983 erhält er bei einem Kameradschaftsabend in einer feierlichen Zeremonie den Mitgliedsausweis. Damit ist ein folgerichtiger Schlussstrich unter einer Phase des gegenseitigen Kennenlernens und des allmählichen Eingebunden-Werdens gezogen, die, wenn man den ersten Rathausbesuch beim stellvertretenden NPD-Kreisvorsitzenden Rust als Beginn dieses Lebensabschnittes zugrunde legt, nur sechs Monate bis zur offiziellen Mitgliedschaft bei den Jungen Nationaldemokraten umfasst hat: „Nun ist [Fischer] in der rechten Bewegung angekommen. Er wird ernst genommen, ist wichtig und wird gebraucht. Er ist nun Teil eines ‚Großen Ganzen‘ und gehört zur Elite, zur Gemeinschaft der ‚Wissenden‘ und ‚Kämpfenden‘, wird ihm doch der Auftrag dazu von den älteren Männern übertragen.“ (Rommelspacher 2006: 19) So bedeutet die feierliche Überreichung des Mitgliedsbuches weit mehr als nur eine vereinsinterne Feierlichkeit; sie stellt vielmehr die äußere Dokumentation eines inzwischen begonnenen inneren Prozesses dar, der, besonders durch die lang ersehnten Anerkennungserfahrungen bedingt, eine Einstellungsänderung im Hinblick auf die Übernahme rechtsextremistischer Orientierungsmuster begünstigt, wenn nicht sogar Frucht bringend vorbereitet.

4.4 Erste Zwischenbilanz: Anerkennungserfahrungen als begünstigende Faktoren für den Erwerb rechtsextremistischer Orientierungsmuster in der Einstiegsphase

Unternimmt man den Versuch, aus dem konkreten biographischen Verlauf dieser Vorbereitungsphase eine allgemein gültige Erkenntnis abzuleiten, so treten zwei Fragenkomplexe in den Vordergrund. Zum einen besteht das erkenntnisleitende For-

schungsinteresse darin, herauszufinden, ob überhaupt und – wenn ja – inwieweit die bedingungslos zu akzeptierende und zu beachtende Prädisposition der Einzigartigkeit der konkreten situativen Ausgangslage eine Übertragbarkeit auf andere Einstiegsverläufe zulässt (vgl. Pfeiffer 2009b: 88). Zum anderen rückt die Frage in den Mittelpunkt, inwieweit die Affirmationsprozesse, die auch in anderen biographischen Verläufen sichtbar werden, steuerbar sind oder auf nicht bewussten Handlungsdispositionen beruhen. Als Beispiel für die Position, dass Fischers Einstieg als gezielter, also bewusst intendierter und planmäßig gesteuerter Handlungsablauf bezeichnet werden kann, mag folgendes Resümee angeführt werden: „Die Person Rust wäre bei Fischer sicherlich austauschbar gewesen. Eine ähnlich attraktive Ansprache, etwa von Vertretern von Jugendzentren, Vereinen, kirchlichen Gruppen oder anderen Trägern von Jugendarbeit, wäre bei ihm wohl auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Faszination der Zugehörigkeit zu einer sich als Elite verstehenden Gruppe und eines völkischen Kollektivs dürfte für den zeitweiligen Außenseiter und gesundheitlich gehandicapten Fischer eine Rolle gespielt haben.“ (Wagner 2009: 31) Doch welche Funktion hat diese von dem Jungen so hoch erachtete Gemeinschaft im Hinblick auf die Verfestigung bruchstückhaft vorhandener rechtsextremistischer Orientierungsmuster zu einer festgefügtten Einstellung?

Auf diese Frage gibt Fischer in einem Zeitungsinterview selbst eine Antwort: „Als ich mit 13 Jahren zu den ‚Jungen Nationaldemokraten‘ kam, war das ein tolles Gefühl der Gemeinschaft. Ich gehörte dazu, traf mich mit Älteren und wurde voll akzeptiert. Man hat sich um mich gekümmert. Über Politik habe ich mir zu diesem Zeitpunkt keine Gedanken gemacht. Nach und nach wurde mir die Ideologie eingetrichtert, ganz nebenbei.“ (Winde 2008: 17) Diese sanfte, weil nur schrittweise vollzogene, dabei jedoch nicht wirkungslose Vermittlung rechtsextremistischer Orientierungsmuster charakterisiert Rommelspacher als „Ideologisierung durch Vergemeinschaftung“ und nennt einflussreiche Bausteine, die als wirksame Faktoren zum Gelingen dieses Prozesses beitragen: „Wichtig sind [...] vor allem die persönlichen Kontakte zu den ‚Kameraden‘ und zu den Führerfiguren. An ihnen orientiert man sich, ihre Überzeugungen werden übernommen. Die Weltbilder verfestigen sich durch die tätige Teilhabe an der Gruppe und die immer stärkere Identifikation mit ihren Anliegen.“ (Rommelspacher 2006: 49)

5. Ausblick auf die Fortsetzung der Forschungsarbeit

Der vorliegende Beitrag zeigt auf exemplarische Weise, wie in der prozessualen Verlaufskategorie „Einstieg in die rechtsextremistische Szene“ die Affinisierung zu rechtsextremistischen Orientierungsmustern erfolgt und auf unmerkliche Weise eine schleichende Konsolidierung dieser Einstellungsbausteine erfolgt. Dabei wurde, ebenfalls beispielhaft, das Augenmerk auf die Frage gerichtet, welche Relevanz den Sozialisationsinstanzen Familie und *Peergroup* hinsichtlich ihre induktiven Beeinflussungskraft bei der Genese Menschen verachtender und demokratiefeindlicher Ideologeme zukommt. Als Datenmaterial für die Eruierung dieser Forschungsfrage wurde die Autobiographie von Jörg Fischer herangezogen.

In gleicher Weise ist nun anhand der biographischen Verlaufsform von Jörg Fischer mit den Verlaufskategorien „Aufenthalt in der Szene“ sowie „Ausstieg aus der Szene“ verfahren worden; auch hier hat die Bedeutung der einzelnen Sozialisations-

instanzen im Zentrum des Forschungsinteresses gestanden, und zwar hinsichtlich der weiteren prozessualen Entwicklungsstadien, nämlich der Verfestigung und Distanzierung von rechtsextremistischen Orientierungsmustern. Der in diesem Beitrag vorgestellte Einstiegsverlauf ist dem vierten Fallbeispiel, der biographischen Verlaufsform von Jörg Fischer, entnommen. Zuvor sind bereits die Verlaufsformen von Stefan Michael Bar, Nick W. Greger und Ingo Hasselbach bearbeitet worden, so dass bisher ein Drittel der ausgewählten deutschsprachigen Autobiographien und Biographien untersucht worden ist.

Nach Abschluss des Forschungsprojektes wird es bei der Auswertung der Resultate auch um die Frage gehen, welche Übereinstimmungen und welche graduellen oder tiefgreifenden Unterschiede die ausgewerteten biographischen Verlaufsformen in Bezug auf den Entstehungs-, Konsolidierungs-, Fundamentalisierungs- und Abbauprozess von Einstellungselementen erkennen lassen. Allerdings zeichnen sich jetzt schon vier vorläufige, angesichts des derzeitigen partiellen Erkenntnisstandes mit der gebotenen Vorsicht als Ergebnistendenzen zu wertende Teilresultate ab.

(1) Es kann keine generalisierende Aussage der Orientierungsmusterentwicklung getroffen werden. Dies ist auch angesichts des Sachverhalts nachzuvollziehen, dass die Autoren in ihren retrospektiven Darstellungen ihre individuelle Lebensgeschichte erzählen, die biographischen Verlaufsformen also höchst unterschiedlich sind: „Die Suche nach Gemeinsamkeiten der Motive und Verläufe [...] kann nur mit einiger Behutsamkeit erfolgen – aus Idealtypen abgeleitete Faustformeln bergen die Gefahr, die jeweiligen persönlichen Umstände aus dem Blick zu verlieren.“ (Pfeiffer 2009b: 88)

(2) Sehr wohl aber sind Einsichten in die unterschiedlichen Wirkweisen von Sozialisationsinstanzen möglich: Ingo Hasselbachs Großeltern, die aus ihrer aufrechten Gesinnung niemals einen Hehl gemacht haben und dafür sowohl in der Zeit des Nationalsozialismus als auch in den vierzig Jahren des „Arbeiter- und Bauernstaates“ ihren Preis zahlen mussten, haben es nicht zu verhindern vermocht, dass ihr Enkel in der rechtsextremistischen Szene die Karriereleiter bis zum Mitglied der nationalen Führungselite erklommen hat, wie andererseits die kriegsverherrlichenden Erzählungen des Großvaters, der zudem ein hoher Funktionär der sudetendeutschen Landsmannschaft ist, Stefan Michael Bar entscheidend geprägt haben.

(3) Einstiegs-, Aufenthalts- und Ausstiegsverläufe werden konstituiert durch das wechselseitige Zusammenwirken unterschiedlicher Druck- und Zugfaktoren (vgl. Bjørge 2006: 80 ff.). Von diesen wirksamen Kräften – dieses Ergebnis hat sich schon jetzt herauskristallisiert – ist besonders die Effizienz von Anerkennungserfahrungen nicht zu unterschätzen. Wie das Fallbeispiel in diesem Beitrag zeigt, geht bei dem wegen seiner Diabetes isolierten und von seiner Mutter überbehüteten Jörg Fischer der starke Wunsch nach Akzeptanz und Geborgenheit gleich auf dreifache Weise in Erfüllung. Dem Dreizehnjährigen wird die Anerkennung der JN-Kameraden, der Mitschüler und der älteren NPD-Funktionäre zuteil: „Plötzlich gab es Leute, die Interesse an mir zeigten und mir vermittelten, daß ich zu ihnen passen würde. [...] Schon bei meinem zweiten Besuch wurde ich begrüßt, als ob ich bereits dazugehöre.“ (Fischer 1999: 13 f.)

(4) Besonders der Einstiegsverlauf Jörg Fischers in die rechtsextremistische Szene lässt schon in diesem Untersuchungsstadium erkennen, dass der sozialisationstheoretische Ansatz, dem zufolge Sozietäten als soziale Bedingungsfelder über die Gestal-

tung von Institutionen und des kindlichen Nahraumes sowie im unmittelbaren zwischenmenschlichen Handlungsgefüge von Erwachsenen und Heranwachsenden Mitgliedschaftsentwürfe zur Verfügung stellen (vgl. Hurrelmann/Ulich 1991: 12), wieder aufgegriffen werden muss.² Fischer hat auf seiner Suche nach Anerkennung und Geborgenheit das Mitglied-Werden und das Mitglied-Sein als Element seiner Sozialisation manifest werden lassen und einen ihm von seinem sozialen Bedingungsfeld offerierten speziellen Mitgliedschaftsentwurf nicht nur angenommen, sondern zu einem konstitutiven Bestandteil seines eigenen Lebensentwurfs gemacht. In diesem Sinne ist das Aufgreifen dieses Sozialisationsverständnisses durch Bettina Hurrelmann hilfreich, wenn sie betont: „Mitgliedschaftsentwürfe für die heranwachsende Generation sind Bestandteile der Kultur einer Gesellschaft, sie bestimmen die mentalen Voraussetzungen für das Handeln der Sozialisationsagenten und beeinflussen die Selbst- und Lebensentwürfe der Heranwachsenden“ (Hurrelmann 1999: 109).

Im Hinblick auf die Genese, Konsolidierung und Distanzierung von rechtsextremistischen Einstellungselementen ist als Bestandteil der sozialen Wirklichkeit zu berücksichtigen, dass Kinder und Jugendliche in ihrem Prozess der Sozialisation und des Mitglied-Werdens mit rechtsextremistischen Verhaltens- und Denkweisen konfrontiert werden, so dass sich angebotene Mitgliedschaftsentwürfe ausschließlich darauf beschränken und alternative Handlungsmuster an Attraktivität verlieren. Letztere stellen nur noch eine zweitrangige Übernahmeoption dar oder werden völlig ausgeblendet. Die biographische Verlaufsform von Jörg Fischer lässt zwei Beweggründe für die Annahme des rechtsextremistischen Mitgliedschaftsentwurfs und die anschließende Transformation zum persönlichen Lebensentwurf erkennen: zum einen die Faszination, zu einer Elitegruppe zu gehören und Teil eines großen Ganzen zu sein, und zum anderen die viele Jahre, nicht zuletzt auch von der überbehütenden Mutter vorenthaltenen und plötzlich gleich in mehrfacher Hinsicht zuteil werdenden Anerkennungserfahrungen.

LITERATUR

- Assheuer, Thomas und Hans Sarkowicz (1990): Rechtsradikale in Deutschland. Die alte und die neue Rechte. Gemeinsames Vorwort der Verfasser. München: Verlag C.H. Beck.
- Bar, Stefan Michael (2003): Fluchtpunkt Neonazi. Eine Jugend zwischen Rebellion, Hakenkreuz und Knast. Hrsg. von Klaus Farin und Rainer Fromm für das Archiv der Jugendkulturen e.V., Berlin. Bad Tölz: Verlag Thomas Tilsner, 9-147.
- Beyrodt, Gerald (2011): Vom Neonazi zum Israel-Erklärer. In: Aus der jüdischen Welt. Sendung am 21.01.2011 in Deutschlandradio Kultur. Manuskript. Köln: Deutschlandradio.
- Bjørge, Tore (2006): Rassistische Gruppen: Die Anwerbung reduzieren und den Ausstieg fördern. In: Olaf Lobermeier, Angelika Franke und Reinhard Koch (Hg.): Rechtsextremismus zwischen Theorie und Praxis: Theoretische Erklärungsmodelle und Ausstiegsanalysen. Band 4: Theoretische Analysen. 1. Auflage. Braunschweig: Bildungsvereinigung ARBEIT UND LEBEN Niedersachsen Ost gGmbH, Arbeitsstelle Rechtsextremismus und Gewalt, 73-96.
- Bottländer, Johannes (1996): Gewalt und Rechtsextremismus bei Kindern und Jugendlichen. Erscheinungsformen, Ursachen und Chancen der Einflußnahme aus prophylaktischer Sicht. Würth: Verlag Andreas Diecke.

2 Siehe Teil 2.4.2 dieses Beitrags

- Bottländer, Johannes (2013): „Rechtsextremismus und Jugendgewalt“ im öffentlichen Diskurs. Schwierigkeiten eines sachbezogenen Problemaufrisses. In: deutsche jugend. Zeitschrift für Jugendarbeit. 61. Jahrgang, Heft 3. Weinheim: Beltz Juventa, 112-121.
- Decker, Oliver und Elmar Brähler (unter Mitarbeit von Norman Geißler) (2006): Vom Rand zur Mitte. Rechtsextreme Einstellungen und ihre Einflussfaktoren in Deutschland. Hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Forum Berlin. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Fischer, Jörg (1999): Ganz rechts. Mein Leben in der DVU. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2000): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Reihe: Hagener Studientexte zur Soziologie. Hrsg. von Heinz Abels, Werner Fuchs-Heinritz, Wieland Jäger und Uwe Schimank. Band 5. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gabriel, Thomas (2008): Familienerziehung und Rechtsextremismus – Analyse der biographischen Genese rassistischer Deutungs- und Handlungsmuster junger Menschen. In: Nationales Forschungsprogramm 40+: Rechtsextremismus: Ursachen und Gegenmassnahmen. (Ergebnis-Präsentation: Bern, 31.01.2008). Auf: <http://www.nfp40plus.ch/topic4353/story9092.html> (besucht am 15.06.2010).
- Gabriel, Thomas (2009): Parenting and Right-Wing Extremism – An Analysis of the Biographical Genesis of Racism Among Young People. In: Marcel Alexander Niggli (Hg.): Right-wing extremism in Switzerland: National and international perspectives. Reihe: Studien zur Schweizer Politik, Band 2 (hrsg. von Hanspeter Kriesi, Wolf Linder und Alexander Trechsel). 1. Auflage, Baden-Baden: Nomos Verlag.
- Hasselbach, Ingo und Wilfried Bonengel (1993): Die Abrechnung. Ein Neonazi steigt aus. 1. Auflage. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag.
- Hasselbach, Ingo und Tom Reiss (1996): Führer-Ex. Memoirs of a Former Neo-Nazi. New York: Random House.
- Heitmeyer, Wilhelm (1985): Identitätsprobleme und rechtsextremistische Orientierungsmuster. Provoziert die gesellschaftliche Entwicklung „unauffällige“ Bedeutungszuwächse einer Ideologie der Ungleichheit und der Gewaltakzeptanz? In: Dieter Baacke und Wilhelm Heitmeyer (Hg.): Neue Widersprüche. Jugendliche in den achtziger Jahren, Weinheim und München: Juventa Verlag, 175-198.
- Heitmeyer, Wilhelm und Jürgen Mansel (2008): Gesellschaftliche Entwicklung und *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit*: Unübersichtliche Perspektiven. In: Wilhelm Heitmeyer (Hg.): Deutsche Zustände. Folge 6, 1. Auflage 2008, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 13-35.
- Hoffmeister, Dieter und Oliver Sill (1992): Zwischen Aufstieg und Ausstieg. Autoritäre Einstellungsmuster bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Opladen: Leske + Budrich.
- Homm, Claus (2007): Fremdenfeindliche und rechtsextreme Orientierungen unter Hagener Schülerinnen und Schülern. In: Stefan Glaser und Thomas Pfeiffer (Hg.): Erlebniswelt Rechtsextremismus. Menschenverachtung mit Unterhaltungswert. Hintergründe – Methoden – Praxis der Prävention. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag, 53-69.
- Hurrelmann, Bettina (1999): Sozialisation: (individuelle) Entwicklung, Sozialisationstheorien, Enkulturation, Mediensozialisation, Lesesozialisation (-erziehung), literarische Sozialisation. In: Norbert Groeben (Hg.): Lesesozialisation in der Mediengesellschaft: Zentrale Begriffsexplikationen. In: Kölner Psychologische Studien: Beiträge zur natur-, kultur-, sozialwissenschaftlichen Psychologie. Jahrgang 4, Heft 1. Köln: Psychologisches Institut, Philosophische Fakultät, Universität zu Köln, 105–115.
- Hurrelmann, Klaus (1993): Einführung in die Sozialisationstheorie. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Hurrelmann, Klaus und Dieter Ulich (1991): Gegenstands- und Methodenfragen der Sozialisationsforschung. In: Klaus Hurrelmann und Dieter Ulich (Hg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, Basel: Beltz Verlag, 3–20.

- Kraske, Michael und Christian Werner (2007): ... und morgen das ganze Land. Neue Nazis, „befreite Zonen“ und die tägliche Angst – ein Insiderbericht. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder GmbH.
- Möller, Kurt und Nils Schuhmacher (2007): Rechte Glatzen. Rechtsextreme Orientierungs- und Szenezusammenhänge – Einstiegs-, Verbleibs- und Ausstiegsprozesse von Skinheads“, Reihe: Analysen zur gesellschaftlichen Integration und Desintegration (hrsg. von Wilhelm Heitmeyer). 1. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Niederbacher, Arne und Peter Zimmermann (2011): Grundwissen Sozialisation. Einführung zur Sozialisation im Kindes- und Jugendalter. 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien GmbH.
- Peuckert, Rüdiger und Albert Scherr (2006): Sozialisation. In: Bernhard Schäfers und Johannes Kopp (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. 9., grundlegend überarbeitete und aktualisierte Auflage August. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH, 266-270.
- Pfeiffer, Thomas (2009a): Einstiegs- und Ausstiegsprozesse von Rechtsextremisten – ein Werkstattbericht. In: Reinhard Koch und Thomas Pfeiffer (Hg.): Ein- und Ausstiegsprozesse von Rechtsextremisten. Ein Werkstattbericht. Reihe: Konzepte für Demokratie und Toleranz. Band 1. Braunschweig: Bildungsvereinigung ARBEIT UND LEBEN Niedersachsen Ost gGmbH, Arbeitsstelle Rechtsextremismus und Gewalt, 7-16.
- Pfeiffer, Thomas (2009b): Zusammenfassende Thesen. In: Reinhard Koch und Thomas Pfeiffer (Hg.): Ein- und Ausstiegsprozesse von Rechtsextremisten. Ein Werkstattbericht. Reihe: Konzepte für Demokratie und Toleranz. Band 1. Braunschweig: Bildungsvereinigung ARBEIT UND LEBEN Niedersachsen Ost gGmbH, Arbeitsstelle Rechtsextremismus und Gewalt, 88-96.
- Rommelspacher, Birgit (2006): „Der Hass hat uns geeint“. Junge Rechtsextreme und ihr Ausstieg aus der Szene. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag.
- Scherr, Albert (2007): Wie können Gewerkschaften auf rechtsextreme Orientierungen innerhalb der Gewerkschaften angemessen reagieren? In: Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.): Rechte Orientierungen bei Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern. Reihe: WISO Diskurs, Expertisen und Dokumentationen zur Wirtschafts- und Sozialpolitik, Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, 49-55.
- Stöss, Richard (2011): Rechtsextremismus im Wandel. Hrsg. von Nora Langenbacher, Friedrich-Ebert-Stiftung, Forum Berlin. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Wagner, Sebastian (2009): Portraitskizzen aus Biografien: Jörg Fischer – Ganz rechts. Mein Leben in der DVU. In: Reinhard Koch und Thomas Pfeiffer (Hg.): Ein- und Ausstiegsprozesse von Rechtsextremisten. Ein Werkstattbericht. Reihe: Konzepte für Demokratie und Toleranz. Band 1. Braunschweig: Bildungsvereinigung ARBEIT UND LEBEN Niedersachsen Ost gGmbH, Arbeitsstelle Rechtsextremismus und Gewalt, 23-32.
- Winde, Moritz (2008): „Die Gewalt war schockierend“. Ein Ex-Neonazi (39) berichtet von seinen Erfahrungen in der rechten Szene. In: Westfalenblatt. Ausgabe Herforder Kreisblatt/Herforder Zeitung. Ausgabe Nr. 254 vom 30.10.2008. Herford: Herforder Kreisblatt Busse GmbH & Co. KG, 17.

Verankerung und Vertreibung in realen und virtuellen Welten

Biographische Längsschnittinterviews zu Bewältigung bei Computerspielsucht

Paula Bleckmann und Irmela Fenner

Zusammenfassung

Die rekonstruktive Analyse von 21 biographischen Interviews im Rahmen der interdisziplinären Studie „Internet- und Computerspielabhängigkeit in Deutschland“ (15 davon mit Folgeinterviews nach ca. zwei Jahren) ergab, dass sich süchtiges Computerspielverhalten als subjektiv Sinn ergebende, aber langfristig problemverschärfende virtuelle Selbstmedikation verstehen lässt. Ausstieg und Bewältigung können entsprechend als Prozess verstanden werden, in dessen Verlauf das Computerspielverhalten allmählich oder plötzlich aufhört, „Sinn zu ergeben“, wie wir anhand von vier ausführlichen Einzelfalldarstellungen beschreiben können. Als Analysegrundlage stellen wir ein Vier-Felder-Schema vor, das Veränderungen im Laufe dieses Prozesses strukturiert zu beschreiben erlaubt, indem es Verankerung (was hält?) von Vertreibung (was schreckt ab?) unterscheidet, und zwar sowohl für die reale wie auch für die virtuelle Welt. Bei den wenig reflektierenden, meist jüngeren „Ausschleichern“ wird ein allmählicher Bedeutungsverlust des Computerspielens durch wachsende Verankerung im Leben oder durch Wegfall von Vertreibung aus dem Leben angestoßen. Bei den älteren, stärker reflektierenden „Aussteigern“, treten verschiedene Phasen (Problembewusstsein, Änderungswunsch, Entschluss) auf. Die Beendigung erfolgt schließlich meist abrupt in Richtung Abstinenz. Veränderungsanstoß kann dabei der Wegfall von Verankerung im Spiel oder die Vertreibung aus dem Spiel sein (Mobbing durch die virtuelle Spielgemeinschaft). Ein langfristig gelingender Bewältigungsverlauf geht durchweg mit einer als bedeutsam erlebten Verankerung im realen Leben einher.

1. Einleitung

Was sind Wege aus der Computerspielsucht? Wir betrachten diese Frage hier nicht aus einer medizinisch-psychologischen Perspektive, die die Sucht als Krankheit und die Beendigung des süchtigen Verhaltens als Therapieerfolg betrachten würde. Stattdessen fragen wir, welche Rolle das Computerspielverhalten im Leben verschiedener einzelner Menschen einnimmt und wie diese Rolle sich im Verlauf des Lebens verändert. Entsprechend sind wir bei der Analyse von Interviews mit Personen, die sich selbst als ehemalige Computerspielabhängige bezeichneten, zunächst der Frage nachgegangen, welchen subjektiven Sinn es für sie ergab, Computerspiele ins Zentrum

ihres Lebens zu stellen. In einer früheren Ausgabe dieser Zeitschrift haben wir auf Basis von biographischen Interviews verschiedene Ausprägungen von Selbstmedikation durch Computerspielen beschrieben (Bleckmann et al. 2012a). Dabei zeigte sich, dass das „süchtige“ Computerspielverhalten auf sehr verschiedene Weise jeweils als eine Art „virtueller Deckel für einen realen Topf“ beschrieben werden kann: Wer im Verlauf seines Lebens mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, der holte sich entweder im Computerspiel, was ihm im realen Leben fehlte, oder lenkte sich von diesen Schwierigkeiten zumindest ab oder spielte die Schwierigkeiten virtuell nach. Diese virtuellen Lösungen entwickelten jedoch eine eigene Dynamik und trugen oftmals zu einer Verschärfung der realen Problemlage bei. Für die Beschreibung des Ausstiegs- bzw. Bewältigungsverlaufs ist die zentrale Frage, wie es im weiteren Lebensverlauf dazu kam, dass das ausufernde Computerspielverhalten eben *nicht mehr* im obigen Sinne „Sinn machte“. Dafür war es wichtig, zusätzlich zu den Erstinterviews nun auch die Analyse der zwei Jahre später erfolgten Folgeinterviews einzubeziehen, um folgende Fragestellungen zu behandeln: Welche unterschiedlichen Wege aus der Computerspielabhängigkeit lassen sich beschreiben? Wie und mit welchen Hindernissen bzw. Erleichterungen – auch durch andere Menschen oder geänderte Situationen – werden diese Wege beschritten? Inwieweit werden diese Prozesse von den Befragten passiv miterlebt, inwieweit reflektiert und bewusst gesteuert? Was führt dazu, dass diese Wege weiterverfolgt bzw. abgebrochen werden („Rückfall“)?

Damit betreten wir in dreifacher Hinsicht wissenschaftliches Neuland bzw. wenig untersuchtes Terrain. Erstens steckt die Untersuchung von Computerspielsucht auch in der dominierenden Tradition der medizinisch-psychologischen Suchtforschung noch in den Anfängen. Dies gilt zweitens noch verschärft für die sozialwissenschaftliche, qualitative Untersuchung des Phänomens (vgl. Jukschat 2013). Und drittens ist die Beendigung bzw. Bewältigung des süchtigen Computerspielverhaltens noch kaum untersucht worden, was allgemeiner auch für Bewältigungsverläufe bei nicht stoffgebundenen Suchtphänomenen gilt.

Im Folgenden werden wir daher zunächst den Forschungsstand in diesen drei Gebieten darstellen. Dann erläutern wir die methodische Vorgehensweise, wobei wir insbesondere auf die fallübergreifende Analyse und hierbei auf das von uns neu entwickelte Vier-Felder-Schema als Analysegrundlage eingehen. Im Ergebnisteil beschreiben wir dann die Einbettung des Computerspielverhaltens und seine erfolgreiche Beendigung in sehr unterschiedliche biographische Kontexte im Wesentlichen anhand von vier ausführlich dargestellten Einzelfallanalysen, die jeweils eine Fallgruppe repräsentieren. Wir beschreiben, wie sich diese Fallgruppen den zwei übergreifenden Mustern der *Ausschleicher* und der *Aussteiger* zuordnen lassen. Im Anhang werden abschließend alle 21 Fälle in zwei Tabellen (*Ausschleicher* getrennt von *Aussteigern*) bzgl. zusätzlich erhobener deskriptiver Daten beschrieben, aber auch im Hinblick auf die in knapper Form dargestellten Analyseergebnisse zu Ausstiegsanlässen und -verläufen.

2. Begriffe und Stand der Forschung

2.1 Computerspielsucht

Das im deutschen Sprachgebrauch entweder mit Computerspielsucht oder –abhängigkeit, Onlinespielsucht oder verwandten Begriffen bezeichnete Phänomen ist

aktuell unter der Bezeichnung *Internet Gaming Disorder* als Forschungsdiagnose in den Appendix des DSM-V aufgenommen worden (American Psychiatric Association 2013). Nach dem aktuellen medizinisch-psychologischen Forschungsstand können in Deutschland ca. 0,2 bis 3 Prozent der Bevölkerung als computerspielabhängig eingestuft werden (Rehbein et al. 2010a, Schmidt et al. 2011, Festl et al. 2013). Nur etwa ein Zehntel der Betroffenen sind Frauen. Allerdings werden für andere computerassoziierte Störungen, namentlich *Social Networking Addiction*, bei jüngeren Frauen höhere Prävalenzen berichtet als bei Männern (Rumpf et al. 2011). Für die Diagnose werden entsprechend der DSM-Suchtkriterien z.B. eine Einengung des Denkens und Verhaltens, negative Konsequenzen, Kontrollverlust, Verheimlichung, Entzugerscheinungen und Toleranzentwicklung erfasst.

2.2 Qualitative Studien zu Verhaltenssüchten, Fokus Bewältigung

Im Bereich der nicht stoffgebundenen Süchte, also der Verhaltenssüchte, gibt es wenig Daten, ganz im Gegensatz zu einer gründlichen, multiperspektivischen Untersuchung von Ausstiegs- und Bewältigungsverläufen bei stoffgebundenen Süchten. Bisher fanden wir nur für Glücksspielsucht eine größere qualitative Untersuchung (Anderson et al. 2009, Reith et al. 2012), in der von Betroffenen sowohl Selbstheilungsverläufe als auch durch Therapie oder Selbsthilfegruppen (*gamblers anonymous*) unterstützte Verläufe geschildert werden. In beiden Fällen kommen Familie und Freunden entweder als Unterstützer oder als Grund für die Bewusstmachung möglicher Verluste eine große Bedeutung zu.

Vergleichbare Studien gibt es für Computerspielabhängigkeit nicht, es liegen aber immerhin für isolierte Teilbereiche Erkenntnisse vor. Einerseits sind Studienergebnisse zu Therapien veröffentlicht (Young 2010, Wölfling et al. 2011, Eidenbenz 2012), womit jedoch der Bereich der „Selbstheilung“ nicht erfasst wird. Andererseits gibt es qualitative Studien, die teils Computerspielabhängigkeit, teils das allgemeinere Konstrukt der „Internetsucht“ allerdings ohne Fokus auf Ausstieg und Bewältigung untersuchen. Für zehn solcher qualitativer Studien aus den Jahren 1996 bis 2006 wurde in einer Übersichtsarbeit (Douglas et al. 2008) ein erstes übergreifendes Erklärungsmodell für die Entstehung von „Internetsucht“ aus *Push-Factors* (Schwierigkeiten im realen Leben, die mit vorausgegangenen belastenden Erlebnissen und Persönlichkeitseigenschaften des Betroffenen zusammenhängen) und *Pull Factors* (Attraktivität des Spielverhaltens) erstellt.

Auch in den Jahren nach 2006 sind qualitative Studien rar, es gibt aber einzelne klinische Fallbeschreibungen (Bilke et al. 2010) auch im Rahmen von Therapiemanualen (Schuhler et al. 2012, Wölfling et al. 2013, 38 ff.) sowie illustrierende Fallberichte (Wood 2008, Beranek et al. 2009). Weitere Studien mit mehreren Teilnehmenden fokussieren auf die Nutzer einzelner MMORPG (*massively multiplayer online role playing games*) –Spielangebote. Bei der Analyse von Online-Spielerforenberichten zum MMORPG „Everquest“ (Chappell et al. 2006) wurden u.a. auch Aussagen zur Bewältigung aus sechs kurzen, zugespitzten „Aussteigerberichten“ zusammengetragen, in denen Problembewusstsein durch *rock bottom*-Erlebnisse, auch Verlust von Familie und Arbeitsplatz, entsteht und die Bedeutung von sozialer Unterstützung durch Familie und Freunde für den Entschluss zum radikalen Ausstieg betont wird. Eine online durchgeführte schriftliche Befragung von „World of Warcraft“ („WoW“)-Spielern charakterisiert süchtiges Spielverhalten recht ausführlich aus der Sicht der

Betroffenen (Hussain et al. 2009), allerdings ohne Fokus auf Bewältigung. In einer Interviewstudie wurden von Lee et al. (2007) zwölf nach Selbsteinschätzung ehemals MMPORG-abhängige Akademiker zwischen 21 und 30 Jahren in Taiwan befragt. Die Autoren beschreiben detaillierte Ausstiegsverläufe zum Teil mit vielfacher Wiederaufnahme und erneuter Beendigung des Spielverhaltens. Zudem wird von Lee eine kursorische Zusammenfassung von Ratschlägen zur Reduktion problematischer Spielpraxis auf Online-Gamer-Foren dargestellt. In einer aktuellen deutschen Bachelorarbeit zu „Wegen aus der Computerspielsucht“ wird aufgrund von acht Telefoninterviews mit jungen „WoW“-spielenden Männern ein Kategoriensystem mit sechs Arten von Gründen für Reduktion oder Beendigung erstellt (Hensle 2010), auf das in der Diskussion genauer eingegangen wird.

2.3 Modelle der Suchtbewältigung

Qualitative Methoden, so wird in einer neueren Übersichtsarbeit gefordert, sollten zur Beschreibung der Perspektive dessen, der aus der Sucht aussteigt, sowohl in der Selbstheilungs- als auch in der Therapieforschung zum Einsatz kommen, nicht nur als primitive „Frühphase“ der Forschung in bisher unerforschten Gebieten (Orford 2007, Klingemann et al. 2009). In der Tradition der sozialwissenschaftlichen Suchtforschung wird großer Wert auf die biographische Einzelfallrekonstruktion gelegt und auf die subjektive Sicht der Abhängigen (Dollinger 2002) bzw. auch der ehemaligen Abhängigen (Haninnen et al. 1999, McIntosh et al. 2001, Larkin et al. 2002, Morgenroth 2010).

Zu den frühesten und vielzitierten Schilderungen des Ausstiegsprozesses aus süchtigen Verhaltensweisen gehört die *maturing out of addiction*-These von Winick (1962), nach der bei Heroinabhängigen etwa zwei Drittel als Mittdreißiger aus der Sucht „herausgewachsen“ sind. Diese These wurde scharf kritisiert und war revolutionär in einer Zeit, in welcher in der medizinisch-psychologischen Suchtforschung davon ausgegangen wurde, dass ein Süchtiger nur durch eine expertenbegleitete Therapie sein Suchtverhalten beenden könne und lebenslang abstinent bleiben müsse, passend zu der Deutung von Sucht als chronischer Erkrankung mit neurophysiologischen Ursachen. Auch heute noch äußern sich Hirnforscher in Richtung dieser Deutung, wenn sie folgende Hoffnung formulieren: „By discovering the brain molecules that control the development of drug addiction, we hope to identify new treatment approaches.“¹ Entsprechend dieser Deutung von Sucht wurde Bewältigung als Beendigung des Konsums und Aufrechterhaltung von Abstinenz definiert, wie es noch heute in der Betty Ford Institute Consensus Panel Definition zum Ausdruck kommt.² In dem folgenden Artikel wie auch in der sozialwissenschaftlichen Suchtforschung wird Bewältigung dagegen anders verstanden, nämlich als biographischer Prozess, so auch in Whites Definition von „recovery“:

Recovery is the experience (a process and a sustained status) through which individuals, [...] impacted by severe alcohol and other drug (AOD) problems utilize internal and external resources to voluntarily resolve these problems,

1 http://www.eurekalert.org/pub_releases/2014-05/mh-aps050914.php (zuletzt besucht am 28.7.2014).

2 „a voluntarily maintained lifestyle comprised of sobriety, personal health and citizenship“ (vgl. McLellan 2010).

heal the wounds inflicted by AOD-related problems, actively manage their continued vulnerability to such problems, and develop a healthy, productive, and meaningful life. (White 2007: 236)

Aus nachfolgenden, auf qualitativer Befragung von Betroffenen inner- und außerhalb des Hilfesystems beruhenden Untersuchungen ergibt sich, dass *maturing out* nicht als einziger Prozess, wohl aber als einer von mehreren anderen Verläufen der Suchtbewältigung beschrieben werden kann, so dass die befragten Personen verschiedenen Bewältigungstypen zugeordnet werden. Z.B. beschreibt Waldorf (1983) für Drogenabhängige: *drift, retirement, religious or political conversion, situational change, becoming alcoholic or mentally ill*, die in ähnlicher Form auch bei der Einbeziehung von Ausstiegsberichten von Alkoholikern und Drogenabhängigen von Klingemann (1991) geschildert werden. Eine Typologie von Ausstiegsgründen beschreiben Cunningham et al. (2005) und unterteilen dabei in rationale Überlegungen (*consequence driven*), Ausschleichen (*drifting out*) und reflektierte, reifebezogene Gründe (*reflective maturational reasons*).

Je nachdem, in welcher Forschungstradition die Studien stehen, werden deutlich unterschiedliche Erklärungsperspektiven als Kernpunkt der Analyse in den Fokus gestellt. Einerseits ist dies die subjektivistische, die Bewusstseinsprozesse des Einzelnen stark in den Vordergrund stellende Analyse von Identitätsveränderungen. In der Tradition der Anonymen-Alkoholiker-Bewegung steht dabei oftmals im Vordergrund ein durch ein aufrüttelndes *rock bottom* Erlebnis ausgelöster Übergang zur Akzeptanz des Problems Alkoholismus und der Annahme einer Identität als Alkoholiker bzw. Alkoholikerin, während in anderen Bewältigungsstudien gerade die Konstruktion einer nicht-süchtigen Identität als bedeutsam beschrieben wird (McIntosh et al. 2000).

Den Versuch einer Synthese durch eine *grounded formal theory* unter Einbeziehung 14 verschiedener Studien zur Identitätsveränderung auch für außerhalb der Sucht liegende Gesundheitsveränderungen leisten Kearney et al. (2003). In dieser Tradition wird z.B. folgende Einteilung von Bewältigungsnarrationen bei stoffgebundenen Süchten vorgeschlagen: *AA story, growth story, co-dependence story, love story, mastery story* (Hanninen et al. 1999).

Auf der anderen Seite stehen Studien, in denen eher objektivistisch und quantitativ orientiert die Bedeutung von *recovery capital* untersucht wird. Hierbei ergibt sich, dass insbesondere soziale Einbindung den Bewältigungsverlauf positiv beeinflusst, wobei zugleich der Schweregrad der Erkrankung und das Alter bei Beginn der Suchterkrankung (hier: Alkoholismus) eine Rolle spielen (Bischof et al. 2000, Bischof et al. 2003, Bischof et al. 2007, Skogens et al. 2012). Aus der Psychologie stammt eine dritte Forschungstradition, nämlich der Ansatz, den Suchtbewältigungsprozess als Abfolge verschiedener Phasen zu beschreiben, so z.B. in dem 5-Phasen-Modell von Prochaska et al. (1993): (1) *precontemplation*, bevor der Süchtige eine Beendigung des Suchtverhaltens überhaupt in Erwägung zieht, (2) *contemplation*, wenn dies anfänglich erwogen wird, (3) *preparation*, wenn die Entscheidung getroffen wird und Anstrengungen zur Vorbereitung der Beendigung unternommen werden, (4) *action*, wenn Schritte zur Reduktion in die Tat umgesetzt werden und (5) *maintenance*, also wenn die neuen Verhaltensweisen konsolidiert werden (vgl. auch DiClemente et al. 2004). Diese verschiedenen Phasen entsprechen teilweise dem von Heckhausen et al. (1987) vorgeschlagenen Rubikonmodell der Handlungsphasen, in

dem Abwägungs-, Planungs-, Handlungs-, und Bewertungsphase unterschieden werden.

3. Methoden

3.1 Akquise, Durchführung und Analyse biographischer Interviews

Im Herbst 2010 startete am Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen (KFN) das vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur geförderte Projekt „Computerspiel- und Internetabhängigkeit in Deutschland“ mit einem Online-Screeningfragebogen für die qualitativen Projektmodule (dazu ausführlicher Bleckmann et al. 2012a). 23 Befragte, die sowohl nach CSAS II (Rehbein et al. 2010a) retrospektiv abhängig (über 42 Punkte) waren als auch aktuell nicht mehr abhängig (unter 35 Punkten) waren, wurden gemäß des Prinzips der maximalen strukturellen Variation (u.a. hinsichtlich Alter, Geschlecht, Bildungsniveau, Computerspielgenre) aus einem Ausgangssample von 82 Männern und 6 Frauen ausgewählt. Im Anschluss an die semistrukturierten biographischen Interviews von anderthalb bis vier Stunden Dauer füllten die Befragten einen kurzen schriftliche Fragebogen aus, der u.a. mit dem *Brief Symptom Inventory* (BSI; Derogatis et al. 1993)) Angaben zu psychischen Belastung der Befragten enthielt. Aus den Angaben wurden standardisierte t-Werte für die Einzel- und Globalskalen des BSI ermittelt, von denen im folgenden Beitrag nur die t-Werte des GSI (*Global Severity Index*) im Anhang berichtet werden. Nach einer Konsistenzprüfung blieben zum ersten Messzeitpunkt (im Folgenden t1 genannt) 21 verwertbare Interviews. Zu t2 fanden mit einem Abstand von 20 bis 30 Monaten 15 verwertbare Folgeinterviews von etwa einer Stunde Dauer statt.

Zusätzlich konnten in zwei Drittel der Fälle zu t1 *corroboration interviews* (Interviews zur unabhängigen Bestätigung) mit Angehörigen und/oder Therapeuten durchgeführt werden. Damit ergibt sich in sechs von acht Punkten (*demographic data, problem severity, in-depth analysis of factors and processes, corroboration, maintenance factors, second interview*) eine Übereinstimmung mit den Forderungen, die als methodische Qualitätskriterien der Beschreibung natürlicher Bewältigungsverläufe angesehen werden (Sobell et al. 2000). In einem ersten Analyseschritt wurden nach der Vorgehensweise des *Theoretical Sampling* (Przyborski et al. 2008, 177 ff.; Morse 2011) sukzessive Fälle ausgewählt. Für jeden Fall wurden auf Basis einer Kombination verschiedener hermeneutischer Analysemethoden (Oevermann et al. 1979, Helfferich et al. 2007) Einzelfallrekonstruktionen zwischen 7 und 50 Seiten verschriftlicht (Details zu Analysemethodik und Transkriptionssystem s. Bleckmann et al. 2012a). Im abschließenden Analyseschritt verwendeten wir dieses Schema, um die Veränderungen im Bewältigungsverlauf zu vergleichen und schließlich übergeordnete interindividuelle Muster im Sinne einer *Grounded Theory* (Strauss 1998, Bryant et al. 2011) zu bündeln. Transkripte und Fallberichte wurden nach der Analyse anonymisiert, z.T. wurden für die Veröffentlichung zur Gewährleistung der Anonymität auch Charakteristika ähnlicher Fälle zu Hybridfällen zusammengefasst.

3.2 Vier-Felder-Schema

Im Verlauf der Analyse hatten sich aus dem Material vier für die konsistente Deutung der Entstehung, Aufrechterhaltung und Beendigung süchtigen Computerspielverhaltens relevante meta-analytische Kategorien (Przyborski et al. 2008) ergeben, die auf

einer Ausdifferenzierung der einfacheren zweidimensionalen *Push-Pull*-Logik nach Douglas (2008, s.o.) beruhen. Bedeutsam als zentrale Motive in den Einzelfallanalysen waren für das virtuelle Spielverhalten wie für die reale Lebenswelt einerseits „Verankerung“, also positive, erfreuliche, an den betreffenden Erfahrungsraum bindende Erlebnisse und Bedingungen, und andererseits „Vertreibung“, also negative, belastende, abschreckende, zur Flucht aus diesem Erfahrungsraum beitragende Erlebnisse. Dadurch ergab sich ein Vier-Felder-Schema.

	Was hält/zieht/verankert?	Was vertreibt/schreckt ab?
Reale Lebenswelt	1. Verankerung im Leben	2. Vertreibung aus dem Leben
Computer-Spielwelt	3. Verankerung im Spiel	4. Vertreibung aus dem Spiel

Abb. 1: Vier-Felder-Schema Verankerung und Vertreibung bzgl. beider Welten

Diejenigen Fälle, die wir zunächst als solche mit hohem *Push*-Faktor eingeordnet hatten, also mit einer starken, im realen Leben begründeten Tendenz, dieses zugunsten einer virtuellen Spielewelt zu verlassen, waren also nochmals in solche zu unterscheiden, in denen das echte Leben im Grunde *abstoßend*, und solchen, in denen es lediglich *nicht anziehend* wirkte. Anders gesagt: Das zentrale Motiv „nichts hält mich hier!“ unterscheidet sich von dem Motiv „es ist hier nicht zum Aushalten!“.

Das Phänomen des Magnetismus mag dies anfänglich illustrieren: Eine Metallkugel ist von einem Ort leicht wegzubewegen, wenn sie von dort abgestoßen wird, aber auch dann, nicht ganz so leicht zwar, wenn sie lediglich nicht angezogen wird. Dieser Vergleich ist in einem ersten Schritt hilfreich, gleichzeitig aber hochproblematisch, da er von einem wesentlichen Merkmal der aus der Fallanalyse hergeleiteten Kategorien wegführt. Als bedeutsam erwies sich nämlich gerade nicht ein passives „Angezogen-Werden“ oder „Abgestoßen-Werden“ wie bei einer Metallkugel, sondern ein von den Befragten erlebtes „Sich-in-Beziehung-Setzen“. Hiermit ist allerdings nicht nur die Ebene expliziter Selbstdeutung gemeint, sondern dies kann eine im Laufe der Analyse sich ergebende implizite Bedeutsamkeit sein. Ein Beispiel: Ein verbreitetes Hobby wie Fußball kann für einen Befragten hohe subjektive Relevanz haben (s.u. Stefan) und somit stark zur Verankerung im Leben beitragen, gerade auch ohne dass der Betreffende dies selbst stark thematisiert, für den anderen eine wenig bedeutsame, von den Eltern angestoßene Routine sein (s.u. Joshua). Ebenso ist für das Spielverhalten im Vier-Felder-Schema zentral nicht die universelle Attraktivität eines Spiels gemeint, wie sie für Computerspiele nutzerunabhängig in der Tradition der *Games Studies* als Eigenschaft des Spiels untersucht wird (*social games*, *adventure games*, *role playing games*, etc.). Stattdessen geht es auch hier wieder um die in der Schilderung der individuellen Spielpraxis deutlich werdende Relevanz des Computerspielens für den einzelnen Befragten, ähnlich wie es Fritz und Fehr (1997) in ihrem allgemeinen Modell der Computerspielbindung beschreiben.

Für jedes der vier Felder werden in Abb. 2 einige Beispiele gegeben, die in einem oder mehreren der 21 analysierten Fälle eine Rolle spielten.

	Verankerung	Vertreibung
Reale Lebenswelt	„Chronisch“ fehlend: • wenig unterstützendes Familienklima, ohne explizit negative Erfahrungen „Akut“ fehlend: • Wegfall von Sozialkontakten in biographischen Umbruchsituationen wie Umzug zum Studienort • Wegfall einer sinnstiftenden Tätigkeit und einer Zeitstruktur bei Verlust des Arbeitsplatzes	• Missbrauchserlebnisse in der Kindheit • Mobbing Erfahrungen in der Schule • körperliche Züchtigung, Einsperren • heftige Auseinandersetzungen im Elternhaus, • eigene Eheprobleme • psychische Erkrankung
Computer-Spielwelt	Verankerung durch: • Erfolgserlebnisse beim Verbessern der Fähigkeiten eines Spielcharakters (Leveln) • Verabredungen, Gespräche Zur-schaustellung von eigenen Spielleistungen innerhalb einer Gilde • kontinuierliche Erweiterung der Spielwelt	Beispiele Vertreibung: • Mobbing in der virtuellen Spielgemeinschaft • plötzliche Verluste von virtuellen Spielfiguren („gehackter“ Spielaccount)

Abb. 2: Vier-Felder-Schema Verankerung und Vertreibung bzgl. beider Welten

4. Ergebnisse

Bei zwei der im Folgenden ausführlich dargestellten vier Fälle wird neben der biographischen Skizze und zentralen Interviewpassagen noch kurz auf andere Interviews eingegangen, die derselben Fallgruppe des Samples entsprechen. In einer zusammenfassenden Beschreibung gehen wir abschließend auch auf diejenigen Fälle ein, die zu keinem dieser vier Muster direkt passend erscheinen.

4.1 „Hast du nicht Lust, mal Fußball zu spielen?“: Stefan

4.1.1 Biographische Skizze

Stefan wird 1993 im Süden Deutschlands geboren. Fünf Jahre später kommt sein Bruder zur Welt. In der Grundschule spielt er gemeinsam mit Freunden Playstation, allerdings bei diesem zu Hause, denn er darf dies im Elternhaus vorerst nicht. In seiner Freizeit spielt er engagiert Fußball im Verein. Seine Mutter teilt die Begeisterung für Fußball und sieht sich gemeinsam mit Stefan viele Spiele im Fernsehen an. Stefan hat Posaunenunterricht, fährt gern Fahrrad und schwimmt. Als er zehn Jahre alt ist, trennen sich die Eltern und die Mutter zieht ihn und seinen Bruder weitestgehend allein auf. Seine Mutter ist berufstätig. Den Vater sieht er gelegentlich am Wochenende; zu Festen und besonderen Anlässen sind beide Eltern anwesend. Stefan beginnt alleine „Diablo“ zu spielen, ein Action-Rollenspiel. Etwas später folgen „Die Sims“ und „Grand Theft Auto“. Er wiederholt die achte Klasse des Gymnasiums, wohl wegen der computerspielbedingten Vernachlässigung der Hausaufgaben. Unabhängig davon kommt es etwa ein Jahr darauf zum Suizid seiner Großmutter. Stefan hört auf,

Fußball zu spielen und spielt nur noch ab und zu Posaune in einer Kirche. Zeitgleich spielt er „Fallout“, ein Rollenspiel, als nichtlegale Version, die er aus diesem Grund nur allein und nicht mit anderen spielen kann. Er wechselt auf ein Fachgymnasium. Sein Vater hat ein Einzelhandelsgeschäft übernommen, und Stefan arbeitet dort stundenweise für ihn. Wegen der Schulverweigerung seines ebenfalls exzessiv computer spielenden jüngeren Bruders ist die gesamte Familie über einen längeren Zeitraum in ambulanter Therapie. Es kommt zu einem Umzug des jüngeren Bruders zum Vater. Während der anschließenden etwa sechs Monate andauernden extremen Phase der Computerspielabhängigkeit, während derer er den realweltlichen Kontakt zu seinem Freundeskreis weitestgehend abbricht, spielt er mit einem Teil dieses Freundeskreises nun eine online-Version von „Fallout drei“ (Actionrollenspiel mit Altersfreigabe ab 18). Der neue Lebensgefährte seiner Mutter, Vorstand eines Sportvereins, regt einen Wiedereintritt in den Fußballverein an. Der Trainer seiner Mannschaft bittet ihn, eine Jugendmannschaft zu trainieren, was Stefan zusagt und regelmäßig und mit großem Engagement durchführt. Sein Interesse und zeitliches Engagement für Computerspielen nimmt währenddessen nach und nach ab. Er beendet schließlich „Fallout“ etwa ein halbes Jahr vor dem Interview ganz. Zum Zeitpunkt des Interviews spielt Stefan gelegentlich mit Freunden gemeinsam das Computerspiel „Fifa“, aber keine anderen Computerspiele.

4.1.2 Fallanalyse

Durch die Scheidung der Eltern, den Tod seiner Großmutter, die Berufstätigkeit seiner Mutter und schließlich auch den Wegzug seines Bruders ist die soziale Verankerung von Stefan innerhalb der Familie sehr gering. Er erlebt dort wenig Geborgenheit. Es gibt auch außerhalb der Bereiche Familie und Freunde sehr wenig, was Stefan in der Zeit vor und während der Computerspielabhängigkeit im Leben hält und verankert. Die Fallanalyse ergibt, dass sein Freundeskreis schon in der Kindheit einen hohen, aber ambivalenten Stellenwert innerhalb seines Soziallebens hat. Dadurch, dass Stefan sich im Freundeskreis als unsicherer Außenseiter erlebt, entsteht ein Konformitätsdruck, besonders angepasst das mitzumachen, was in der Clique gerade „in“ ist, so auch das gemeinsame Computerspielen:

man hat wieder von Freunden 'n neues Spiel empfohlen bekommen und immer .. ausgeliehen bekommen, und das musste man dann eben spielen so. (459 ff.³)

Solange Stefan alleine Computer spielt, beschränkt sich dies auf einige Stunden am Tag. Erst das gemeinsame Spielen mit anderen aus seiner realweltlichen Clique vermehrt dann die Spielzeiten bis hin zur Vernachlässigung von Schule und Hobbies.

Stefan gewinnt, erst über den neuen Partner seiner Mutter vermittelt, im Sport Erfolgserlebnisse, Selbstbewusstsein und schließlich auch alternative Sozialkontakte mit Gleichaltrigen. Dabei bekommt er nicht nur ein anderes Körpergefühl, sondern auch Anerkennung innerhalb einer anderen sozialen Gruppe und übernimmt Verantwortung.

3 Angabe der Zeilen des jeweiligen Interviewtranskripts.

Der [Partner der Mutter] ist im .. Vorstand bei nem Sportverein /Mhm./ und der hat mich dann einfach so gefragt, so ja, (2) hast du n-n-nicht f-f- Lust mal wieder Sport zu machen oder mal Fußball zu spielen und .. ja, ja. (938 ff.)

[...] Leute sind auf einen angewiesen halt, /Ja./ also .. man ähm (1) ja man hat das Gefühl .. geb-b-b- (1) ja also .. geb- (4) ja man hat einfach das Gefühl so L-L-Leute äh also s-s-so jetzt wie /Mhm./ die F-Jugend-Kinder, die äh wollen halt gerne Zeit mit einem verbringen und ähm .. sie lernen wirklich von einem /Mhm./ dann .. was weiß ich, ist es schon .. schön. (1092 ff.)

Dadurch, dass er das Angebot, wieder Fußball zu spielen, annimmt und auch eine Jugendmannschaft selbst trainiert, fühlt Stefan sich gebraucht. Die Verankerung im realen Leben nimmt zu. „Gebraucht“ ist das Wort, dass er wohl sagen will, als er sich zweimal selbst unterbricht („geb- b- b-, ja also geb“). Der soziale Druck durch den Freundeskreis, Computerspiele zu spielen, wird für Stefan sukzessive weniger relevant, die Verankerung im Spiel lässt also nach, je bedeutsamer das Engagement im Fußball wird.

Die beschriebenen Unterschiede in der Verankerung im Spiel werden von Stefan allerdings nicht explizit geäußert, sondern sind Bestandteil der Fallrekonstruktion. Ebenso wenig entspricht es Stefans Selbstdeutung, dass er durch die Aktivitäten im sportlichen Bereich zurück ins reale Leben „gezogen“ worden sei. Stefan verliert das Interesse am Computerspielen, ohne konkrete Gründe dafür zu nennen. Obgleich im Interview mehrfach Nachfragen zum Problembewusstsein, zu Auslösern und verschiedenen Bewältigungsphasen gestellt werden, sind Stefans Antworten sehr vage:

Ja das .. weiß gar nicht, w-was da jetzt Gründe für waren. (474 ff.)

weil ich irgendwann die Lust daran verloren habe, weil halt es schon wieder neuere Sachen gab und so. (588 ff.)

Bei Stefan vollzieht sich die Beendigung süchtigen Computerspielverhaltens als ein Ausschleichen ohne eigentliche Bewusstmachung, zu dem der Impuls von der zunehmenden Verankerung im Leben durch Erfolg und durch soziale Verantwortung innerhalb des Fußballvereins ausgeht.

Eine Verankerung im Leben kann durch ein Hobby initiiert werden, wie bei Stefan, durch einen Beruf, wie bei Boris, oder auch durch eine Partnerschaft, wie bei Oliver und Frederic (vgl. Tab. 1 im Anhang). Oliver wendet wegen der Beziehung, die ihm wichtig ist, und wegen der gemeinsamen Unternehmungen mit der Freundin, die ihrerseits sein Computerspielverhalten stark kritisiert, immer weniger Zeit fürs Computerspielen auf. Frederic dagegen widerspricht der Vorannahme der Interviewerin und beschreibt, wie seine Freundin ihn regelrecht aufgefordert habe, seine Pflichten im Spiel *nicht* zu vernachlässigen. Zum Verständnis sei hinzugefügt, dass Frederic mit „O-Game“ ein Online-Echtzeitstrategiespiel spielt, bei dem die Spielhandlung weiterläuft, auch wenn der Spieler gerade nicht aktiv mitspielt. Frederic spielt in der intensivsten Spielphase zusammengekommen etwa sieben Stunden täglich, häufig nachts, und setzt dies Verhalten über mehrere Jahre fort, obgleich er untergewichtig wird, weil er das Essen vergisst, auf eine niedrigere Schulform wechseln muss und

obwohl er, wohl durch die Bedienung der Computermouse, chronische Schmerzen am rechten Handgelenk hat. Der Echtzeitmodus bedeutet, dass Spielverluste durch feindliche Angriffe und Zerstörung von Truppen zu jeder Tageszeit möglich sind, ein Risiko, was durch regelmäßige, auch nächtliche Kontrollen minimiert werden kann.

I: Was heißt denn nahegelegt. Also, die Freundin hat Ihnen das nahegelegt?

Frederic: Ja, /Hm./ also sie ha- .. hat mich teilweise auch (überlegend) .. also, .. ich hab mir nachts auch den Wecker gestellt, als ich mit ihr als, schon als ich noch mit ihr zusammen war. Und ähm .. dann (überlegend) .. hab ich halt gesagt, ich .. penn weiter. Hat siemich in der Hinsicht auch schon unterstützt und gesagt, nee, du stehst jetzt auf. Du musst das und das machen. (1591 ff.)

Frederic erlebt von Seiten der Freundin eine umfassende Akzeptanz für sein Verhalten, sogar einschließlich seines Computerspielens. Sie hat sich von ihm zuvor seine Spielziele erklären lassen und wie er sie umzusetzen plant. Gerade diese Unterstützung durch die Freundin führt dazu, dass Frederic selbst ohne Druck seine Prioritäten anders setzt und das Spielverhalten zuerst reduziert, dann den Account löscht.

Also, es hat sehr viel daran (1) gegangen, dass ich viel Zeit mit meiner Freundin verbringe, wir andere Tätigkeiten haben. Gemeinsame. Und.. statt ich die ganze s- den ganzen Tag vor 'm Computer sitze lieber mit ihr da weiß ich nicht, irgendwo spazieren gehe mittlerweile. Was ich vor zwei Jahren niemals mir erträumen hätte können. (1631 ff.)

Dies ist insofern besonders interessant, als Frederic sowohl von einem einschneidenden Misserfolg im Spiel berichtet

Und die haben dann [...]was ich in drei Jahren aufgebaut habe .. mir das .. runter geschossen was ich hatte. Und dann war die Arbeit, die ich da verrichtet habe .. zunichte [gemacht]. (651 ff.)

als auch von vergangenen Beziehungen berichtet, in denen die Partnerinnen erfolglos Druck in Richtung Reduktion des Spielverhaltens ausgeübt hatten:

... Freundinnen, die dann aber gesagt haben, dass ich weniger Zeit vor 'm Computer verbleiben soll. Und ich .. aufgrund dessen mich dann .. von denen verabschiedet habe, weil ich gesagt habe .. O-Game war vorher da. Entweder mit O-Game oder gar nicht. (446 ff.)

Die Deutung liegt nahe, dass es sich bei den ersten Freundinnen eben „nur“ um Beziehungen gehandelt hat, und erst bei der letzten dann um *true intimacy* (wahre Intimität) im Sinne von Granfield et al. (2001: 1565): „the individuals we interviewed suggest that having caring and nurturing friends and family members was critical to their natural recovery.“

4.2 „Dass ich mich getrennt habe von meiner Frau, und die Lust dran verloren habe am Spiel“: Topac

4.2.1 Biographische Skizze

Topac wird Anfang der 1980er Jahre als Sohn einer türkischstämmigen Familie im Süden Deutschlands geboren. Die Eltern arbeiten beide im selben Betrieb; die Mutter ist zusätzlich als Putzhilfe tätig. Er hat eine Schwester. Zeitgleich mit seiner Einschulung erhält er eine tragbare Spielekonsole; ein oder zwei Jahre später einen eigenen Fernseher und eine stationäre Konsole. Er wechselt auf die Gesamtschule. Mit 12 Jahren bekommt er einen Computer und etwa ein Jahr darauf Internetzugang. Er macht ein Praktikum und beginnt ein Jahr danach mit einer Ausbildung. Mit 19 Jahren heiratet er eine vermutlich türkischstämmige Frau, mit der er in einer gemeinsamen Wohnung lebt, die Tür an Tür mit den Eltern und der inzwischen verheirateten Schwester liegt. Zwei Jahre später, nach Ausbildungsabschluss, nimmt er die Arbeit in einem Betrieb auf. Topac arbeitet im Schichtdienst und zwar ausschließlich nachts und hat die Wochenenden frei.

Als Topac 23 ist, kauft er auf Empfehlung eines Freundes eine „World of Warcraft“-Erweiterung und beginnt mehrere Stunden am Tage zu spielen. Parallel dazu konsumiert er Marihuana. Neben der Nachtschichtarbeit, die er weiterhin zuverlässig ausführt, spielt Topac während der extremsten Spielphase unter der Woche etwa sieben Stunden, am Wochenende etwa doppelt so lang „WoW“ und vernachlässigt sein Sozialleben und seine Hobbies vollständig. Mehrere Versuche seiner Familie, auch ein Computerentzug durch den Schwager, enden in Konflikten, bleiben aber letztlich erfolglos. Beispielsweise entfernt sein Schwager seinen Computer aus der Wohnung, bringt ihn aber wieder, sobald Topac mit Anzeige wegen Diebstahls droht. Im Alter von etwa 25 Jahren trennen sich Topac und seine Frau. Im Anschluss reduziert Topac nach und nach sein Spielverhalten und löscht schließlich seinen Account. Den weiteren Verlauf schildert Topac im Nachfolgeinterview zwei Jahre nach dem Erstinterview. Topac verlobt sich mit seiner neuen Freundin, die ganztags in einem handwerklichen Betrieb berufstätig ist. Kurze Zeit später heiraten sie und ziehen in eine gemeinsame Wohnung. Anderthalb Jahre nach der Hochzeit wird ihre Tochter geboren. Topac hat mit der Schichtarbeit aufgehört und arbeitet nun für einen Verwandten im Paketversand. Er beendet den Marihuanakonsum, nachdem er den Führerschein hat abgeben müssen und zur medizinisch-psychologischen Untersuchung vorgeladen war. Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews spielt Topac nicht mehr „WoW“, wohl aber phasenweise intensiv andere Onlinerollenspiele.

4.2.2 Fallanalyse

Topac heiratet früh. Seine Erzählung lässt als wahrscheinlichste Deutung zu, dass er dies tut, weil es in der türkischstämmigen Familie und auch der größeren Gemeinschaft üblich ist. Sein Tagesablauf ist bald vollständig darauf ausgerichtet, wenig gemeinsame Wachzeiten mit seiner Frau zu haben.

*So von der Arbeit, wenn ich von der Arbeit kam, gleich an Rechner. ...und .. ja .. Frau ist dann irgendwann zur Arbeit. Ich hab gespielt, gespielt, gespielt, bis ich irgendwann keine Lust hatte oder mir sind meine Augen zugefallen sind.
(1) Dann ging das dann bis 12 Uhr, .. teilweise bis 1 Uhr, .. dann hab ich ge-*

schlafen, bin aufgestanden .. und Essen genommen, bin zur Arbeit gefahren. .. Auf der Arbeit dann so, .. Broschüre gelesen, was man noch machen könnte am nächsten Tag, /Mhm./ und dicke Bücher. Ja, am nächsten Tag, wieder dasselbe. (1093 ff.)

Die Fallanalyse spricht aber nicht dafür, dass er diese Alltagsstruktur bewusst zur Vermeidung von Begegnung gewählt hat. Eher stellt sich die „Flucht ins Spiel in den eigenen vier Wänden“ als funktionierende, wenig reflektierte alltagsstabilisierende und konfliktvermeidende Routine dar.

und [das Spiel war] die einzige Freizeitbeschäftigung, zusätzlich, ich hab 's schon so als Hobby angesehen, [...] der einzige Spaß, den ich noch habe, so, .. weil, wie gesagt, mit Frau war immer Stress. [...]. Weiss nicht, keine Ahnung. (1) /Mhm./ [...] Irgendwann kam es, dass ich mich getrennt habe, von meiner Frau und dass wir uns getrennt haben, aber .. ich weiß nicht, von einen Tag auf den anderen so hab ich die Lust dran verloren, irgendwie, (1) vom Spiel. (238 ff.)

Nach der Trennung scheint es für Topac keinen Grund mehr gegeben zu haben, weiter zu spielen, man könnte auch sagen, in einem ersten Schritt fällt der Fluchtgrund weg und im zweiten Schritt fasst er nach und nach wieder mehr Fuß im realen Leben. Zu dieser Stabilisierung tragen seine neue Freundin, die Heirat und die Vaterschaft bei.

Aus der Analyse ergibt sich, dass trotz der bestehenden regelmäßigen Berufstätigkeit dieser Lebensbereich nicht als Verankerung relevant wird. Topac beschreibt sich selbst als zuverlässigen, strebsamen Menschen, der es schaffte, trotz seiner Computerspielsucht weiter zur Arbeit zu gehen:

ich bin eigentlich 'n sehr zielstrebigere Junge. Ich bin- .. hab weder Fehltag gehabt, in /Mhm./ auf der Arbeit oder sonst was. /Mhm mhm./ Oder ähm, ja gut, es kam vor, dass man dann müde war, /Ja./ weil man dann zu lange gedaddelt hat, /Mhm./ aber mehr auch nicht. Also meine Arbeit, hab ich nie vernachlässigt, /Mhm./ .. und war immer anwesend. (1228 ff.)

Der Beruf hatte aber für Topac keine Bedeutung außer zum Geldverdienen. Diese Deutung wird dadurch plausibilisiert, dass er im gesamten Interview mit keinem Wort erwähnt, welcher Tätigkeit er überhaupt nachgeht, sondern nur den zeitlichen Umfang der Arbeit („anwesend“). Arbeit wird wahrgenommen als Zeit, die nicht der Verwirklichung eigener Interessen dienen kann, sie wird also nicht als „Verankerung“ erlebt. Den Ausstieg selbst beschreibt Topac eher so, als habe er keine Lust am Spielen mehr gehabt:

Hab ich ein- zwei Tage nicht gespielt, .. dann drei, vier Tage nicht gespielt, dann mal kurz reingeguckt, .. und mal auch mal angemeldet .. (räuspern) zum raiden, .. mit den 25 Leuten und auch .. mittendrin gemerkt, so .. voll öde. (1) Keine Ahnung ich wusste auch, .. wenn ich irgendwann die Lust verlier, dann .. mach ich auch Schluss damit .. und das war so die Zeit, wo ich die Lust verloren habe. (1234 ff.)

Ähnlich wie oben für Stefan beschrieben, war auch Topac der von uns rekonstruierte Grund dafür, dass er keine Lust mehr hatte, nicht bewusst. Damit gehört er wie die anderen „Ausschleicher“ (vgl. Tab. 1 im Anhang) zur Gruppe derer, die mit dem Spielen aufhören, ohne dass eine eigentliche Bewusstwerdung über den Anlass stattgefunden hat. Rückblickend grenzt er sich allerdings durchaus von dem Verhalten stark ab („krank, krank, ...einfach nur krank“, 1282 ff.).

4.3 „Ich musste mich operieren lassen [...] und das war der Schritt wo ich mich gelöst hab“: Joshua

4.3.1 Biographische Skizze

Joshua wird 1982 als zweites Kind in eine freikirchlich orientierte Familie hinein geboren. Sein Vater, ein Aussiedler, ist Techniker, die Mutter Kinderpflegerin. Im Abstand von zwei bis drei Jahren werden seine Geschwister geboren; insgesamt sind es drei Schwestern; später kommen auch Pflegekinder hinzu. Die Familie bekommt spät einen Fernseher; Joshua spielt gern im Wald und viel mit seinen Schwestern. Mit acht Jahren besucht die Familie einen Onkel in Kanada. Joshua hilft gelegentlich auf dem Bauernhof der Großeltern mit. Ab 1995, er ist 13 Jahre alt, besucht er Treffen einer freikirchlich-christlichen Jugendgruppe. Zwei Jahre später bekommt er eine Konsole und seinen ersten eigenen Computer, an dem er Autorennspiele spielt. Als Joshua 16 Jahre alt ist, erhält die Familie einen Internetanschluss. Joshua spielt u.a. „Counterstrike“. Zu seinem 18. Geburtstag veranstaltet er eine Lan-Party. Er spielt Shooter und Strategie- sowie Fußball- und Sportspiele generell. Nach Fachabitur und Zivildienst zieht Joshua mit 21 Jahren von zu Hause aus in eine eigene Wohnung und studiert Informatik in einer nahe gelegenen größeren Stadt. Er beginnt nachts Zeitungen auszutragen, was er auch während der Hochphase seiner Computerspielabhängigkeit beibehält. Etwa ein Jahr nach Studienbeginn testet er „Word of Warcraft“ und spielt dies etwa dreieinhalb Jahre lang weiter. Joshua übernimmt zusammen mit einem anderen Mitspieler die Leitung einer „Senioren“-Gilde für ältere, erwachsene Computerspieler. Er besucht phasenweise keinerlei Vorlesungen mehr, nimmt sich immer wieder vor, dies zu ändern, was immer wieder für einige Wochen gelingt. Dennoch lässt er seine das Studium finanzierenden Eltern und seine Geschwister in dem Glauben, er studiere weiter. Obgleich eine Allianz zwischen zwei Gilden in „WoW“ zerbricht, was Joshua bedauert, und obgleich er mit seiner ersten Freundin, ein chilenisches Au-pair, zusammenkommt, scheitern seine Bemühungen, das Spielverhalten zu verringern. 2010, Joshua ist 28 Jahre alt, wird ein hämorrhoidales Furunkel diagnostiziert, das im Krankenhaus entfernt wird. Während der Zeit im Krankenhaus und der Rekonvaleszenz im Elternhaus hat er keinen Zugang zum Spiel und fängt auch im Anschluss nicht wieder damit an. Diese Umstände schreibt Joshua aufgrund seines Glaubens auch einer göttlichen Unterstützung zu. Joshua vertraut anschließend seiner Familie an, dass er drei Jahre lang aufgrund seines Computerspielverhaltens nicht studiert hat. Joshua entscheidet sich nach einem weiteren Semester zum offiziellen Studienabbruch und beginnt etwa ein halbes Jahr nach seinem Krankenhausaufenthalt ein Praktikum in einem Betrieb für Informationstechnik. Joshua nimmt einige Beratungstermine in einer Mediensuchtberatungsstelle in Anspruch. Joshua treibt viel Sport und nimmt fast 25 Kilo ab. Er beginnt eine Ausbildung im

technischen Bereich. Parallel engagiert er sich stark in einer freikirchlichen christlichen Gemeinde. Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews, Joshua ist 31 Jahre alt, hat er zwar Auszugspläne, wohnt jedoch nach wie vor zu Hause bei seinen Eltern. Innerhalb der Ausbildungsfirma übernimmt er Verantwortung für eigene Projekte. Joshua erhält bereits vor Beendigung der Ausbildung ein Übernahmeangebot.

4.3.2 Fallanalyse

Eine starke Orientierung an der Familie zeigt sich bei Joshua u.a. an der Tatsache, dass er sich auch im Bereich der Freizeit stark an den Eltern, insbesondere am Vater orientiert.

Die die Interessen, die mein Vater hat, hab ich halt auch. Fußball, /I: Mhm./ ehm Sport. (1014 ff.)

Im ersten halben Jahr der intensiven Spielzeit in „WoW“ hat Joshua kein Problembewusstsein, obwohl er die ersten Klausuren nicht besteht:

...und ähm ja so lief das [Studium] eigentlich ganz gut weiter. (218)

Im Gegensatz zu den oben beschriebenen „Ausschleicher“-Verläufen lässt sich jedoch später bei Joshua ein Bewusstseinsprozess beschreiben.

Ich habe immer noch die Raids gemacht, immer noch weiter gemacht. Und ab da wusst' ich aber, so, du musst jetzt aufhören. (510 ff.)

Joshua nimmt sich mehrfach vor, sein Spielverhalten zugunsten des Studiums zu reduzieren. Durch das Scheitern dieser Bemühungen entsteht bei ihm Problembewusstsein, aber auch Resignation.

Wie ich mich da gefühlt habe, ich hab mich in einem tiefen Loch gefühlt, /I: Mhm./ (atmet ein) wo .. oben das Licht, der Ausgang irgendwo zu sehen war, aber wo man .. nicht wusste, wie man da hochkommen soll. Wie man da rauskommt. (2287 ff.)

Eine Situation im realen Leben, die durch den Abbruch von Sozialkontakten infolge des Umzugs und Scheitern im Studium gekennzeichnet ist, steht einer starken sozialen Eingebundenheit im Computerspielgeschehen als Gildenleiter und einer Abfolge von Erfolgserlebnissen gegenüber. Rückblickend beschreibt Joshua sein Spielverhalten als Flucht vor dem Eingeständnis des Scheiterns:

ich habe eigentlich mich schon mit dem Spiel geflüchtet vor der /I: Mhm./ Entscheidung mein Studium abzubrechen. Und erst jetzt im Nachhinein sagen kann, das hätte ich damals schon machen müssen. (713 ff.)

Schließlich ergibt sich eine Veränderung von Joshuas Spielverhalten nicht durch seinen Entschluss, das Spiel zu beenden, sondern durch einen externen Einfluss, der für ihn unvorhersehbar ist:

Und dann hab ich auf einmal ne ehm ja äh Entzündung bekommen am am Po direkt, so dass ich äh mich operieren lassen musste und dass ich auch nicht mehr die Zeitungen austragen konnte. /I: Mh./ Und bin dann für sechs Wochen hier zu Hause gewesen. /I: Mhm./ Und das war der Schritt, wo ich mich gelöst hab. (514 ff.)

Joshua deutet diesen externen Einfluss als spirituelles Geschehen:

für mich war das ganz klar, dass mir Gott dort raus geholfen hat. (599 f.)

Den Suchtdruck nach Beendigung des Spiels beschreibt er entsprechend als Werk des Teufels:

da hab ich immer wieder diese Anfechtungen gespürt, wie der Teufel dann wieder zu mir sagte, siehst du, was du kaputt gemacht hast? Siehst du, was du hinter dir gelassen hast? /I: Mhm./ Siehst du, wie du dein eigenes Leben kaputt gemacht hast? [...] Und jetzt geh lieber wieder zu- lieber zurück ins Spiel. Da [...] hast du deine Anerkennung, da weißt du, w=w- da wissen sie, wer du bist. Da bist du wenigstens wer in dem Spiel. Aber hier hier kennst du doch keinen mehr. Was willst du denn überhaupt noch hier? Aber ich das immer einfach wieder zur Seite geschoben hab und gesagt hab, nein. Gott, du hast mir geholfen, ich will jetzt hier weitermachen, ich möchte das äh .. hinter mir lassen, dieses Loch. Da möchte ich nicht wieder rein zurück. (600 ff.)

Joshua hat weder „WoW“ noch andere Onlinerollenspiele je wieder gespielt, spielt jedoch klassische Brettspiele als Computerversion offline mit Freunden und teilweise auch online. Joshua setzt aber bzgl. „WoW“ klar auf Abstinenz, wohl auch aufgrund seiner mehrfachen Erfahrungen des Scheiterns bei den Versuchen, seine Spielzeit zu reduzieren.

jetzt ist ja vor kurzem das Add-on rausgekommen. /I: Mhm./ Hab ich jetzt v-wieder viel mitbekommen natürlich, dann ist dann auch, dass man sofort teilweise wieder dann die Gedanken nochmal an das Spiel hat. [...] Aber äh für mich steht definitiv fest, ich will nicht nicht- nie wieder in so eine Abhängigkeit geraten. Und ich hab deswegen auch nen kompletten harten Schnitt gemacht. Hab alle meine Spiele, alles was ich habe, weggeschmissen. (695 ff.)

Bei einer Reihe anderer Befragter lässt sich ebenfalls eine kurz- oder längerfristig reduzierte Bindung ans Spiel als Auslöser für die Beendigung beschreiben. Gemeinsamkeiten zwischen diesen Fällen sind beschreibbare Phasen der Bewältigung, aber in Bezug auf die konkreten Gründe für den Wegfall der Bindung an das Spiel ist dies eine eher heterogene Gruppe mit vielen verschiedenen Spielarten (vgl. Tabelle 2 im Anhang). So lebt z.B. Hanna gemeinsam mit ihrem alkohol- und computerspielsüchtigen Freund zusammen und verdient durch einen Job als Verkäuferin in Schichtarbeit den Lebensunterhalt für beide. Von den gemeinsamen Aktivitäten mit ihrem Partner bleibt schließlich nur das gemeinsame Spielen in der „WoW“-Gilde übrig, so dass

ihre Kommunikation nicht mehr *face to face*, sondern *back to back* stattfindet, also Rücken an Rücken im selben Raum sitzend, über Headset vollzogen wird.

Dann hat .. er gezockt. .. Und ich gezockt. (1) [...] Und an einem .. Eck .. schreibstisch. /Hmhm./ (1) und ich kannte seinen äh Rücken besser als sein Gesicht irgendwann. (204 ff.)

Nach einem ersten Ausstieg aus „WoW“ gibt Hanna bald dem Druck ihres Partners nach und kehrt zurück ins Spiel. Der Partner könnte demnach, da er ein Gelingen ihres Ausstiegswunsches aktiv zu verhindern sucht, als *negative recovery capital* (Cloud 2008) beschrieben werden. Zur längerfristig erfolgreichen Beendigung des Spielverhaltens kommt es erst nach der Trennung von diesem Partner.

Und dann war die Beziehung beendet. Und dann bin ich von einigem befreit worden. .. Dann waren viele Zwänge auf einmal weg. .. /Aha./ .. Dann musste ich auch nicht mehr unbedingt.[...].. /Hmhm./ Und er hat mich dann ja auch nicht mehr mitgezogen, weil er war nicht mehr da. (1394 ff.)

Hanna schildert, dass sie parallel dazu realisiert habe, dass die virtuellen Errungenschaften im realen Leben nichtig seien, so dass sich deren Bedeutung reduzierte:

Ich hab dann einfach angefangen, den Kopf zu schütteln (2) mein Blick hat sich verändert, wie wichtig das ist. Und die schönen Gewänder, die ich da getragen hab, in meinem Schrank hingen die nicht, ich hab sie nicht wirklich getragen. Also ich hab mich von dieser Person [dem Avatar] , von diesem Charakter abgespalten, das war dann nicht mehr ich, sondern ein Charakter... (1327 ff.)

4.4 „Der Raidleiter sagte: ‚Das ist mir völlig scheißegal, du hast hier zu sein. Auch wenn's Haus brennt‘“: Angelika

4.4.1 Biographische Skizze

In einer christlich orientierten Familie, in der beide Eltern im medizinisch-sozialen Bereich tätig sind, wird Angelika 1980 als drittes Kind mit mehr als zehn Jahren Abstand zu den älteren Geschwistern geboren. Sie wird mit fünf Jahren eingeschult. Mit ihrem Vater, der großes Interesse an Technik und Computern hat, spielt sie schon vor der Einschulung zeitlich stark begrenzt zusammen am Computer und bald darauf auch auf verschiedenen Spielkonsolen. Ihre Geschwister verlassen das Elternhaus, und ihre Großmutter stirbt, als Angelika im Grundschulalter ist. Neben ihren Hobbies Jazzdance und Geschichten Schreiben lernt sie später auch Orgel und ist bis zu ihrem Abitur jeden zweiten Sonntag als Organistin im Einsatz. Als sie elf Jahre ist, wird der Sohn ihrer Schwester geboren, die nach der Trennung in die Heimatstadt zurückkehrt. Mit etwa 12 Jahren bekommt sie ihren ersten eigenen Computer und mit etwa 15 einen eigenen Fernseher. Als Reaktion auf verschiedene Misserfolge und Schul-schwierigkeiten ihrer Geschwister auf dem Gymnasium besucht Angelika die Realschule. Nach dem Realschulabschluss möchte Angelika zunächst Krankenschwester werden, wechselt jedoch auf Anraten eines Lehrers aufs Gymnasium, das sie bis zum

Abitur besucht. Bis zum Beginn der angestrebten Krankenschwesternausbildung hat sie ein Jahr Wartezeit, die sie mit einem Praktikum und auch regelmäßigem Online-spielen überbrückt. Mit 20 Jahren verlässt Angelika das Elternhaus und beginnt ein Sozialpädagogikstudium. Sie beginnt eine Beziehung mit einem zwölf Jahre älteren Mann, um dessen Tochter und kranke Eltern sie sich kümmert. Nach dem Vordiplom bricht sie das Studium ab und arbeitet im Videospielladen ihres Partners. Von den Computerspielen, die sie im Zuge dieser Tätigkeit Probe spielt, fasziniert sie „World of Warcraft“ am meisten, und sie beginnt mit 27 Jahren zu spielen. Anfänglich sind ihre Spielzeiten überschaubar, und sie spielt als Hobby. In der intensivsten Spielphase aber vernachlässigt sie fast vollständig ihre sozialen Kontakte, auch ihren Freund und alle Hobbies, spielt über sieben Stunden täglich, während sie Alltagspflichten wie Einkauf, Wohnungsputz und die Versorgung ihrer Katze aufrecht erhält. In „WoW“ ist Angelika in zwei Spielgemeinschaften aktiv, einer Gilde ohne hohe Leistungsansprüche, die sie die „nette“ Gilde nennt und in der sie Gildenleiterin ist, sowie einer erfolgsorientierten Gilde. Als sie 29 Jahre ist, beendet sie abrupt ihr Computerspielverhalten, indem sie nach einem verstörenden Erlebnis innerhalb der Gilde ihren Account noch am selben Abend löscht. Allmählich baut sie soziale Kontakte wieder auf, beginnt eine Arbeit in der Familienpflege und schließlich eine Ausbildung als Altenpflegerin. Bei größeren Krisen wie der Trennung von ihrem neuen Freund und kleineren wie Angst vor einem Zahnarzttermin spielt sie für kurze Zeit erneut „World of Warcraft“. Mit 31 wird sie zum zweiten Mal Tante und kurze Zeit später Großtante. Zum zweiten Interviewzeitpunkt ist sie mit ihrem neuen Freund zusammen, pflegt seit zwei Jahren ehrenamtlich eine ältere Dame und kann sich vorstellen, beruflich die Betreuung von Demenzpatienten zu übernehmen. Des Weiteren denkt sie über ein Aufbaustudium im Bereich Pädagogik oder Pflegewissenschaft nach. Angelika spielt gelegentlich an der Spielkonsole verschiedene Spiele, ansonsten jedoch keine Computerspiele mehr.

4.4.2 Fallanalyse

Angelika hat eine behütete Kindheit in einem liebevollen Elternhaus mit hohen Ansprüchen an soziales Engagement erlebt, so dass sie im Prinzip über eine stabile Verankerung im realen Leben verfügt. Die akute Lebenssituation, in der sie mehr und mehr Zeit mit „WoW“ verbringt, ist dagegen belastend und vertreibend. Misserfolg in der Ausbildung, Ausbeutung durch den Partner, der sie für seine eigenen familiären und beruflichen Zwecke instrumentalisiert. Soziale Verankerung erfährt Angelika in der Gilde, in der keine hohen Ansprüche gestellt werden. Dass sie in der anderen Gilde, in der hohe Leistungsanforderungen herrschen, als einzige Frau agiert und überdies noch von anderen Gildenmitgliedern um Rat gebeten wird, erfüllt sie dies mit Stolz und Selbstbestätigung.

ich hab mir damals das durchgelesen mit dem Jäger. [...] mathematische Formeln. /Mhm./ (atmet ein) Womit man Schaden .. potential und Schadenausstöße berechnen kann, /Mhm mhm./ und pushen kann. Und .. die hat ich auch alle im Kopf und .. ich hatte das halt einfach verstanden, die ganze Mechanik von diesem .. Spielcharakter ..[...], und da war ich denn auch auf dem .. Server von von den Huntern, ich glaub, Platz Eins oder Zwei, Und dem entsprechend .. war dann auch .. das das Prestige, das Ansehen .. halt,..(816 ff.)

Sowohl im Bereich des Sozialen wie auch der Anerkennung für ihre Leistungen gleicht das Spiel virtuell vieles aus, was Angelika im realen Leben vermisst. Diese sehr starke Verankerung im Spiel bleibt im Prinzip unverändert bestehen, aber ein einschneidendes Erlebnis vertreibt Angelika dennoch aus dem Spiel. Die Sequenz, in der Angelika beschreibt, was für sie der Auslöser war, mit dem Computerspielen aufzuhören, kann als Schlüsselsituation betrachtet werden. Angelika verwendet hier nicht nur wörtliche Rede, sondern beschreibt die Situation sehr ausführlich sowie mit Wiederholungen einzelner Passagen:

und denn war es irgendwie, .. ich glaub Sonntagnacht oder so um halb zwei (lacht) /Ja./ und einer aus der Gilde [...] wollte sich 'n Kaffee kochen und hatte gesagt, er ist in drei Minuten wieder da und /Ja./ ihm ist denn der Kaffee über die Tastatur gekommen. Und deswegen konnte er nicht Bescheid sagen, dass es länger dauert. Und denn is' er irgendwie in Keller gegangen und hat schnell noch 'ne neue Tastatur wieder geholt, nachts, (lacht) ne, muss man sich vorstellen 24 Leute ham halt auf ihn gewartet, und dann ist er wieder gekommen, und denn hat der Raidleiter, hat ihn voll, .. ich sag mal so, zur Sau gemacht. ... So viele Leute warten hier auf dich, was dauert das so lange, wir können nicht weitermachen ohne dich, das ist doch Scheiße, ne. Minus DKP etcetera. (1) Und denn hatt der das gesagt, halt dass ihm .. der Kaffee da rüber gelaufen ist und er musste in Keller, ne. /Mhm./ Und denn hatte der, der Raidleiter irgendwie gesagt, das ist mir völlig scheißegal, du hast hier zu sein, .. auch wenn 's Haus brennt, ne. (979 ff.)

Innerhalb dieser Gilde hatte Angelika durch die Gildenleitung viel Verantwortung übernommen und viel Zeit investiert in der Überzeugung, diese Menschen seien eine verlässliche soziale Bezugsgruppe. Sie schildert, wie man sich über Sorgen und Probleme ausgetauscht und einander unterstützt habe. Vor diesem Hintergrund ist die Aussage des Raidleiters, die realen Probleme des verhinderten Mitspielers seien ihm vollkommen egal, eine herbe Enttäuschung, auch wenn jemand Drittes in dieser Weise attackiert wird und nicht sie direkt angesprochen ist. Wie verstörend diese Enttäuschung für Angelika gewesen sein muss, wird an ihrer drastischen Reaktion deutlich:

in der Nacht hab ich dann da gesessen und hab gedacht .. was .. mach ich hier. (1) /Mhm./ Ne, also da isses wirklich so .. hab ich mich selbst so 'n bisschen von oben gesehen und hab gedacht, nee das kann (2) das kann nicht sein, dass du hier echt sitzt, ne. [...] Und denn, hab ich für mich selbst gewusst, entweder ich spiel das weiter, .. oder ich änder was ..an mir im Leben, ..[...] und hab .. alles gelöscht. (1006 ff.)

[...]/Mhm./ Und hatte erst mal drei Tage (lacht) schlechte Laune. Also richtig so, als ob ich auch auf Entzug wäre, ne. (999 ff.)

Nach dem Entschluss, das Spielverhalten zu beenden, folgt eine schwierige, von Angelika als belastend erlebte Phase der Neukonsolidierung im Leben:

[da] war aber auch 'n relativ großes Loch, .. /Mhm./ weil ich von dieser wahn-sinnig bunten vielfältigen .. und auch ähm .. sehr sozialen Welt .. plötzlich .. in dieser relativ tristen, farblosen, .. also es schien mir damals /Mhm mhm./ so 'ne, dieser ausgegrauten Welt .. war. (1166 ff.)

Von zwei Seiten unternimmt Angelika Anstrengungen zur Stabilisierung ihrer abstinenter Lebensweise: Einerseits reduziert sie durch eine bewusste Auseinandersetzung die Spielbindung, indem sie sich mit Spielmerkmalen auseinandersetzt, die Abhängigkeit begünstigen. Dabei geht sie so weit, dass sie für ein Forschungsprojekt über Computerspielabhängigkeit eine Expertise zu den verschiedenen Ebenen von Belohnungsmechanismen beisteuert. Andererseits ergreift sie die Initiative, um sich Verankerung im realen Leben zu schaffen, z.B. anfangs durch die tägliche Verabredung zum PowerPoint-Fernkurs für ihren Vater mit Webcam und später durch regelmäßige Verabredungen mit Familie und Freunden. Zwei Jahre später hat Angelika das begonnene Sozialpädagogikstudium abgebrochen und eine Altenpflegerinnenausbildung begonnen. Neben dem anstrengenden Alltag zwischen Ausbildung und Pflege besucht sie zusätzlich ehrenamtlich mehrmals wöchentlich eine 90-jährige Dame und trifft sich regelmäßig mit ihrer Familie.

5. Zusammenfassende Analyse von „Ausschleichern“ und „Aussteigern“

Für die jüngeren, weniger schwer betroffenen, weniger reflektierten Ausschleicher, zu denen sowohl die Fallgruppe 1 (s.o. Stefan und Frederic, zunehmende Verankerung im realen Leben) als auch die Fallgruppe 2 (s.o. Topac, Wegfall von Vertreibung aus dem realen Leben) gehören, konnte ein Bewältigungsverlauf beschrieben werden, bei dem die Betroffenen selbst eher überrascht von ihrem nachlassenden Interesse am Computerspielen sind, nachdem sie entweder durch ihre eigene Initiative oder durch ihr soziales Umfeld im realen Leben „vorangekommen“ sind. Durchgehend liegen bei dieser Gruppe von Fällen die akuten Ausstiegsgründe im selben Feld des Vier-Felder-Schemas wie die langfristigen Aufrechterhaltungsgründe, nämlich in der gelingenden Verankerung im Leben. Als Funktionalitätsmodus lässt sich vorwiegend eine „Vitaminfunktion“ (vgl. Bleckmann et al 2012a) beschreiben: Real unbefriedigt bleibende Bedürfnisse erfahren eine virtuelle Scheinbefriedigung. Die Änderung der realweltlichen Situation führt jedenfalls zu einem Bedeutungsverlust des Computerspielens, der sich in meist nicht explizit verbalisierten nachträglichen Einstellungsänderungen gegenüber dem Computerspielverhalten niederschlägt. Kurz: Der realen Verhaltensänderung folgt eine Einstellungsänderung gegenüber dem Computerspielverhalten.

Die meist älteren „Aussteiger“ haben gemeinsam, dass bei ihnen umgekehrt die Verhaltensänderung der Einstellungsänderung folgt. Sie hören zuerst auf, die virtuelle Erfüllung ihrer realen Sehnsüchte bzw. die virtuelle Betäubung im Angesicht ihrer realen Sorgen als funktional zu betrachten, während sie immer noch ins Spiel involviert sind. Die zugrunde liegende Einstellungsänderung (in Tab. 2 im Anhang stichwortartig als „Bewusstsein“ bezeichnet) kommt wiederum auf vielen verschiedenen Wegen zustande: Bei manchen entsteht sie durch ausgeprägt negative Erfahrungen im Spiel, bei anderen wird sie ausgelöst durch zeitweiligen „Zwangsentzug“ der Spielmöglichkeit mit einem damit verbundenen Erschrecken darüber, wie schlecht es ihnen möglich ist, ohne das Computerspiel einen gelingenden Alltag zu gestalten. Bei

wieder anderen entsteht Problembewusstsein aufgrund von einschneidenden Negativverfahren im Leben (*rock bottom*). Solche Fälle wurden ausführlich an anderer Stelle dargestellt (Bleckmann et al. 2012a). Sie zeichnen sich dadurch aus, dass zunächst in keinem der vier Felder eine die Reduktion oder Beendigung des Spielverhaltens erleichternde Veränderung stattfindet. Diese Personen haben keinen Anlass, ihr Verhalten zu ändern, keinen Ausstiegstrend, den sie fortsetzen könnten. Die vollständige Vernachlässigung von realen Alltagsverrichtungen wie Essen, Körperpflege etc. führt jedoch irgendwann zu einem als verstörend erlebten Zusammenbruch. Bei diesen Fällen ist es, so das Ergebnis der Analysen zum zweiten Interviewzeitpunkt, durchweg zu Rückfällen gekommen. Zur Abgrenzung erscheinen sie dennoch erwähnenswert, weil Bedingungen des Scheiterns auch die Bedingungen des Gelingens von Bewältigung klarer werden lassen können.

Jedenfalls führt die wie auch immer entstandene Einstellungsänderung zu einem Änderungswunsch, der entweder wie bei Angelika sofort in die Tat umgesetzt wird oder länger bestehen bleibt, bevor er sich schließlich in einer Änderung des Spielverhaltens niederschlägt. Die Umsetzung kann wieder durch unterschiedliche Bereiche im Vier-Felder-Schema erleichtert werden. Hier kann der externe „Entzug“ der Spielmöglichkeit eine Rolle spielen (s.o. Joshua, vgl. auch Tab. 2), aber auch eine Zunahme von Verankerung im Leben. Ein von den Befragten hervorgehobener wichtiger Schritt war in jedem Falle der, sich selbst vom Spiel zu trennen und die Rückkehr ins Spiel zu verhindern. Die Befragten verkaufen oder kündigen dazu ihre Accounts, lassen die Spielesoftware beim Umzug zurück oder verschenken gar den ganzen Computer.

Mit der für die Aussteiger fast in allen Fällen zumindest rudimentär erkennbaren Abfolge von entstehendem Problembewusstsein, entstehendem Änderungswunsch und Umsetzung dieses Änderungswunsches ist aber erst ein Teil des Bewältigungsprozesses beschrieben, der in manchen Fällen einer recht genau eingehaltenen Abfolge der *stages of change* nach Prochaska (1993), von *precontemplation*, über *contemplation*, und *preparation* zu *action* entspricht. Mit Abstinenz ist, wie aus den Falldarstellungen klar geworden sein dürfte, die vollständige Beendigung des „Suchtspiels“ gemeint, meist nicht der Verzicht auf das Spielen anderer Computerspiele, jedenfalls nicht die Abstinenz in Bezug auf Internet- und Computernutzung allgemein. Die Aufrechterhaltung der Abstinenz (*maintenance*-Phase bei Prochaska) wird von vielen der Befragten als schwierige Herausforderung an die Alltagsgestaltung geschildert (vgl. oben Joshua: „...hier kennst du doch keinen mehr. Was willst du denn überhaupt noch hier?“ Angelika: „weil ich plötzlich in dieser tristen, farblosen, ausgegrauten Welt war“).

6. Diskussion

Wir haben gezeigt, dass viele verschiedene Wege aus der Computerspielsucht führen können. Dabei hat sich in der fallvergleichenden Analyse eine klare Abgrenzung zwischen dem Weg des „Ausschleichens“ und dem Weg des „Aussteigens“ herauskristallisiert. Wir haben zusätzlich untersucht, wie das Kräftegleichgewicht zwischen Verankerung und Vertreibung in der realen und virtuellen Welt in verschiedenen Phasen der Bewältigung in jedem Einzelfall aussah, und damit das einfachere *Push-Pull*-Konzept (Douglas et al. 2008) ausdifferenziert und erweitert. Diese Differenzie-

rung wird u.E. erst durch die biographische Form der Interviews wie auch die rekonstruktiv-hermeneutische Analysemethode ermöglicht, da diese im Gegensatz zu strukturierten Befragungen und kategorisierenden Auswertungsverfahren, die ihre Stärke darin haben, zu erfassen, was explizit ausgesprochen und benannt wird, auch das Unausgesprochene oder das Abwesende zum möglichen Untersuchungsgegenstand machen.

Die dargestellte Einteilung in vier Fallgruppen ist für die Gruppen drei und vier (Aussteiger) nicht trennscharf. Sie bezieht sich bei diesen nur auf dasjenige Feld, dem der Ausstiegs-Anlass zuzuordnen ist, ohne die anderen Felder zu berücksichtigen, die zusätzlich im Verlauf des Bewältigungsprozesses eine Rolle spielen können. Dennoch hat sich das Schema als hilfreiche Analysegrundlage erwiesen, um sehr verschiedene Wege aus der Computerspielsucht zu beschreiben: Die Spieler hören auf, süchtig zu spielen,

- wenn sie im Leben das finden, was sie im Leben vermisst und im Spiel gesucht haben (Stefan)
- wenn sie im Leben immer weniger das erleben, wovor sie ins Spiel geflüchtet sind (Topac)
- wenn sie zeitweilig nicht spielen können und dabei entscheiden, dass sie auch nicht spielen wollen (Joshua)
- wenn der soziale Druck, mehr zu spielen, nachlässt (Hanna)
- wenn sie im Spiel etwas erleben, was sie aus dem Spiel flüchten lässt (Angelika)
- wenn sie im realen Leben einen erschreckenden Zusammenbruch erleben (Eduardo, vgl. Tabelle 2)

Das von uns entwickelte Vier-Felder-Schema ist unseres Erachtens besonders gut geeignet, um in hohem Auflösungsgrad nicht die Ecken, sondern die Seiten des klassischen Suchtdreiecks (Kielholz und Ladewig 1972) aus Drug (Suchtmittel), Set (Person) und Setting (Umfeld) zu beschreiben. Die beiden realweltlichen Felder von Verankerung und Vertreibung beschreiben die Verbindung zwischen Umfeld und Person; die beiden virtuellen Felder der Verankerung und Vertreibung beschreiben die Verbindung zwischen Person und Suchtmittel. Die Besonderheit des Untersuchungsgegenstands ist gerade, dass das Suchtmittel dabei selbst keine direkt neurophysiologisch wirksame Substanz, sondern ein eigenes, wenngleich virtuelles „Umfeld“ darstellt. Dadurch ist einerseits ein Vergleich der Ansprüche beider Umgebungen an die Person möglich und auf einer anderen Deutungsebene hochergiebig (Bleckmann et al. 2012b), andererseits der Aspekt der individuellen Passung des Spiels wichtig. Eine Betrachtung der Spieletitel bzw. -genres, von welchen die hier Befragten abhängig wurden, zeigt zwar sehr deutlich, dass bestimmte Spielegenres bevorzugt zum Suchtspiel werden (unter den genannten Spieletiteln waren keine Geschicklichkeitsspiele, Jump-and-Run-Spiele, Partyspiele oder Denkspiele, dagegen gehäuft MMPORGs, auch Echtzeit- Onlinestrategiespiele und Online-Shooter). Aber auch Offlinespiele als „unwahrscheinliche Suchtspiele“ waren vertreten. Dies bekräftigt noch einmal die aus dem Material entwickelte Deutung vom Computerspiel als formbarem Suchtmittel. Bestimmte Spieleigenschaften können zwar die Entstehung von Abhängigkeit begünstigen (Rehbein et al. 2010b), aber letztlich ist auch eine unübliche, durch die Programmierung nicht in dieser Form vorgesehene Spielpraxis nicht nur möglich,

sondern wird auch von einigen Befragten suchtartig ausgeübt (Beispiele hierfür s. Bleckmann et al., eingereicht).

7. Vergleiche mit anderen Studien

Vergleicht man die hier dargestellten Ergebnisse mit den in der Einleitung angerissenen anderen Untersuchungen, so fällt zunächst die im vorliegenden Beitrag deutlich größere Heterogenität zwischen den Fällen auf. Es erscheint plausibel, dass dies ähnliche Gründe hat, wie sie Cunningham et al. (2005: 79) für Studien zur Bewältigung von Alkoholismus postulieren: „Die unterschiedlichen Beschreibungen von Veränderungspfad in den qualitativen Studien zu Suchtbewältigung könnten in der Beforschung von jeweils unterschiedlichen Teilpopulationen von Betroffenen liegen.“ (Übers. d. A.). In unserer Untersuchung ist es gelungen, durch eine aufwändige Akquisestrategie Interviews mit Männern und Frauen, alten und jungen, Onlinerollenspielerinnen und Shooter-Spielern, Therapierten und Selbstaussteigern durchzuführen. In der Mehrzahl anderer Studien wurden unseres Erachtens nicht absichtlich, aber faktisch „ähnlichere“ Personen befragt. Offensichtlich ist dies der Fall in der Befragung von Hensle (2010) mit einer Stichprobe von acht ausschließlich onlinerollenspielerischen jüngeren Männern, bei der die Auswertung der Berichte ohne tiefergehende biographische Bezüge auf Ebene der expliziten Selbstdeutungen durch qualitative Inhaltsanalyse (Mayring 2008) erfolgt. Die angegebenen Ausstiegsgründe ließen sich in folgende Kategorien unterteilen: Ausgleich durch Alternativen, Zeitmangel, Reizverlust, Vereinbarungen/Absprachen und auch elterliche Fürsorge. Sie weisen die größten Übereinstimmungen zu unserer Fallgruppe 1 auf. Interessant ist, dass bei Hensle die jüngeren Computerspielabhängigen weniger Schwierigkeiten mit der Bewältigung des Suchtverhaltens hatten als die älteren. Dies ist bei Alkohol und Drogen anders. Hier haben eher jüngere Betroffene größere Schwierigkeiten (White 2006).

Wenn der Ausstieg so mühelos, unreflektiert, im Grunde als „Selbstläufer“ erscheint, lag dann wirklich ein süchtig zu nennendes Problemverhalten vor? Aufgrund der Fallanalysen können wir für die sechs Personen der Fallgruppen 1 und 2 diese Frage bejahen. Diese Ausschleicher haben wichtige Lebensbereiche vollständig vernachlässigt z.T. mit gravierenden gesundheitlichen Konsequenzen (s. oben Frederic). Das ist aber durch die Auswahl der Befragungsteilnehmer bereits gelenkt (die „Ausschleicher“ haben im Durchschnitt 48 Punkte auf der retrospektiven Computerspielabhängigkeitsskala CSAS II erreicht, also nur geringfügig weniger als die durchschnittlich 50 Punkte der Aussteiger). Es liegt nahe, dass es auch eine größere, aber unter unseren Befragten nicht vertretene Gruppe von jungen Computerspielern geben kann, bei denen das Spielverhalten zwischenzeitlich problematisch, aber nicht süchtig zu nennen ist und dann ebenfalls in einem ähnlichen Ausschleichungsprozess reduziert wird.

Für Topac beschreiben wir den „Wegfall des Fluchtgrundes“ als Auslöser für Veränderung. Sehr ähnliche Ausstiegsgründe werden in Studien zu anderen Süchten beschrieben, so mit *reason for drinking has gone* oder *ended unhealthy relationship* für Alkoholismus (Cunningham et al. 2005).

Lee und Kollegen haben eine Recherche zu Ausstiegs- und Reduktionstipps auf Online-Spielerforen durchgeführt. Darunter finden sich neben den Kategorien *become aware of the difference between real and virtual worlds*, *eliminate game access* und

do other things interessanterweise mit der Kategorie *Welcome catastrophes and take advantage of them. Let your account be hacked and looted so that all of your money and equipment disappears* auch Hinweise auf die Bedeutsamkeit von Vertreibung aus dem Spiel wie in unserer Fallgruppe 4. Den Aussteigern wie Joshua ähneln eher die Ergebnisse der Analyse von Online-Spielerforenberichten zum MMORPG „Everquest“ (Chappell et al. 2006). Die Initiative zum Verfassen eines ausführlichen Ausstiegsberichts dürfte ein hohes Mitteilungsbedürfnis und einen hohen Reflexionsgrad bereits voraussetzen. Entsprechend finden die Autoren gehäuft Erlebnisse wie Verlust von Familie und Arbeitsplatz als Auslöser für einen Bewusstseinsprozess.

Die abschließende Frage, ob ein professionell-therapeutisches Angebot zwingende Voraussetzung ist, um einen Weg aus der Computerspielabhängigkeit zu finden, kann auf Basis der Interviews eindeutig mit Nein beantwortet werden: Wir konnten viele Selbstheilungsverläufe beschreiben, bei denen die Betroffenen ohne professionelle Hilfe ausgestiegen sind und mehr als zwei Jahre später stabil im realen Leben stehen. Die Konsequenz hieraus darf selbstverständlich nicht sein, dass keine Diagnose, Therapie und Beratung bereitgestellt wird, im Sinne der Befürchtung von Klingemann und Kollegen (2009: 1515) „that self-change research could be misused to justify policies that limit service availability“.

Es würde die Reichweite dieses Beitrags überschreiten, ein eigenes integratives Modell der Suchtbewältigung begründen zu wollen. Daher seien einige Ideen und Gesichtspunkte angerissen, an die zukünftige Forschung und Theoriebildung anknüpfen könnte. Unseres Erachtens ist die beschriebene Analyseperspektive geeignet, um drei Forschungstraditionen zu integrieren: *Stages of change*, subjektivistisch orientierte Identitätstheorien und eher objektivistische Modelle von Bewältigungskapital/externen Bewältigungsressourcen. Wir konnten zeigen, dass bei den Interviewten beide Seiten allein, also günstige externe Situationen oder günstige innere Haltung, nicht zum gelingenden Abschied vom problematischen Computerspielverhalten führten: Frederic hätte die Abfrage externen Bewältigungskapitals („Hast Du eine Freundin?“) zu verschiedenen Zeitpunkten bejaht, zu denen es nicht zur Beendigung kam. Auf der anderen Seite zeigte sich bei Liang (vgl. Bleckmann et al. 2012a) ein hohes Problembewusstsein, ein starker Wille zur Beendigung, ein Identitätswandel. Dieser führte aber nicht zu einer langfristigen Verhaltensänderung. Liang wurde immer wieder rückfällig. Er hat bisher keine Partnerin, sein Studium ist nach wie vor nicht beendet, Rückhalt durch die Familie fehlt. Es braucht beides, den Willen zur Verankerung im realen statt im virtuellen Leben wie auch äußere Bedingungen, welche dies ermöglichen. Bezogen auf das Vier-Felder-Schema lässt sich abschließend sagen, dass Ausstiegsanlässe in jedem der vier Felder liegen können. Demgegenüber kann die Aufrechterhaltung nur durch ein Ergreifen sich bietender Anker im Leben ermöglicht werden.

ANHANG

Um innerhalb des interdisziplinären Forschungsprojekts „Internet- und Computerspielabhängigkeit“ eine bessere Verknüpfung von Ergebnissen aus den unterschiedlichen Teilmodulen zu gewährleisten und um allgemein die Anschlussfähigkeit und Vergleichbarkeit der vorgelegten Ergebnisse an stärker quantitativ orientierte empirische Forschungsprojekte zur Bewältigung von Computerspielabhängigkeit zu verbessern, stellen wir tabellarisch grob zusammengefasste Ergebnisse für alle 21 Befragten der qualitativen Interviewstudie dar. Bei der Tabellenerstellung wurde ein nur schwer zufriedenstellender „Spagat“ zu erreichen versucht: die Ergebnisse einer komplexen rekonstruktiven Analyse vereinfachend und knapp darzustellen, daneben aber auch einen Überblick über die erhobenen demographischen und anderen Daten zu präsentieren. Erfasste Daten wie Alter, Familienstand, Migrationshintergrund, Spieletitel, Spielegenre, zeitlicher Abstand der zwei Interviewtermine, finden sich jeweils im linken Teil der Tabellen eins und zwei bis einschließlich der Spalte, die den (anonymisierten) Namen enthält. Ebenfalls in diesem linken Bereich sind die retrospektiven CSAS II Werte zum Schweregrad der Computerspielabhängigkeit und der GSI-Globalwert des BSI zur Erfassung psychischer Belastung zu t1 angegeben (vgl. oben die Ausführungen zur Methode). Auf der rechten Seite ist unser Versuch dargestellt, die Analyseergebnisse knapp zusammenzufassen. Die Aufteilung der Fälle erfolgte nach den Gruppen der Ausschleicher (Tab. 1) und der Aussteiger (Tab. 2).

Erläuterung zu den Tabellen

In Tabelle 1 „Ausschleicher“ ist, je nachdem, in welcher Phase der Beendigung des süchtigen Computerspielverhaltens eine Veränderung stattfand, diese im rechten Teil der Tabelle für jeden einzelnen Fall nochmals getrennt in drei Zeilen dargestellt (P vor, V während und A nach der Veränderung). Vier verschiedene Bereiche, die sich in der Fallrekonstruktion als bedeutsam erwiesen, sind als getrennte Spalten abgebildet. Diese sind der Bereich von Sport, Freizeitgestaltung und Hobbies, der Bereich von Schule, Ausbildung/Studium und Beruf, der Bereich der Beziehung mit einem Lebenspartner und der Bereich der sozialen Einbindung in Gruppen wie Familie und Freundeskreis. Dabei bedeutet eine Null, dass sich in der Fallanalyse keine bedeutsame Verankerung in diesem Bereich für diese Phase beschreiben lässt, ein Plus bedeutet, dass der Bereich in der betreffenden Phase zur Verankerung beiträgt, ein Minus bedeutet, dass hier eine explizit negative Erfahrung (Vertreibung) rekonstruiert werden konnte.

Die Darstellungsform in Tabelle 2 „Aussteiger“ weicht nur im rechten Teil von Tabelle 1 ab. Die unterschiedlichen Bewältigungsphasen sind zwar wiederum mit den gleichbedeutenden Abkürzungen P, V, A bezeichnet, hier aber nicht als separate Zeilen dargestellt, sondern in Klammern angegeben hinter den Stichworten, die Geschehnisse beschreiben, welche für den Ausstiegs- und Bewältigungsprozess bedeutsam erschienen.

Lesebeispiel für Tabelle 1

Oliver, 28 Jahre: Es wurde ein Erstinterview, sowie ein Folgeinterview mit 24 Monaten Abstand durchgeführt. Er ist zu beiden Messzeitpunkten unverheiratet (ledig), hat aber eine Partnerin (s.u.) Er hat keinen Migrationshintergrund, sein höchster Bil-

dungsabschluss ist ein Diplom. Oliver spielte das MMORPG „World of Warcraft. Auf der CSAS-Skala für die Phase der Computerspielabhängigkeit hatte er einen Wert von 47 und zum Zeitpunkt des Erstinterviews eine psychische Gesamtbelastung nach BSI von 52 Punkten. Im Bereich Familie und Freundeskreis bleibt die Verankerung unverändert gering. Bedeutsam für die Beendigung des Computerspielverhaltens erweist sich die Partnerin (Null in der P-Phase zu Plus in der V-Phase). In der anschließenden Aufrechterhaltungsphase fand eine zusätzliche Verankerung im Beruf und die Wiederaufnahme von Sport statt. Oliver gehört zur Fallgruppe 1 der „Verankerung im Leben“, wie die Spalte ganz rechts zeigt.

Lesebeispiel für Tabelle 2

Angelika, 30 Jahre: Sie hat mit 29 Monaten Abstand vom Erstinterview an einem zweiten Interview teilgenommen. Ihr CSAS-Wert, retrospektiv erfasst für die Phase der Computerspielabhängigkeit, liegt bei 45. Der t-Wert des GSI liegt bei 50, also deutlich unterhalb einer auffälligen psychischen Belastung. Das Fachabitur ist ihr höchster Bildungsabschluss. In der Phase der Computerspielabhängigkeit spielte sie das MMORPG „World of Warcraft“. Sie ist zu beiden Zeitpunkten ledig. Die Enttäuschung über den fehlenden Gildenzusammenhalt ist Anlass für die Veränderung (V). Der hohe Reflexionsgrad und das hohe Problembewusstsein tragen sowohl zur Veränderung als auch zur Aufrechterhaltung der Abstinenz bei (V, A). Zur Stabilisierung tragen zudem ihre Familie, die Übernahme von Verantwortung in der Pflege einer älteren Dame sowie der Beginn der Ausbildung zur Altenpflegerin bei (A).

Tabelle 1 „Ausschleicher“

Abstand lt 12 (Mon.)	Migrationshintergrund (KM = kein M.), Bil- dungsgrad	CSAS	lt-Wert	Spieltitel (Spielgenre)	Name, Alter, Familienstand	Phase*	Freunde, Familie	PartnerIn	Schule	Beruf	Sport	Hobbies	Fall- grup-pel
-	KM, Realschulabschluss	44	50	„Counterstrike“ (Online- Shooter)	Stefan, 19, ledig	P	0	0	0	0	0	0	1. Verankerung im Leben
						V	(+)	0	0	0	+	+	
						A	+	0	0	+	+	+	
33	Libanesisch-deutsch, Erweiterte Sekundarstufe 1	55	51	„WoW“ (MMORPG)	Said, 19, ledig	P	0	0	0	0	0	0	
						V	(+)	0	0	0	+	+	
						A	0	+	+	+	+	+	
-	KM, Realschulabschluss	52	52	„Counterstrike“ (Online- Shooter)	Boris, 17, ledig	P	0	0	0	0	0	0	
						V	(+)	0	0	+	+	0	
						A	+	0	+	+	+	+	
-	Spanisch-deutsch, noch kein Schulabschluss	45	41	„O-Game“ (Echtzeit- Online-strategiespiel)	Frederic, 18, ledig	P	(-)	0	0	0	0	0	
						V	0	+	+	0	0	0	
						A	0	+	+	+	+	+	
24	KM, Diplom	47	52	„WoW“ (MMORPG)	Oliver, 28, ledig	P	0	0	0	0	0	0	2. Weg- fall Vertel- bung
						V	0	+	+	0	0	0	
						A	0	+	+	+	+	+	
27	Eltern: türkischstämmig (in D geb.), Realschulab- schluss	50	48	„WoW“ (MMORPG)	Topac, 27, geschieden/wiederverh.	P	0	-	0	0	0	0	
						V	0	0	0	0	0	0	
						A	0	+	+	0	0	0	
25	KM, Realschulabschluss	48	43	„Counterstrike“ (Online- Shooter)	Tim, 20, ledig	P	-	0	0	0	0	0	
						V	0	0	0	0	0	0	
						A	0	+	+	+	+	+	

*P = vor der Veränderung, V = Veränderung des Spielverhaltens, A = Aufrechterhaltung

Tabelle 2 „Aussteiger“

Abstand t1-t2 (Mon.)	Migrationshintergrund, Bildungsgrad	CSAS	Retro	t-Wert	Spieltitel (Spielgenre)	Name, Alter, Familienstand	Bedeutung für Ausstiegs- und Bewältigungsprozess	Fallgruppe
25	KM, Abitur	56		44	„Dark Age of Camelot“ (MMORPG)	Sigurd, 30, ledig	Bewusstsein (V, A), beruflicher Erfolg (V, A), Partnerin (A)	1/3?
28	KM, BA.	50		71	„WoW“ (MMORPG)	Ben, 31, ledig	Therapie wegen Depression (P), Bewusstsein (V), Partnerin (V, A), Vater geworden (V, A)	1/3?
22*	KM, Schüler	48		51	„Empire Earth“ (EOS)	Thomas, 16, ledig	Wegnahme des PC durch Eltern (V), Partnerin (V), Stationäre Therapie wegen Burnout zu t2	3
-	KM, Real-schulabschluss	52		44	„League of Legends“ (EOS)	Nils, 19, ledig	Therapie mit Abstinenz stationär für CSA (V), Führerschein bestanden (A), Ausbildungsplatz (A)	3
20	KM, Abitur	53		56	„The Sims“ (offline, Simulationsspiel)	Johanna, 21	Spielzugang selbst verhindert (V), Wohnen in WG (A), Aufnahme Studium (A)	3
22	KM, Fachabitur	52		51	„WoW“ (MMORPG)	Lukas, 25, ledig	Sperrung Internet durch die Eltern (P, V), Hilfe für andere CSA (V, A), Bewusstsein (V, A), Aufnahme berufsbegl. Studium (A), Partnerin (V, A)	3
27	KM, Fachabitur	42		46	„WoW“ (MMORPG)	Joshua, 28, ledig	Bewusstsein (V, A), Krankenhausaufenthalt ohne PC-Zugang (V), Glaubenserlebnis (V, A), Familie (A), Ausbildungsplatz (A)	3
-	KM, Fachabitur	49		52	„WoW“ (MMORPG)	Hanna, 33, ledig	Bewusstsein (V, A), Rückfall, Trennung vom Co-computerspielabhängigen Lebenspartner (V), Hilfe für andere CSA (V), lang gehogter Ausbildungswunsch verwirklicht (A)	3

24	KM, FH-Abschluss	52	72	„Warcraft 3“/„Spacenations“ (EOS)	Tom, 33, ledig	Bewusstsein (V, A), Abstinenz bei stationärem Alkoholkonsum (V), ambulante Psychotherapie (A), Aufnahme Berufstätigkeit (A), Engagement im Singletreff (A)	3
29	KM, Fachabitur	45	50	„WoW“ (MMORPG)	Angelika, 30, ledig	Enttäuschung über Gildenzusammenhalt (V), Bewusstsein (V, A), kurzer Rückfall, Familie (A), Verantwortung in der Pflege (A), Ausbildungsbeginn (A)	4
-	KM, FH-Abschluss	52	80	„WoW“ (MMORPG)	Elisabeth, 30, ledig	Therapie wegen Depression (P), Enttäuschung über Gildenverrat (V), Bewusstsein (V, A), Rückfälle?	4/X?
32	Deutschtaiwanesisch, Abitur	48	52	„DotA“ (EOS)	Liang, 27, ledig	Ambulante CSA-Therapie (V), Bewusstsein (V, A), mehrfache Rückfälle	X
24	KM, Abitur	56	66	„WoW“ (MMORPG)	Pascal, 36, ledig	rock bottom (V), Zugangsbegrenzung PC/Internet durch Eltern (P); Therapie CSA (V); Bewusstsein (V, A), mehrfache Rückfälle	X
26	Chilenisch, Universitätsabschluss	56	60	„Civilization“ (rundenbasiertes Strategiespiel)	Eduardo, 44, verheiratet	rock bottom (V), Bewusstsein (V, A) mehrfach PC verschenkt (V), Therapie wegen Depressionen (P), Partnerschaft (V), mehrfache Rückfälle, Verantwortung für Sohn (A)	X

Aufrechterhaltungsgründe und Ausstiegsanlässe (Fallgruppe 3: Wegfall von Spielbindung, Fallgruppe 4: Vertreibung aus Spiel, Fallgruppe X: keine langfristig gelingende Bewältigung)

*P = vor der Veränderung, V = Veränderung des Spielverhaltens, dann A = Aufrechterhaltung

MMORPG = massively multiplayer online role playin game. EOS = Echtzeit-Online-Strategiespiel, * = Telefoninterview mit Thomas' Vater.

LITERATUR

- American Psychiatric Association (2013): American Psychiatric Association Board of Trustees Approves DSM-5. Retrieved 12.02.2013, from <http://www.psych.org/advocacy--newsroom/news-releases>.
- Anderson, Simon, Fiona Dobbie and Gerda Reith (2009): Recovery from problem gambling: A qualitative study, Edinburgh.
- Beranek, Angelika, Uta Cramer-Düncher und Stefan Baier (Hg.) (2009): Das Online-Rollenspiel „World of Warcraft“ aus subjektiver Sicht jugendlicher Spieler, in: Jürgen Hardt, Uta Cramer-Düncher und Matthias Ochs (Hg.): Verloren in virtuellen Welten-Computerspielsucht im Spannungsfeld von Psychotherapie und Pädagogik, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 68-86.
- Bilke, Oliver und Tobias Hellenschmidt (2010): Virtuelle Inszenierung paranoider Interaktionsmuster. Folie à deux in World of Warcraft, in: Familien dynamik 36, 2, 165-167.
- Bischof, Gallus, Hans-Jürgen Rumpf, Ulfert Hapke, Christian Meyer und Ulrich John (2000): Maintenance factors of recovery from alcohol dependence in treated and untreated individuals, in: Alcoholism: Clinical and Experimental Research 24, 1773-1777.
- Bischof, Gallus, Hans-Jürgen Rumpf, Ulfert Hapke, Christian Meyer und Ulrich John (2003): Types of natural recovery from alcohol dependence: a cluster analytic approach, in: Addiction 98, 12, 1737-1746.
- Bischof, Gallus, Hans-Jürgen Rumpf, Ulfert Hapke, Christian Meyer und Ulrich John (2007): Stability of subtypes of natural recovery from alcohol dependence after two years, in: Addiction 102, 6, 904-908.
- Bleckmann, Paula und Nadine Jukschat (eingereicht): The integrated model of (dys)functionality: Reconstructing patterns of gaming as selfmedication in biographical interviews with video game addicts. In: Computers in Human Behavior.
- Bleckmann, Paula und Judith Eckert (2012a): Jedem realen Topf seinen virtuellen Deckel? Virtuelles Re-Enactment als Erklärungsmöglichkeit für ungewöhnliche Spieler-Spiel-Passungen bei Computerspielabhängigkeit, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Jg. 25, 175-203.
- Bleckmann, Paula, Nadine Jukschat und Jan Kruse (2012b): Der virtuelle Geist des Kapitalismus - oder: warum exzessives Computerspielverhalten Arbeit ist, in: ZQF - Zeitschrift für Qualitative Forschung, 235-261.
- Bleckmann, Paula, Judith Eckert und Nadine Jukschat (2012c): Futile search for a better life? Two biographical case studies on women with depression and video game dependency. In: Advances in Dual Diagnosis 5, 3, 137-146.
- Bryant, Antony und Kathy Charmaz (Eds.) 2011: The Sage Handbook of Grounded Theory. London.
- Chappell, Darren, Virginia Eatough, Mark Davies und Mark Griffiths (2006): EverQuest—It's just a computer game right? An interpretative phenomenological analysis of online gaming addiction, in: International Journal of Mental Health and Addiction 4, 3, 205-216.
- Cloud, William und Robert Granfield (2008): Conceptualizing recovery capital: Expansion of a theoretical construct. In: Substance use & misuse 43, 12-13, 1971-1986.
- Cunningham, John.A., Jan Blomqvist, Anja Koski-Jännes und Joanne Cordingley (2005): Maturing out of drinking problems: perceptions of natural history as a function of severity, in: Addiction Research & Theory 13, 1, 79-84.
- Derogatis, Leonhard.R. und Nick Spencer (1993): Brief Symptom Inventory: BSI: Pearson Upper Saddle River, NJ.
- DiClemente, Carlo C., Debra Schlundt und Leigh Gemmell (2004): Readiness and stages of change in addiction treatment, in: American Journal on Addictions 13, 2, 103-119.

- Dollinger, Bernd (2002) Drogen im sozialen Kontext. Zur gegenwärtigen Konstruktion abweichenden Verhaltens, Augsburg: MaroVerlag.
- Douglas, Alecia C., Juline E. Mills, Mamadou Niang, Svetlana Stepchenkova, Sookeun Byun, Celestino Ruffini, Seul Ki Lee, Jihad Loutfi, Jung-Kook Lee and Mikhail Atallah (2008): Internet addiction: Meta-synthesis of qualitative research for the decade 1996–2006, in: *Computers in Human Behavior* 24, 6, 3027-3044.
- Eidenbenz, Franz 2012: Ambulante Versorgung und Behandlung von medien- und computersüchtigen Kindern und Jugendlichen – Schwerpunkt systemischer Ansatz, in: Christoph Möller (Hg.): *Internet- und Computersucht, Praxishandbuch für Therapeuten, Pädagogen und Eltern*, Stuttgart: Kohlhammer, 194-206.
- Festl, Ruth, Michael Scharkow und Thorsten Quandt (2013): Problematic computer game use among adolescents, younger and older adults. *Addiction* 108, 592-599.
- Fritz, Jürgen und Wolfgang Fehr (2003): *Computerspiele. Virtuelle Spiel- und Lernwelten*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Haninnen, Vilma and Anja Koski-Jännes (1999): Narratives of recovery from addictive behaviours, in: *Addiction* 94, 12, 1837-1848.
- Helfferich, Cornelia und Jan Kruse (2007): Hermeneutisches Fremdverstehen als eine sensibilisierende Praxeologie für sozialarbeiterische Beratungskontexte. Oder: Vom „professionellen Blick“ zum „hermeneutischen Ohr“, in: Ingrid Miethe, Wolfram Fischer, Cornelia Giebler, Martina Goblirsch und Gerhard Riemann (Hg.): *Rekonstruktion und Intervention. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung*, Leverkusen: Verlag Barbara Budrich, 175-188.
- Hensle, Matthias 2010: *Wege aus der Computerspielsucht – eine empirische Untersuchung von intrasubjektiven Ausstiegsstrategien*, Saarbrücken.
- Hussain, Zaheer and Mark D. Griffiths (2009): The Attitudes, Feelings, and Experiences of Online Gamers: A Qualitative Analysis, in: *CyberPsychology & Behavior* 12, 6, 747-753.
- Jukschat, Nadine (2013): Extending the Study of Videogame Dependency: Social Meaningfulness of “Addictive” Gaming and Self-Analyses of Dependency, in: *RESET-Recherches en Sciences Sociales sur Internet* 1, 2, 73-102.
- Kearney, Margaret H. and Joanne O’Sullivan (2003): Identity shifts as turning points in health behavior change, in: *Western Journal of Nursing Research* 25, 2, 134-152.
- Kielholz, Paul und Dieter Ladewig (1972): *Die Drogenabhängigkeit des modernen Menschen*. München: Lehmanns.
- Klingemann, Harald K. H. (1991): The motivation for change from problem alcohol and heroin use, in: *British Journal of Addiction* 86, 727-744.
- Klingemann, Harald K.H. 2007: „Selbstheilung“: System- und Lebenslaufperspektiven, in: Bernd Dollinger und Henning Schmidt-Semisch (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Suchtforschung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 195-211.
- Klingemann, Harald, Mark B. Sobell and Linda C. Sobell (2009): Continuities and changes in self-change research, in: *Addiction* 105, 9, 1510-1518.
- Larkin, Michael and Mark D. Griffiths (2002): Experiences of Addiction and Recovery: The Case for Subjective Accounts, in: *Addiction Research and Theory* 10, 3, 281-311.
- Lee, Ichia, Chen-Yi Yu and Holin Lin (2007): Leaving a never-ending game: Quitting MMORPGs and online gaming addiction. *Digital Games Research Association (DiGRA)*, Tokyo.
- Mayring, Philipp (2008): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- McIntosh, James and Neil McKeganey (2000): Addicts' narratives of recovery from drug use: constructing a non-addict identity, in: *Social Science & Medicine* 50, 10, 1501-1510.
- McIntosh, James and Neil McKeganey (2001): Identity and Recovery from Dependent Drug Use: the addict's perspective, in: *Drugs: education, prevention and policy* 8, 1, 47-59.

- McLellan, Thomas A. (2010): What is recovery? Revisiting the Betty Ford Institute consensus panel definition, in: *Journal of Social Work Practice in the Addictions*, 10, 109-113.
- Morgenroth, Christine (2010): *Die dritte Chance: Therapie und Gesundung von jugendlichen Drogenabhängigen*, Wiesbaden.
- Morse, Janice M. (2011): Sampling in Grounded Theory, in: Antony Bryant and Kathy Charmaz (Eds.): *The Sage Handbook of Grounded Theory*, London: Sage, 229-244.
- Oevermann, Ulrich, Tilmann Allert, Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: J.B. Metzler, 352-434.
- Orford, Jim (2007): Asking the right questions in the right way: the need for a shift in research on psychological treatments for addiction, in: *Addiction* 103, 6, 875-885.
- Prochaska, James O, Carlo C. DiClemente and John C. Norcross (1993): In search of how people change: Applications to addictive behaviors, in: *Journal of Addictions Nursing* 5, 1, 2-16.
- Przyborski, Aglaja und Monika Wohlrab-Sahr (2008): *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*, München.
- Rehbein, Florian, Matthias Kleimann und Thomas Mößle (2010a): Prevalence and Risk Factors of Video Game Dependency in Adolescence: Results of a German Nationwide Survey, in: *Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking* 13, 3, 269-277.
- Rehbein, Florian, Thomas Mößle, Eva-Maria Zenses und Nadine Jukschat (2010b): Zum Suchtpotential von Computerspielen. Onlinerollenspiele wie „World of Warcraft“ bergen ein erhöhtes Abhängigkeitsrisiko und erfordern Konsequenzen in den Bereichen Jugendmedienschutz und Prävention. *Jugendmedienschutzreport* 6, 8-12.
- Reith, Gerda und Fiona Dobbie (2012): Lost in the game: Narratives of addiction and identity in recovery from problem gambling, in: *Addiction Research & Theory* 20, 6, 511-521.
- Rumpf, Hans-Jürgen, Christian Meyer, Anja Kreuzer und Ulrich John (2011): *Prävalenz der Internetabhängigkeit (PINTA)*. Report to the German Ministry of Health.
- Schmidt, Jan-Hinrik, Marius Drosselmeier, Wiebke Rohde und Jürgen Fritz (2011): Problematische Nutzung und Abhängigkeit von Computerspielen, in: Jürgen Fritz, Claudia Lampert, Jan-Hinrik Schmidt und Tanja Witting (Hg.): *Kompetenzen und exzessive Nutzung bei Computerspielern: Gefordert, gefördert, gefährdet*. Berlin: Vistas Verlag, 201-251.
- Schuhler, Petra und Monika Vogelgesang (2012): *Pathologischer PC- und Internet-Gebrauch. Eine Therapieanleitung – mit CD-ROM*, Göttingen.
- Sobell, Linda C., Timothy P. Ellingstad and Mark B. Sobell (2000): Natural recovery from alcohol and drug problems: Methodological review of the research with suggestions for future directions, in: *Addiction* 95, 5, 749-764.
- Strauss, Anselm L. 1998: *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Paderborn.
- te Wildt, Bert T., E. Kowalewski, F. Meibeyer und T. Huber (2006): Identität und Dissoziation im Cyberspace. Kasuistik einer dissoziativen Identitätsstörung im Zusammenhang mit einem Internet-Rollenspiel, in: *Nervenarzt* 77, 1, 81-84.
- Waldorf, Dan (1983): Natural recovery from opiate addiction: some social-psychological processes of untreated recovery, in: *Journal of Drug Issues* 13, 2, 237-280.
- White, William L. (2006): Recovery Across the Life Cycle from Alcohol/Other Drug Problems: Pathways, Styles, and Developmental Stages. In: *Alcoholism Treatment Quarterly* 24, 1-2, 185-201.
- White, William L. (2007): Addiction recovery: Its definition and conceptual boundaries, in: *Journal of Substance Abuse Treatment* 33, 3, 229-241.
- Winick, Charles 1962: Maturing out of narcotic addiction, in: *Bulletin on narcotics* 14, 1, 1-7.
- Wölfling, Klaus und Tagrid Lemenager (2011): Therapie der Computerspiel- und Internetsucht, in: *Sucht - Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis* 57, 4, 313-321.

- Wölfling, Klaus, Christina Jo, Isabel Bengesser, Manfred Beutel und Kai Müller (2013): Computerspiel- und Internetsucht. Ein kognitiv-behaviorales Behandlungsmanual, Stuttgart.
- Wood, Richard T.A. (2008): Problems with the Concept of Video Game “Addiction”: Some Case Study Examples, in: International Journal of Mental Health and Addiction 6, 2, 169-178.
- Young, Kimberly S. (2010): A therapist's guide to assess and treat Internet addiction, in: Psychiatry Research, 1-45.

Ich-Narration und Mikrogedächtnis

Die Lebenserzählung eines in Österreich verbliebenen polnischen KZ-Häftlings¹

Andreas Schmoller

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag fokussiert auf die komplexe Beziehung eines KZ-Überlebenden zu jenem Ort, in dem er zugleich als KZ-Häftling inhaftiert war und daran anschließend mehrere Jahrzehnte dort auch gelebt hat. Diese lebensgeschichtliche Besonderheit bietet sich an, anhand der konkreten lebensgeschichtlichen Erzählung des Betroffenen die diversen Schichtungen des lokalen Gedächtnisses des Konzentrationslagers, wie sie sich bereits mit dem Zeitpunkt der Befreiung des Lagers 1945 zu formieren begonnen haben, zu erörtern. Dies geschieht, indem die Lebenserzählung als Dokument einer stets neu sicherzustellenden persönlichen Ich-Identität gelesen und interpretiert wird, die insbesondere aus einer Integrationsgeschichte besteht, in der die Zugehörigkeit zum Ort Ziel und Hindernis zugleich ist. Was auf den ersten Blick eine von vielen Erzählungen über Widerstand, Verfolgung, KZ-Haft und schwieriger Rückkehr in ein normales Leben zu sein scheint, wird unter der hier vorgestellten Betrachtungsweise als Dialog mit den lokalen Gedächtnisregistern erkennbar.

1. Einleitung

Am 6. Mai 1945 wurde Wladyslaw Zuk von amerikanischen Truppen aus dem KZ Ebensee befreit. Der damals 25-jährige Pole hatte fünf Jahre Haft in Gefängnissen und Konzentrationslagern der Nationalsozialisten überlebt. Vor seiner Verhaftung durch die Gestapo beteiligte er sich in Warschau am polnisch-patriotischen Widerstand gegen die deutsche Besatzung. Zu einer Rückkehr und einem Wiedersehen mit der Mutter und den Geschwistern sollte es auch nach der Befreiung nicht kommen. Zu Ostern 1946 verheiratete er sich mit einer Ebenseerin und lebte von da an dauerhaft in jenem Ort, in dem er die letzten 16 Monate seiner Gefangenschaft überstanden hatte. Der steinige Weg in die Arbeitswelt erfolgte über Hilfsarbeitertätigkeit im Baugewerbe; familiäre Beziehungen ermöglichten ihm nach und nach den innerbetrieblichen

¹ Die Idee zu diesem Beitrag geht zurück auf die Zusammenarbeit des Autors mit dem KZ-Überlebenden Wladyslaw Zuk von 2001 bis 2010 als Mitarbeiter der KZ-Gedenkstätte Ebensee im Rahmen der Besucherbetreuung und der Organisation von Gesprächen mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Herr Zuk, am 7.10.1919 in Warschau geboren, hat sich im Sommer 2010 dazu entschlossen, ganzjährig bei seiner zweiten Frau in Zawierce zu bleiben. Den beiden ist dieser Beitrag gewidmet.

Aufstieg bis zum Vorarbeiter. Wie einst sein Vater hatte er schon wenige Jahre später als Alleinverdiener für eine Familie mit fünf Kindern zu sorgen. Zwei Kinder hatte seine Frau mit in die Ehe gebracht, wobei ihm deren Existenz erst nach der Trauung eröffnet worden sei. Der Erhalt der österreichischen Staatsbürgerschaft 1955 gehört zu den äußerlichen Zeichen der Aufnahme in die österreichische Gesellschaft, die der Betroffene ausdrücklich als Errungenschaft sah. Hindernisse der Integration und Schwierigkeiten beim Versuch, in der Gesellschaft Anschluss zu finden, brachte er hingegen kaum explizit zum Ausdruck.

Der Lebensweg Zuks nach dem Überleben ist außergewöhnlich, jedoch durchaus kein Einzelfall. Alleine im Ort Ebensee ist eine Reihe von Fällen vorrangig polnischer KZ-Häftlinge nachweisbar, die ähnlich wie Zuk die Rückkehr in ihre Heimat Polen scheuten. Unmittelbar nach der Befreiung waren sie oft gesundheitlich nicht in der Lage, den Heimtransport anzutreten, sondern mussten einen längeren Zeitraum in den amerikanischen Feldspitälern und durch die UNRRA² versorgt werden. Zuk hatte zunächst vergeblich versucht, brieflich Kontakt mit seiner Familie in Warschau aufzubauen, und war deshalb ob deren Schicksal im Ungewissen.³ Die weitere politische Entwicklung in Polen gaben Überlebende ebenfalls als Grund für den Verbleib in Österreich an. Zuk war jedoch der einzige von ihnen, der, über 40 Jahre nach der KZ-Haft vor Ort lebend, als Zeitzeuge tätig wurde und zwischen 1989 und 2010 mit unerschöpflichem Elan am ehemaligen KZ-Gelände in hunderten Zeitzeugensprachen vor insgesamt mehr als 25.000 Zuhörenden seine Lebensgeschichte erzählte. Als er im hohen Alter von 90 Jahren diese Tätigkeit einstellte, hatte er im öffentlichen Leben des Ortes Ebensee und weit darüber hinaus einen hohen Bekanntheitsgrad erreicht, der gepaart war mit großer Bewunderung für die positive Lebensenergie, die er trotz seines Schicksals ausstrahlte.

Ausgangspunkt für die vorliegende Einzelfallanalyse war die Frage nach den Besonderheiten der Ich-Identität eines KZ-Überlebenden, der am Standort des Konzentrationslagers sein weiteres Leben verbrachte. Die lokale Gedächtnisformation bildete, so die These, im Fall von Zuk spezifische Vorzeichen für die Bewältigungsprozesse des Traumas des KZs. Diese prägt die narrative Strukturierung der Lebenserzählung, so dass die Ich-Erzählung als Text Spuren dieses Mikrogedächtnisses offenlegt. Gleichzeitig ist Zuk nicht nur als Rezipient lokaler Gedächtnisinhalte zu verstehen, sondern auch als Akteur, da er örtlichen Erinnerungskonstrukten eine Antwort bzw. eine alternative Betrachtungsweise liefert, und somit nach seinem spezifischen Echo im Ortsgedächtnis zu fragen ist.

Was ist mit Mikrogedächtnis überhaupt gemeint? Die Forschungen Harald Wetzers zum kommunikativen Gedächtnis bzw. zum Familiengedächtnis aufgreifend, gehe ich davon aus, dass das Kollektiv eines Ortes ähnlich wie die Familie „ein anderes Geschichtsbewusstsein, andere Bilder über die Vergangenheit und, vor allem, andere Rahmen für ihre Deutung bereitstellen als das ‚kulturelle Gedächtnis‘“ (Wetzer/Moller/Tschuggnall 2002, 12). Ein Ort kann, vor allem wenn er eine starke Wir-Gruppenloyalität ausgebildet hat, als sozialer Rahmen kollektiver Gedächtnisbildung

2 United Nations Relief and Rehabilitation Administration (= Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen).

3 Im Jahre 1946 erhielt er einen Brief von seiner Schwester, die ihn über das Rote Kreuz gesucht hatte, in dem er vom Tod seiner Mutter erfuhr. Nach Beteiligung an Widerstandsaktivitäten war sie nach Auschwitz Birkenau deportiert worden, wo sie 1944 ermordet worden war.

derart wirksam werden, dass er von den Gedächtnisrahmen Medien und Schule nicht ausgehebelt wird. Die „eigensinnige Verständigung der Gruppenmitglieder darüber, was sie für ihre eigene Vergangenheit im Wechselspiel mit der Groß Erzählung“ halten, kann auf lokaler Ebene zu spezifischen Vergangenheitserzählungen einschließlich negativer Bewertungen anderer Varianten führen (Welzer 2008, 15). Im Fall von Ebensee ist die lokale Gedächtnisbildung unweigerlich mit – sozialpsychologisch gesprochen – Verdrängungs- und Bewältigungsformen der NS-Geschichte des Ortes verbunden.⁴

Die KZ-Gedenkstätte Ebensee und das dazugehörige Zeitgeschichte Museum gelten heute zwar als *best practice*-Beispiel regional verankerter und international vernetzter Gedenkstättenarbeit, und auch die Gemeinde hat mit der 1987 geschlossenen Städtepartnerschaft mit der toskanischen Stadt Prato, aus der 1944 rund 120 männliche Bürger nach Ebensee deportiert worden waren, international Anerkennung für ihr Bekenntnis zu diesem Teil der Ortsgeschichte erhalten (Jandl 2007). Andererseits war aber Ebensee im Jahr 2009 Schauplatz einer neonazistischen Provokation am Rande der Gedenkfeier, die international für Entsetzen sorgte. Vier Ebenseer Jugendliche brüllten in schwarzer Kleidung verhüllt, vor Besucherinnen und Besuchern der Gedenkstätte NS-Parolen und schossen mit Softguns auf diese (Schmoller 2012, 397–404). Dies sowie die teils abstrusen Reaktionen in der lokalen Bevölkerung darauf – gefordert wurde etwa als Konsequenz ein Ende der Gedenkfeiern – lassen erkennen, dass die institutionalisierte Vermittlungsarbeit in der Gedenkstätte auch auf massive Ablehnung stößt. In einer früheren Arbeit hat der Autor versucht, diesen Vorfall nicht vor dem Hintergrund einer stärker werdenden rechtsextremen Szene zu betrachten, sondern im kollektiven Mikrogedächtnis Ebensees zu verorten. (Schmoller 2012) Die Bildung kollektiver Erinnerung auf lokaler Ebene ist zwar nicht isoliert von anderen Gedächtnisregistern zu betrachten, so wie sie auch nicht als homogenes Gebilde fassbar wird. Auf der Mikroebene finden sich transnationale Gedächtnisformationen genauso repräsentiert wie spezifisch österreichische und divergierende lokale Formationen.

Lebensgeschichtliche Interviews mit Wladyslaw Zuk, die der Autor im Juni 2008 für den Zeitzeugen-Film „Wege nach Ebensee“ führte, bilden die Basis für die folgende an literaturwissenschaftlichen Methoden orientierte Analyse der Erzählung.⁵ Die subjekttheoretische Prämisse, dass ein „individuelles Subjekt nur im Kommunikationszusammenhang zu verstehen ist“, darf hierfür als selbstverständlich angenommen werden. (Zima 2007, 11.) Das Ich als Subjekt konstituiert sich im Erzählen, indem es anderen individuellen, kollektiven oder abstrakten Subjekten bzw. kollektiven Gedächtnissen antwortet; in konfrontativer oder auch in konsenssuchender Weise, je nach der politischen, ideologischen oder abstrakten Agenda, die den Erzähler antreibt. In diesem Prozess des Erzählens entsteht als Resultat die Identität des Ichs in seiner Bezogenheit auf eine Reihe sozialer Rahmen und deren sprachlichen Aussagesystemen. Das Problem, dass es sich bei der Erzählung Zuks um eine durch

4 Das Leben der lokalen Bevölkerung an ehemaligen KZ-Standorten sowie das Phänomen des massenhaften KZ-Tourismus ist mittlerweile von Filmen und der Wissenschaft aufgegriffen worden (Vgl. exemplarisch KZ-Gedenkstätte Flossenbürg 2011).

5 Wenn nicht anders vermerkt, beziehen sich die angeführten Interview-Timecodes auf die Filmfassung (Schmoller/Bruckschlögl 2009) und nicht auf die Rohfassungen, die im Archiv des Zeitgeschichte Museums Ebensee vorhanden sind (Sig. Med IV/32).

die langjährige Tätigkeit als Zeitzeuge eingeschliffene Form der Erzählung handelt, stellte sich letztlich nicht als erschwerend für die Analyse dar.

2. „43 Jahre“ – Legitimierung des Erzählens im lokalen Kontext

Wladyslaw Zuk begann Ende der 1980er Jahre mit seiner Tätigkeit als Zeitzeuge. Eine zunehmende Bedeutung erhielt im Laufe der Jahre der Einstieg in die Ich-Erzählung. Er diente gruppendynamisch dazu, zu den Jugendlichen unmittelbar eine Beziehung aufzubauen, indem sie konkret als Zuhörende angesprochen werden und diese Zuhörer-Rolle mit Wertschätzung aufgeladen wird. Diese Wertschätzung argumentierte Zuk mit dem Faktum, dass lange niemand da war, der ihm zugehört hätte:

Ich danke Ihnen, dass Sie gekommen sind, um mir zu zuhören. Ich freue mich, dass ich Ihnen erzählen kann, was damals passiert ist. Vielleicht fragen Sie sich: Warum freut er sich? Ich freue mich, weil 43 Jahre nicht darüber geredet wurde. 43 Jahre durfte kein Wort über das Lager gesagt werden. Der beste Beweis: Das Lager ist schnell vernichtet und verbaut worden, damit wir nicht mehr darüber reden. 43 Jahre. Nach 43 Jahren hat sich etwas geändert.⁶

Das Erzählen-und-Zuhören ist die eigentliche Botschaft des Zeitzeugengesprächs. Durch diese Rahmung verdeutlicht der Zeitzeuge auf für Jugendliche sympathische Weise, dass das Gespräch kein Geschichtsunterricht und keine moralische Lehrstunde darstellt. Der Zweck ist mit dem Mittel identisch. Erzählen und Zuhören genügen. Das Gespräch soll darauf hinauslaufen, genau das zu beweisen. Auffällig ist die Betonung der Zeitspanne „43 Jahre“. 1988 gründete sich ein zivilgesellschaftlich organisierter Verein, der politisch parteienübergreifend agierte, dessen Repräsentanten jedoch mehrheitlich in der Sozialdemokratie beheimatet waren. Der Verein, aus dem 2001 das Zeitgeschichte Museum Ebensee hervorgehen sollte, ging auf Zuk zu, befragte ihn wiederholt zu seiner Lebensgeschichte und animierte ihn schließlich, sich dafür zur Verfügung zu stellen, vor Schulklassen, die die Gedenkstätte besuchen wollten, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Bereits 1985 veranstaltete die Gemeinde Ebensee unter dem neu gewählten Bürgermeister Rudolf Graf anlässlich des 40. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers erstmals eine Gedenkfeier, zu der Zuk eingeladen wurde, öffentlich über das Lager zu sprechen (Ischler Wochenblatt, 9.5.1985). 1987 wurde die Städtepartnerschaft mit Prato geschlossen. Diese drei lokalen Ereignisse sieht Zuk in seiner Erzählung als Teil einer Zäsur, die die Zeit des Schweigens beendete. Nationale und internationale Faktoren finden keine Erwähnung. Die Wendung „43 Jahre“ ist dahingehend zu deuten, dass für Zuk die Vereinsgründung 1988 persönlich die größte Bedeutung hatte. Gleichzeitig tritt er damit gewissermaßen als Buchführer auf, der darüber aufklärt, dass das Redeverbot von ihm gemessen und protokolliert worden ist. Daraus bezieht letztlich seine Erzählung – und weiter gedacht die Geschichtsarbeit in Ebensee – seine Legitimationskraft.

Die Zeit davor bleibt weitestgehend ein weißer Fleck. Es war die Zeit des Vergessens. Zu den wenigen Aussagen darüber gehört jene über seine Söhne, die in der Schule ausgelacht wurden, als sie mit Stolz erzählten, dass ihr Vater im KZ war – ein

6 Das Zitat stammt aus einer persönlichen Transkription des Autors von einem Zeitzeugengespräch mit Schülerinnen und Schülern im Zeitgeschichte Museum Ebensee (25.4.2008).

Indiz für die negative Konnotation des Begriffs „KZler“ in der Bevölkerung. Kurz nach der Befreiung des Lagers ging der sozialdemokratische Bürgermeister Max Zieger als Fremdenverkehrsreferent noch davon aus, dass neben der Seilschwebbahn auch das ehemalige KZ-Lager „sicher Anlass zu einem späteren Besuch des Ortes geben“ würde, was darauf schließen lässt, dass die Bedeutung einer KZ-Gedenkstätte als politische Identifikationsfläche erkannt und – wenn auch aus einem touristischen Motiv – begrüßt wurde. Jedoch wurden in weiterer Folge von Seiten der Gemeinde Ebensee keine Anstrengungen unternommen, das KZ-Lager als Gedenkstätte zu erhalten (Quatember 2005, 200). Im Gegenteil, es manifestierten sich bald Bestrebungen, das Lager vollständig abzutragen, das freiwerdende Areal zu parzellieren und für den Grundstücksverkauf freizugeben, mit dem Ziel auf diesem Weg die kostengünstige Errichtung von Eigenheimen zu ermöglichen. Was in der Erzählung Zuks als einfacher lokaler Verdrängungsvorgang aussieht, war in der Realität komplexer. Aus den damaligen Gemeinderatsprotokollen lässt sich schließen, dass dieses heute pietätlos wirkende Vorgehen mit der Nachnutzung des Lagers durch die Alliierten mitverursacht wurde. Nachdem die US-Militärverwaltung im Lager 1945 deutsche und österreichische Kriegsgefangene interniert hatte, nutzte sie das Areal als DP-Camp. Die dadurch bedingte massive Präsenz von Fremden in Ebensee war den Gemeindeverantwortlichen ein Dorn im Auge. Ein Gemeinderatsmitglied resümiert die daraus resultierende politische Strategie:

Wir müssen unbedingt trachten, das Lager von unserem Ort wegzubringen, da wir sonst von all dem Elend nicht befreit werden. Ganz dasselbe ist es auch beim Ernährungswesen, denn solange wir die vielen Fremden hier haben, werden immer die Lager an erster Stelle versorgt werden (zit. n. Quatember 2005, 200).

1949 konnte die Gemeinde zur Tat schreiten und mit dem Siedlungsbau am ehemaligen KZ-Gelände beginnen. Inzwischen war an einer Stelle auf dem Areal jedoch ein großes Denkmal entstanden. Bezeichnender Weise resultierte es aus privater und nicht aus staatlicher Initiative. Die Italienerin Hilda Lepetit ließ über einem Massengrab, in dem sich neben rund tausend Toten auch die Überreste ihres Ehemannes befinden, aus eigenen finanziellen Mitteln eine große Grabplatte und ein ca. fünf Meter hohes Kreuz aus Stein errichten. (Schmoller 2006, 16) Wie Frau Lepetit begannen bereits kurz nach dem Zweiten Weltkrieg Angehörige von Opfern und organisierte Überlebendenverbände damit, zum Befreiungstag oder an Allerheiligen an die Stätten zurückzukehren, um der Toten zu gedenken. 1952 errichtete die Republik Österreich rund um das Lepetit-Denkmal einen zentralen KZ-Opferfriedhof sowie einen Denkmalbereich, der bis heute als Standort für Gedenkfeierlichkeiten dient, sich flächenmäßig aber nur auf einen Bruchteil des Lagergeländes erstreckt und in seiner Gestaltung mehr an einen Park als an einen Friedhof erinnert. Neben dem Torbogen des Lagereingangs, gegen dessen geplante Abtragung der regionale KZ-Verband noch rechtzeitig protestieren konnte, gibt es baulich betrachtet nur die versteckt gelegenen Stollenanlagen, die fortan an die Existenz des Konzentrationslagers Ebensee erinnern. Das Lagerareal wurde bald von rund einhundert Einfamilienhäusern und den dazugehörigen sorgsam gepflegten Gartenanlagen geziert. Das Gesamtbild deckte sich so wenige Jahre nach den Ereignissen mit dem „vor dem Hintergrund von Kal-

tem Krieg, Westintegration und antikommunistischer Grundstimmung“ einsetzenden staatlichen Gedächtnisschwund (Perz 2002, 153). Als Erinnerungsorte taugten ehemalige KZ-Lager im Rahmen einer offiziellen österreichischen Geschichtspolitik nach außen noch bis zum Staatsvertrag 1955. Schon in den Jahren vor dem Staatsvertrag begann sich das einzustellen, was man als unmittelbares Nebeneinander von Vergessen und Gedenken bezeichnen kann. Aus der Perspektive der Bewohnerinnen und Bewohner von Ebensee betrachtet, drangen zu bestimmten Anlässen invasionsartig ausländische Busse in ihr Territorium und ihren Alltag ein. Die Besucherinnen und Besucher mussten sich an den neu errichteten Häusern vorbei ihren Weg vom KZ-Friedhof zu den unterirdischen Stollen bahnen. Es verwundert nicht, dass die Überlebendenverbände die Bewohner der Siedlung mit Blicken bedachten, die unausgesprochen den Vorwurf enthielten, hier – an einem für sie sakralen Ort – ihr Eigenheim errichtet zu haben. Und umgekehrt: Das invasionsähnliche und gleichermaßen plötzliche Kommen und Gehen der Gedenkstättenbesucher ermöglichte den Menschen in der Siedlung nicht, etwas über die Geschichte und das Erinnerungsbedürfnis der ausländischen Gruppen zu erfahren. Dass diese diffizile Konstellation gerade den KZ-Überlebenden bewusst war, verdeutlicht vor allem die Initiative von zwei ehemaligen Häftlingen italienischen Nationalität, die nach eigenen Angaben bereits in den 1950er und 1960er Jahren versuchten, einen Modus des Austausches zu finden, indem sie eine Städtepartnerschaft zwischen Ebensee und ihrer Stadt Prato vorschlugen. Das Angebot erwiderte Ebensee erst Jahrzehnte später. Wladyslaw Zuk äußert sich über Gedenkveranstaltungen der KZ-Verbände während dieser Phase kaum. Nur auf Nachfrage gab er die Auskunft, dass er an Veranstaltungen der polnischen Verbände manchmal teilnahm, aber grundsätzlich das ehemalige Lagerareal, die nunmehrige Wohnsiedlung mit der Gedenkstätte an dessen südlichem Ende, mied.

3. Die Kompatibilität des Narrativs

Bevor einzelne Erzähleinheiten näher untersucht werden, sollen in groben Linien die Strukturen der Erzählung aufgezeigt werden. Die Erzählung selbst enthält Elemente einer geschlossenen Dramaturgie, wie die folgende inhaltliche Zusammenfassung nahelegt: Die Zukunftspläne eines in bescheidenen, aber glücklichen Verhältnissen aufgewachsenen jungen Polen werden jäh vom Ausbruch des Zweiten Weltkrieges unterbrochen. Die jugendlich-leichtsinnige Beteiligung im Alter von 21 Jahren am polnischen Widerstand führt unvermeidbar zur Verhaftung durch die Gestapo im April 1940 (Quatember/Felber 2005, 151). Die endlosen Verhöre, Strafen und Haftbedingungen im Pawiak-Gefängnis bedingen eine neue Lebensphilosophie. Jeder Tag konnte der letzte sein. Mit jedem Haft- und Lagerort ist der Betroffene einem anderen Regelwerk und somit einem neuen Leben ausgesetzt, auf das es sich einzustellen gilt. Und mit jedem Lager werden die Lebensbedingungen schlimmer.⁷ Ebensee ist der Höhepunkt des Grauens. Am Ende warten alle Häftlinge nur noch auf den Tod, doch der Erzähler möchte überleben. Mit der Aufnahme in eine Familie nach der Befreiung beginnt wieder ein neues Leben. Sämtliche Zukunftspläne können in Ebensee reali-

⁷ Die Eckdaten: Im November 1943 wurde Zuk in das Konzentrationslager Auschwitz I überstellt, nach einem weiteren Überstellungstransport wurde er am 11.2.1944 in das Konzentrationslager Mauthausen aufgenommen (Häftlingsnummer: 52099) und nach einwöchiger Quarantäne nach Ebensee deportiert, wo er bis zur Befreiung im Stollenbau eingesetzt war. Vgl. Quatember/Felber 2005, 151.

siert bzw. nachgeholt werden. Das Schweigen wird jedoch zur Last, da die Verdrängung die Bearbeitung der Traumata nicht zulässt. Die Tätigkeit als Zeitzeuge bringt 43 Jahre später Erlösung.

Als narrative Grundstruktur, auf der die Erzählung der Lagerzeit fußt, lässt sich der Gegensatz von Ich-Subjekt und unübersichtlicher Außenwelt erkennen. Obwohl das Wir häufig das Ich in der Erzählung ersetzt, bleibt das Kollektiv der Häftlinge relativ abstrakt und selten positiv konnotiert. So spielt das polnische Häftlingskollektiv weniger als Solidaritätsgemeinschaft denn pragmatisch als Sprachgemeinschaft eine gewisse Rolle. Zuk war des Deutschen damals nicht mächtig und folglich in vielen Situationen auf deutschsprechende Kameraden als Übersetzer angewiesen. Die Zugehörigkeit zu Polen gewinnt erst im Erzählabschnitt über die Zeit nach 1945 an Bedeutung, indem Polen als Erinnerungsgemeinschaft und größte nationale Opfergruppe im Lager Ebensee dargestellt wird. Der Häftlingskamerad ist eine fragile Größe, da sich der Mensch im Lager als äußerst korrumpierbar erweist.

*Jeder verschuftet den anderen für ein Stück Brot, auch die eigenen Landsleute.
(Interview 2008, 00:33:50–00:34:00)*

Zuk spitzt die Kritik am Konzept der Kameradschaft gar noch zu, indem er es nicht einmal innerhalb des Familienverbandes für realisierbar hält.

*Es hat keine Kameradschaft gegeben. Ich denke immer nach. Angenommen mein Bruder wäre im Lager und ich hätte ein bisschen mehr [zu essen, Anm. d. A.] wie er, dann gäbe ich meinem Bruder nichts, weil ich möchte überleben.
(Interview 2008, 00:19:20–00:19:32)*

Das Individuum Mensch ist auf sich selbst gestellt, kann auf keine Konzepte wie Solidarität oder Humanität vertrauen. Es bleibt einzig die Flucht zu Gott im stillen Gebet. Charakteristisch für dieses Narrativ ist die Absenz jedweder politischer und nationalistischer Sprechweisen, was dazu führt, dass eine *leçon politique* (z. B. antinazistische Überzeugung) nicht fassbar wird und auch ein *usage patriotique* des Zeugnisses verunmöglicht wird (Wieviorka 1995, 320 f.). Das Ich wird konstant als *Survivor* ohne jegliche Märtyrerattribute stilisiert. Das Opferdasein steht nicht unter dem Zeichen eines Ideals, auch nicht eines humanistischen. Das Subjekt folgt nicht der Logik einer „Selbstbewahrung“ im Sinne eines ideellen Widerstands des Subjekts gegen die Entsubjektivierung des Lagers, sondern der der bloßen „Selbsterhaltung“ (Kuon 2006, 151 f.). Dies drückt sich in einfachen Sätzen aus, die auch von anderen Zeitzeugen in ähnlicher Form bekannt sind:

Du hast an überhaupt gar nichts gedacht. Du bist eine Nummer gewesen. Du vergisst, wie Du heißt, vergisst deine Eltern, deine Familie, alles. Du konzentrierst Dich nur auf dich selber. (Interview 2008, 00:33:22–00:33:32)

Zu retten gab es nichts als das nackte Leben. Die Erzählung Zuks vom Überleben ließe sich am kürzesten wohl als Körper-Erzählung zusammenfassen, eine Geschichte körperlicher Wandlung, körperlicher Konditionierung, Verbrechen an einem Körper, körperlicher Auflösung. Auch die posttraumatischen Angstzustände und deren Bewäl-

tigung werden als körperliche Reaktionen ausgedrückt. Der *Survivor*, der durch das Überlebt-Haben aller Gewalt gekennzeichnet ist, wird erst durch die innere Bewältigung bzw. positive Wendung dieser Erfahrung als Teil einer nach Kohärenz strebenden narrativen Identität im Erzählprozess zum *Hero*, weil er aus dem Trauma des Konzentrationslagers und dem Trauma des Schweigens als befreiter Mensch hervorgeht.

Ein weiteres markantes Element der Narration ist die Torpedierung des gängigen Opfer-Täter-Zuschauer-Helfer-Schemas. Die KZ-Häftlinge sind Opfer, aber zugleich – nach der Befreiung – auch Täter (vgl. dazu weiter unten). Als Verursacher des Häftlingsleids werden ausschließlich Kapos, also Funktionshäftlinge, genannt. Die SS befindet sich weitestgehend in einer entrückten Zuschauerrolle, wohingegen die lokale Bevölkerung nicht so sehr in der Zuschauer-, als vielmehr in der Helfer- und Opferrolle erscheint. Der Helfer-Status der amerikanischen Truppen ist wiederum ambivalent, da ihre erste Hilfsmaßnahme darin besteht, Schokolade zu verteilen, die einige ausgehungerte Häftlinge das Leben kostet. Wenig später überhäufen sie die Häftlinge mit Care-Paketen, was zu Lasten der unterversorgten Zivilbevölkerung geht. Die Fronten sind also in Summe sehr unübersichtlich. Insgesamt ist das *Survivor*-Narrativ einerseits mit der tiefen, aber zugleich kaum thematisierten Religiosität des Zeitzeugen gut kombinierbar, andererseits erklärt sie die Faszinationskraft, die diese Erzählung auf die Jugendlichen ausübt, repräsentierte sie doch die seit den 1980er/1990er Jahren zusehends „viktinologisch“ ausgerichtete Erinnerungskultur⁴ transnationalen Formats (Uhl 2004, 141). Im Mittelpunkt steht die Empathie mit dem Opfer, die im konkreten Fall durch ein gewisses Pathos, das man verkürzt als polnische Eigenheit einordnen möchte, zusätzlich verstärkt wird. Diese Ich-Narration war nicht nur kompatibel mit dem in Österreich sich herausbildenden Opfermythos – die Schuldfrage stellt sich hier nicht –, sondern gleichzeitig auch als Erinnerungsangebot an die lokale *Community* geeignet, wie sich im Folgenden anhand einzelner Erzählinhalte aufzeigen lässt.

4. Die erinnerte Allianz zwischen Häftlingen und Zivilbevölkerung

Die ersten Sätze über Ebensee sind jene über die Verlegung von Mauthausen nach Ebensee am 18. Februar 1944 in einem Transport von 400 Häftlingen. Das Konzentrationslager Ebensee war erst drei Monate zuvor, am 18. November 1943, als Außenstelle des Hauptlagers Mauthausen errichtet worden. (Freund 1991, 121) Die Einleitung zur Ebensee-Erzählung führt einen neuen Akteur ein, stellt erste Bezüge zur Gegend her und enthält eine erste Pointe:

Fahren wir nach Ebensee. Am Bahnhof; werden die Leichen herausgeschmissen. Und das erste Mal seit so vielen Jahren sehe ich Zivilbevölkerung. Die haben zugeschaut. Die Soldaten haben sie verdrängt, dass sie nicht zuschauen. Wir müssen die Toten mitnehmen, in das Lager bringen. Wo ist das Lager? Aber ich habe was anderes gesehen. Ich habe in meinem Leben nie einen riesigen Berg vor mir gesehen; in der Natur. Und hier sehe ich sie rundherum. So wie ich haben andere Polen gesagt: „Von hier kommen wir lebendig nicht mehr heraus.“ (00:22:34–00:23:09)

Die Erwähnung der hohen Berge besitzt ein breites Wirkungspotenzial. Zum einen deckt sich die Impression des Bedrohlichen mit jener vieler Zuhörer, die nicht aus der Region stammen, sondern für den Gedenkstättenbesuch und das Zeitzeugengespräch von auswärts in das „enge Ebensee“ gekommen sind. Zum anderen referiert der Erzähler damit auch auf einen Naturdiskurs der Bevölkerung, die in den Bergen vor allem heimatliche Geborgenheit oder ein Symbol von Freiheitsdrang erblicken wollten. Das 8.000 Einwohner zählende Ebensee ist durch die historische Entwicklung des sogenannten Salzkammerguts und somit als Industriestandort der Salzherstellung wie auch durch die geografische Besonderheit der umliegenden Bergwelt geprägt (Kurz 2002, 41-51). So waren Ebensee und andere Teile des Salzkammerguts bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nur über den Seeweg und über die Berge erreichbar. Eingeschlossen in eine idyllische Berg- und Seenlandschaft, war die zusehends stärker werdende Hinwendung zur Natur nicht nur eine Reaktion auf den im 19. Jahrhundert aufkommenden „Sommerfrische“-Tourismus, sondern auch durch die abnehmende Identifikation mit der sich industrialisierenden Salzproduktion bedingt (Hellmuth 2001, 247-254). Diese Kombination aus topografischer Abgeschlossenheit und wirtschaftshistorischem Sonderweg war im Übrigen kulturgeschichtlich bedeutsam bei der Ausbildung einer speziellen Volks- und Brauchtumskultur einerseits und einem Beharrungs- und Widerstandspotenzial der Salzkammergut-Bevölkerung andererseits, auf das weiter unten noch Bezug genommen wird. In die Zeit der Gegen-Reformation zurückreichend, wurde diese Tradition des Aufbegehrens gegen die Obrigkeit – das katholische Haus Habsburg – durch das Überdauern des bereits weitverbreiteten Protestantismus als illegal praktizierter Religionsform bis zum Toleranzpatent Josef II 1781 vertieft und seither identitätspolitisch gepflegt⁸ (Schacht 2008, 51-54).

Mit der Einleitungspassage knüpft Zuk also gewissermaßen auf doppelte Weise Bekanntschaft mit Ebensee: inhaltlich mit seiner Bevölkerung, die die Augen vor dem Leid der KZ-Häftlinge nicht verschlossen halten sollte, und atmosphärisch mit einem Verweis auf seine Identität als besonderem, geografisch abgeschlossenen Naturraum. Die Originalität des letzten Satzes des Zitats besteht darin, dass er zugleich falsch und wahr ist. Falsch, als zumindest Zuk das Lager doch überlebt hat, wahr insofern, als er auch nach 1945 diesen Ort nicht verlassen sollte. Durch das Vorwissen des Zuhörers erhält diese Aussage aber auch eine zweifache Funktion. Sie dient als Spannungsverstärker, insofern sie die Erwartung weckt, dass das Geschehen an diesem Ort besonders schlimm sein würde, und sie fungiert als prophetische Weissagung, da die Zuhörer bereits wissen, dass der Zeitzeuge tatsächlich Ebensee nicht mehr verlassen würde.

Der brisante Kern des Erzählausschnitts liegt jedoch darin, wie die Zivilbevölkerung, die im Folgenden eine wesentliche Rolle spielt, in die Erzählung eingeführt wird. Es wird zunächst festgestellt, dass die Ebenseer von den KZ-Häftlingen Notiz nahmen. Das richtet sich von vornherein gegen das vielfach geäußerte Nicht-Wissen der lokalen Bevölkerung an Standorten von NS-Konzentrationslagern. Und: Das Zuschauen allein ist bereits ein Akt, der das Einschreiten von Soldaten zur Folge hat, die die Zivilbevölkerung verdrängen bzw. einschüchtern. Damit wird von Beginn an eine

8 Einige Orte des Salzkammergutes wie z.B. Hallstatt, Bad Goisern und Gosau sind heute noch mehrheitlich protestantisch, wohingegen der gesamtösterreichische Anteil der evangelischen Bevölkerung gegenwärtig bei rund 3 % liegt.

kategorische Differenz zwischen dem NS-Regime und der Zivilbevölkerung eingeführt. Folglich ist damit angedeutet, dass auch die Ebenseer Opfer sind und keine Verantwortung für das Konzentrationslager tragen. Diese Unterteilung rekurriert auf einen wunden Punkt im lokalen Gedächtnis. Beispielfhaft lässt sich dies an der Reaktion auf eine offensichtlich missverstandene Rezension der ersten umfassenden wissenschaftlichen Arbeit zum Konzentrationslager Ebensee von Florian Freund 1989 in der Salzammergut Zeitung ablesen (28.12.1989). Der Rezensent wollte darauf hinweisen, dass die strukturellen Verbindungen zwischen KZ und lokaler Wirtschaft und Industrie gegen den Schluss sprechen, der Ort hätte von den KZ-Verbrechen nichts gewusst. Der Ebenseer Bürgermeister Herwart Loidl sah sich aufgrund zahlreicher Reaktionen aus der Bevölkerung auf die Buchbesprechung zu einem Leserbrief veranlasst, in dem er den – faktisch nicht erhobenen – Vorwurf zurückwies, dass sich die gesamte damalige Bevölkerung vor der Verantwortung gedrückt hätte, und betont, dass „eine unmittelbare Einflussnahme der Bevölkerung absolut unmöglich war“. (Salzammergut Zeitung 4.1.1990) Die vehemente Kritik des Bürgermeisters am Rezensenten ist in erster Linie als Beleg für die hohe Sensibilität der Bevölkerung in dieser Frage zu werten. Die Erzählung Zuks über die Ankunft in Ebensee schreibt sich trotz ihrer Reduktion auf wenige Einzelheiten sehr unzweideutig in den Diskurs über Mitwissen und Mitverantwortung der Ebenseer Bevölkerung ein und lässt Missverständnisse wie die geschilderten gar nicht erst zu. Eine wichtige Angriffsfläche für Kritik aus der lokalen Perspektive ist damit von vorneherein aus dem Spiel genommen.

Dabei bleibt es nicht. Wenig später greift der Zeitzeuge die Frage wieder auf. Die Erzählung über das anfängliche Lagerleben und die chaotischen Versorgungsverhältnisse werden mit der mutigen Hilfe von Frauen bzw. deren Kinder verknüpft.

Im ganzen Ort Ebensee wird gearbeitet. Wir gehen von oben [vom Lager, Anm. d. A.] hinunter – und da beginnt es jetzt – auf der linken Seite und der rechten Seite stehen Frauen; Und mit Äpfel, mit Brot, mit Kartoffeln im Hafen [österreichisch für Topf, Anm. d. A.] gekocht – das weiß ich genau – und versuchen dort und da, jemand etwas zuzustecken. Jetzt habe ich gedacht – nicht nur ich – aha, wir kriegen Unterstützung von der Zivilbevölkerung, weil im Lager funktioniert noch nicht alles. Der Lagerkommandant hat erfahren, was da los ist, hat bekannt gegeben im ganzen Ort Ebensee: Es soll niemand probieren, den Häftlingen, wenn die zur Arbeit gehen, etwas zu geben, weil das sind lauter kriminelle Verbrecher. Wer erwischt wird, wird im Lager eingesperrt. Trotzdem, die haben weitergemacht. Und später, haben wir eigentlich Frauen nicht gesehen, aber kleine Kinder, sind hinaufgelaufen und haben etwas hineingesteckt. Bei einem Kind, kann ich mir vorstellen, kann man nichts machen. (00:24:25–00:25:28)

Die Anweisung des Lagerkommandanten ist keine persönliche Erinnerung, sondern eine sekundäre Erinnerung, die aus Erzählungen im Ort Ebensee stammen muss. Die Einzelheiten der versteckten Hilfeleistung durch Nahrungsmittel sind in mehreren Varianten auch im kollektiven Gedächtnis des Ortes abrufbar (Quatember 2003). Aus Häftlingserzählungen sind sie hingegen relativ unbekannt. Bei Zuk ist diese Erinnerung verbunden mit der Erfahrung einer noch nicht funktionierenden Lagerverwal-

tung. Zentral ist jedoch die Betonung des mutigen Handelns der Frauen und Kinder. Der Vorwurf, der 1989 im Leserbrief des Bürgermeisters abgewehrt werden sollte, stellt sich als Möglichkeit gar nicht erst ein. Der Zivilbevölkerung wird im Gegenteil der Status von Augenzeugen gewährt, die Empathie mit den Opfern beweist und somit eine Art unausgesprochene Allianz mit den Häftlingen eingeht. Die Behandlung der Häftlinge durch die Zivilbevölkerung setzt Zuk im späteren Verlauf der Erzählung zu den Ereignissen rund um die Befreiung in Beziehung. Diese gedankliche Verknüpfung im Sinne eines Kontextes, der später in der Erzählung wichtig werden wird, ist oben durch den Einschub „und da beginnt es jetzt“ vom Zeitzeugen bewusst angelegt und wird etwa zehn Minuten später wieder aufgenommen:

Und jetzt kommt das, was ich heute anders verstehe als damals. [...] Nach der Befreiung gehen wir wieder hinunter. Es stehen die Häuser da, aber die Frauen und Kinder, niemand da. Die Leute laufen weg, weil manche Häftlinge, die Kräfftigen, die Russen und Polen, in die Häuser mit Gewalt eingedrungen sind und etwas zu essen und Kleidung gesucht haben. (00:32:55–00:33:37)

Zuk leitet diese Sequenz also mit dem Vermerk ein, dass ein Wandel in der Bewertung des erzählten Ereignisses stattgefunden hat. Wie bei anderen Beispielen, wo er betont, heute die Dinge anders zu sehen, verbirgt sich hierin ein Perspektivenwechsel, der darin besteht, nunmehr aus der Warte der Zivilbevölkerung heraus das Ereignis zu deuten. In diesem Fall werden die Häftlinge zu „Einbrechern“ und „Dieben“. Belastet wird dabei nicht eine spezielle Häftlingskategorie wie z.B. die sogenannten „Berufsverbrecher“, sondern konkret zwei Nationalitäten: Russen, der nationale Erzfeind der Polen, und die eigene Nation selbst. Zuk distanziert sich hier von jenem Häftlingskollektiv, dem er sich in anderen Kontexten zugehörig fühlt. Andererseits repliziert er hier auch das Denken in nationalen Kategorien, das sowohl in der Zivilbevölkerung als auch in der Häftlingsgesellschaft dominant war. Der Umstand, dass sich die Häftlinge nach der Befreiung „kriminell“ gegenüber der Zivilbevölkerung verhielten, war aus der Sicht Zuks auch ein Motiv für jene Ebenseer Familie Obermayr, in die er am 8. Mai 1945 aufgenommen werden sollte. Häuser, in denen KZ-Häftlinge einquartiert waren, wurden angeblich nicht geplündert. Die Betonung der Einbrüche, die über mehrere Jahre ein Problem im Ort blieben, geht zu Lasten der eigentlichen Befreiung des Lagers, die innerhalb der Erzählung nicht die Charakteristik einer Zäsur erhält. Die Existenz als KZ-Häftling findet folglich vorerst keinen Abschluss, was sich erzählerisch darin äußert, dass die Erzählung von der Befreiung abrupt übergeht in das Hinunterströmen der Häftlinge von der Anhöhe des Lagers in den Ort, die Erzählperspektive wechselt von der Ich-Perspektive des Häftlings in die Perspektive der Ebenseer Bevölkerung. Dass ein Teil des Ortes tatsächlich durch befreite KZ-Häftlinge in Angst und Schrecken versetzt wurde, geht auch aus lokalen schriftlichen Quellen hervor. Ein Stimmungsbild, nicht die tatsächlichen Ereignisse, ergeben die Chroniken der Pfarre und der Gendarmerie Ebensee. So skizziert Ortspfarrer Franz Frühmann die Lage im Ort in drastischer Weise:

Nicht alle KZler waren politische Häftlinge. Es waren auch Schwerverbrecher darunter und während die Anständigen so rasch als möglich ihrem Heim zustrebten, blieben diese in Ebensee und begannen Haus für Haus zu plündern.

An Waffen mangelte es ihnen nicht, weil die fliehende SS ihre Masch. Pistolen in der Eile liegen gelassen [hatte, Anm. d. A.]. So gab es jeden Tag wieder andere Schreckensnachrichten von Diebstählen und Plünderungen, besonders in Roith u. Plankau. Es wurden nicht bloß Schafe und Kälber, sondern auch Rinder weggeschleppt. Viele Wochen hindurch getrauten sich die Leute weder zu schlafen noch aus zu gehen. Man installierte überall elektrische Lichtanlagen, um die Häuser des Nachts grell zu beleuchten, und versorgte sich mit Almglocken, um bei einem Überfall Alarm zu geben und Nachbarn herbei zu rufen, sodaß es doch häufig gelang, die Räuber abzuschrecken. Nachdem ein Amerikaner von einem KZler erschossen wurde, wurde doch endlich eine bewaffnete Heimkehrerpatrouille [sic] aufgestellt, die so manchen Räuber niederstreckte (die Leichname wurden einfach in die Traun geworfen) und so dem Unwesen langsam Einhalt bot. (zitiert nach Engl 2006,84)

Die Gendarmerie sah erst Anfang des Jahres 1946 „Ordnung, Ruhe und Sicherheit wieder soweit hergestellt, dass die Bevölkerung in Ruhe leben konnte“ (zitiert nach Engl 2006, 85). Die Vorfälle wurden wohl nur in den seltensten Fällen so differenziert beurteilt, wie von dem aus Ebensee stammenden Prälaten und Kirchenhistoriker Dr. Franz Loidl, den „die vorgekommenen Entwendungen, Beschlagnahmen und Schwindeleien“ angesichts „der Masse und Not der Häftlinge“ nicht verwunderten (Loidl 1946,19). Zuk's Erzählung des Vorfalles weist auf den prominenten Platz dieses Ereignisses im Mikrogedächtnis Ebensees hin. Er rechtfertigt interessanter Weise nicht das Handeln der Häftlinge, sondern nur sich selbst, indem er sich davon distanziert und von geschehenem Unrecht spricht. In der Erzählung fällt somit der Moment der Befreiung nahezu damit zusammen, dass aus KZ-Opfern Täter werden und die Zivilbevölkerung zum Opfer wird, mit der sich Zuk identifiziert.

Diese Gewichtung der Darstellung der Lagerbefreiung steht zudem in einem beträchtlichen Spannungsverhältnis zum medial vermittelten Bild der Befreiung des Lagers Ebensee. Im offiziell geprägten Bild-Gedächtnis dominierten unmittelbar nach 1945 und bis heute die Aufnahmen von bis auf die Knochen abgemagerten Häftlingen und Leichenberge. Die bewegten und unbewegten Bilder der amerikanischen Befreier formierten jene Schreckens-Ikonografie mit, die den Bildhaushalt des kulturellen Gedächtnisses der Konzentrationslager bis heute prägt (Wieviorka 1995, 81). In einer Reihe zeitgenössischer Berichte der Bevölkerung bzw. der lokalen Medien kommt das Entsetzen über das Elend der Häftlinge gleichfalls zum Ausdruck. (vgl. etwa Loidl 1946) Schockpädagogische Maßnahmen wandten die amerikanischen Truppen auch in Ebensee an, indem sie honorige NSDAP-Mitglieder des Ortes als Sühnemaßnahmen die Leichen auf Karren aufladen ließen, die dann durch den ganzen Ort gezogen wurden, bevor die sterblichen Überreste auf einem beschlagnahmten Grundstück außerhalb des Ortes bestattet wurden (Quatember 2005, 199).

Es bleibt festzuhalten, dass das am Schauplatz Ebensee entstehende Narrativ zur Geschichte des Konzentrationslagers von Beginn an nicht nur die Leichenberge und Muselmänner enthielt, sondern auch die Bedrohung der Zivilbevölkerung durch KZ-Häftlinge, die sich – so die Wahrnehmung – wie Verbrecher verhielten und so die NS-Propaganda bestätigten. Wenn in den Jahrzehnten nach 1945 das innere oder ideologische Bedürfnis nach Verdrängen bzw. Umdeuten der NS-Vergangenheit nach einer inhaltlichen Struktur suchte, dann wurde es innerhalb des lokalen sozialen Gedächtnis-

nisses – und somit an einer als authentisch qualifizierten Quelle – fündig. Für im Ort bleibende Häftlinge wie Wladyslaw Zuk musste dies bedeuten, dass jegliches kolportierte oder tatsächliche Fehlverhalten, das in die Öffentlichkeit drang, Nahrung dafür bot, (auch) ihn als „KZ-Verbrecher“ zu deklarieren und insgesamt für unglaublich zu erachten.

Betrachtet man weiter die Erzählung der Befreiung bei Wladyslaw Zuk, so fällt auf, dass sie zwar ganz ähnliche Einzelheiten enthält wie viele andere Erinnerungen von Überlebenden, diese jedoch anders bewertet bzw. akzentuiert werden. Die US-amerikanischen Befreier erscheinen bei Zuk nicht als die Lebensretter der KZ-Häftlinge; auch nicht das illegale Lagerkomitee, das wesentlich dazu beitrug, dass am 5. Mai 1945 die kurz darauf fliehende Lager-SS ihren letzten Plan, alle Häftlinge in die Stollen zu locken und durch eine vorbereitete Sprengung der Eingänge zu töten, nicht mehr ausführen konnte (Freund 1991, 408-419). Befreiung meint bei Zuk ein zutiefst körperliches individuelles Erleben. Das Ablegen der Identität als „KZler“ ist nur vordergründig an einen symbolischen Akt, etwa das Überschreiten des offenen Lagertores, gebunden. Am 8. Mai wird Zuk von einem älteren Herrn in ein Haus gebracht, wo er neue Kleider, ein reinigendes Bad sowie ein eigenes Bett mit frischer Decke und Polster erhält und die erste Nacht „wie ein Engel im Himmelbett“ (00:37:55) empfand. Die aufnehmende Familie macht den „KZler“ wieder zu einem Menschen, was auf einer vertikalen Skala der Humanität mit dem Wandel vom Menschen zu einem Engel vergleichbar ist. Immer wieder betont Zuk in der Erzählung den Dank gegenüber der Familie und dem Ort Ebensee; als ob die Familie das wahre Gesicht Ebensees verkörpern würde. Hinter dieser stark akzentuierten Dankbarkeit könnte sich aber auch ein „unbewusstes, entlehntes Schuldgefühl“ verbergen (Hirsch 2006, 94-97), das aus dem im Gedächtnisraum schwellenden Vorwurf stammt, dass sich die in Ebensee bleibenden KZ-Überlebenden nicht korrekt verhalten haben.⁹ Gleichzeitig werden auf diese Weise Repräsentanten Ebensees zu Gewährsleuten für das Zeugnis des Überlebenden stilisiert, nach dem Motto: Wenn ihr mich immer noch nicht für glaubwürdig halten solltet, dann müsst ihr doch den Ebenseern, die mich aufgenommen haben, trauen.

Aus diesen Überlegungen wird schließlich deutlich, dass die Ich-Erzählung einerseits als Überlebenszeugnis, andererseits aber auch als Integrationserzählung zu verstehen ist, in der der Erzähler sein Verhältnis zu Ebensee sowohl während der Lagerzeit als Häftling als auch nach der Befreiung als Bürger abklärt. Die Ich-Identität entsteht durch die erzählerische Rekonstruktion eines Integrationsprozesses, der nicht nur im mühsamen Erwerb der deutschen Sprache sowie der Betonung der Zugehörigkeit zur Arbeiterschaft besteht, sondern auch als Bündnis mit jenem Teil Ebensees beschrieben wird, der nicht die diskriminierende Sicht auf die Häftlinge teilt. Mit der Tätigkeit als Zeitzeuge kommt die Integration schließlich zu einem Abschluss. Wie viele andere Überlebende thematisiert Zuk die therapeutische Wirkung des Erzählens, in der immer wieder aufs Neue der doppelte Wandlungsprozess vom Menschen zum „KZler“ und vom „KZler“ zum Menschen vergegenwärtigt wird:

9 Dann wäre allerdings zu fragen, woraus sich das entlehnte Schuldgefühl als unbewusste Identifikation mit den inkriminierten KZ-Überlebenden bilden konnte: Aus dem Symptom der *survivor guilt*, das nirgendwo explizit greifbar wird, oder einer anderen realen nicht eingestandenen Schuld? Man sieht, dass für diese Analyse auch eine psychologische bzw. sozialpsychologische Perspektive benötigt würde. Vgl. dazu noch einmal Hirsch 2006, 94-97; 275-277.

Zwei Jahre später habe ich gespürt, dass ich befreit bin. Ich habe zu den Jugendlichen gesagt, genauso wie heute, weil das hängt alles zusammen: Sie alle waren für mich die Therapie. Sie haben mich befreit. (00:54:50–00:55:12)

5. Die Beziehung von Ort und Zeitzeuge als Prisma des kollektiven Gedächtnisses

Die Ortung des Mikrogedächtnisses in der Ich-Narration des KZ-Überlebenden Wladyslaw Zuk wirft im Gegenzug die Frage auf, wie der Zeitzeuge auf die Mikroebene des Gedächtnisses zurückgewirkt hat. Der Vorfall während der Gedenkfeier im Jahr 2009 lässt sich nicht auf eine Neonazi-Szene am radikalen rechten Rand reduzieren; er bezog seine unausgesprochenen Prämissen durchaus aus dem Meinungsbild eines von mehreren *Mainstreams* innerhalb Ebensees. Zu dieser Einschätzung kommt man nicht zuletzt durch so manche abstruse Deutung des Ereignisses in der Bevölkerung. So schrieb die Ebenseerin H. I. in einem Leserbrief:

Schluss mit den ewigen Befreiungsfeiern, Schluss mit der dauernden Erinnerung an unfassbare Gräuelt, Schluss mit dem ständigen schlechten Gewissen, Schluss mit der ganzen Hetzerei und Wiedergutmachung – jedem seine eigene Erinnerung! Sperrt die Stollen zu und lasst unsere Kinder frei.¹⁰ (Tips Gmunden, 20.5.2009)

Zuk zeigte sich interessanter Weise selbst in keiner Weise von dem Vorfall und dessen Reaktionen beeindruckt und hätte vorbehaltlos jede Gelegenheit genutzt, mit den jugendlichen Tätern in ein Gespräch zu kommen. Was international als Skandal und Tabubruch empfunden wurde und die örtliche Bevölkerung polarisierte, war für jemanden, der über sechzig Jahr in Ebensee gelebt hatte, keine besondere Aufregung wert.

Die lokale Reaktion – öffentlich wie nicht öffentlich – auf den Vorfall 2009 machte die *longue durée* einer kulturellen Spaltung innerhalb Ebensees sichtbar, mit der Wladyslaw Zuk nach 1945 Bekanntschaft gemacht hatte und die ihm durch sein Leben in Ebensee bestens vertraut war. So zeichnet sich der Ort im Salzkammergut durch eine im nationalen Vergleich auffallend dominante Stellung der politischen Linken aus, in dessen Geschichte das lokalspezifische Widerstandsverhalten, zentral in den bürgerkriegsähnlichen Februarereignissen 1934 manifestiert, betrachtet wird (Quatember 2004, 5-8). In der Zwischenkriegszeit hatte sich im gesamten Salzkammergut die Kluft zwischen dem sozialistisch-kommunistischen, dem konservativ-christlich-sozialen und dem nationalen-großdeutschen Lager markant vertieft (hier und im Folgenden Quatember/Felber/Rolinek 1999, 37-47). Die historisch gewachsene Lagerkultur, die sich durch die meist latente Austragung eines regelrechten „Kulturkampfes“ – vor allem um die Stellung der Religion geführt – auszeichnet, hat sich in der Region stärker konserviert als in anderen Teilen Österreichs und ist auch heute noch beobachtbar. Abfederungsstrategien bietet die Suche nach einer gemeinsamen lokalen Identität. Ein Teil der Volks- und Brauchtumskultur kann als soziale Praxis

¹⁰ Mit „Kinder“ waren wohl die jugendlichen Täter gemeint, die sich zu diesem Zeitpunkt in Untersuchungshaft befanden.

des Zusammenführens konträrer Denkwelten funktionieren, wo lokale Loyalitäten und Zugehörigkeiten über ideologische Grenzen hinweg geschmiedet werden. Dies vielleicht nur temporär bei Festivitäten im Rahmen der Brauchtumskultur, die in anderen Teilbereichen gerade zur Profilierung der Lagergrenzen genutzt werden kann. Selbst die national wie lokal extrem polarisierenden Februarereignisse 1934 deuteten lokale Kräfte unmittelbar nach dem Geschehen von 2009 als Unruhen, die von außen angestachelt wurden, um das friedliebende Volk Ebensees zu verführen (Wenninger/Schmoller 2008, 73 f.).

Die als Erfolgsgeschichte rezipierte Auseinandersetzung des offiziellen und zivilgesellschaftlichen Ebensees mit seiner NS-Ortsgeschichte ist zumindest in ihren Anfängen in den 1980er und 1990er Jahren gleichfalls Teil eines heftigen Konflikts gewesen, der weitestgehend entlang der lagerkulturellen Bruchlinien verlief. Die Ablehnung des Geschichtsprojektes war über Parteigrenzen hinweg auch in der linken Wählerschaft lokalisierbar. Das dominante Profil des linken Lagers – die KPÖ erreichte bis 1991 ein im österreichweiten Vergleich beachtliches Gemeinderatsmandat – (Riedl 2007, 80 f.) war mitentscheidend bei der Realisierung der Gedenkstätte des Museums in Ebensee. Die Konstellation divergenter Politmilieus auf der Mikroebene Ebensees bedingte so gesehen, dass die Erinnerungsarbeit Teil lagerkultureller Auseinandersetzung war. Die zitierte Leserbriefschreiberin deutet dies mit ihrem relativierenden Argument „jedem seine eigene Erinnerung“ ja pointiert an. Gerade Gedenkzeremonien sind Akte der Bildung von Gemeinschaften bzw. *imagined communities*, die gleichzeitig eine Exklusion derjenigen andeuten, die nicht teilhaben. Mit der Transformation des Gedächtnisses auf der Makroebene verschwand dieser Effekt jedoch zusehends; vor allem mit der Städtepartnerschaft wurde die NS-Vergangenheit sukzessive Teil eines breiten zivilgesellschaftlichen Engagements, das von Gemeinde, Pfarre, Kulturverein und diversen anderen Vereinen unterstützt wurde. Die internationale Gedächtniskonjunktur der 1990er und 2000er Jahre brachte es mit sich, dass Ebensee anlässlich der Gedenkfeiern des Befreiungstages zur Bühne der Politprominenz wurde. Es wäre zu fragen, wie weit nicht die Auswüchse einer oberflächlichen, auf Eventcharakter setzenden Erinnerungskultur (gleich ob in Ebensee direkt, der Schule oder über die Medien konsumiert) Ablehnungseffekte besonders auf der Mikroebene verstärkt bzw. hervorgerufen hat, die –wie angedeutet– in ihrer Sozialstruktur historisch stark durch die Arbeiterschaft geprägt wurde. Jugendarbeitslosigkeit und soziale Abstiegsängste sind in einem Ort, der seit Jahrzehnten das Schwinden von Industrie und Arbeitsplätzen zu beklagen hat, unter Umständen präsenter als anderswo (Schmoller 2012, 402). Wer die Erinnerung an des KZ Ebensee ablehnt, muss sich auch zur Tätigkeit des Wladyslaw Zuk äußern. Kurz nach dem Vorfall bzw. dem internationalen Medienecho forderte ein anonymen Telefonanrufer tatsächlich von Herrn Zuk die Einstellung seiner Arbeit als Zeitzeuge.

Der Blick auf die Ich-Narration zeigt, dass Zuks Lebenserzählung sich auf das skizzierte Mikrogedächtnisklima auf mehreren Ebenen eingestellt hat. So hat sein Zeugnis eine Form angenommen, die die gängigen Angriffsflächen im Blick hat und auf Kritik so abgestimmt ist, dass sie gar nicht ins Treffen geführt werden kann. Nur eine Prämisse ist nicht verhandelbar: Das Erzählen. Reibungspunkte verschwinden zunächst durch das *Survivor*-Narrativ. Es entgeht dem Vorwurf, die Vergangenheit durch die Brille eines politischen Milieus – auf lokaler wie auf nationaler Ebene – zu erzählen. Zuk lässt sich folglich mit seiner Erzählung nicht in die politisch linke Ecke

drängen, in der die Gegner der Erinnerung die Initiatoren und Träger der Geschichts- und Erinnerungsarbeit in Ebensee ihn womöglich lokalisiert hatten. Gleichzeitig enthält seine Erzählung nichts, was eine patriotische oder anti-nazistische Deutung deziert ausschließen würde bzw. für eine solche nicht anschlussfähig wäre. Nein, eigentlich kann man von einer Ich-Erzählung über das Konzentrationslager und das Leben danach in Ebensee sprechen, die jenseits der lagerkulturellen Zugehörigkeit für das kollektive Mikrogedächtnis ein konsensuales Erinnerungsangebot für das ganze Ebensee bietet und damit auf seine spezifische lokale Identität abzielt.

Die Darstellung, die sich auch nicht mit starren Opfer- und Täter-Zuordnungen aufhält, bietet darüber hinaus die Möglichkeit, das KZ Ebensee nicht nur als Erinnerungsort im sozialen Gedächtnis der KZ-Überlebenden und deren Angehörigen einerseits und in der offiziellen österreichischen und transnationalen Erinnerungskultur andererseits zu belassen, sondern auch zu einem Erinnerungsort auf Mikroebene werden zu lassen, und zwar zu einem für das Widerstands- und Solidaritätsverhalten der Zivilbevölkerung.¹¹ Als Erinnerungsort für den Holocaust oder, universeller gedacht, Rassismus, Antisemitismus, Terror, Krieg etc. fungieren die NS-Konzentrationslager gruppen- und ortsunabhängig, das heißt man muss nicht Österreicher, Pole, Jude oder Roma sein, um die breitangelegte Deutung der Orte zu teilen. Eine der Lesarten, die Wladyslaw Zuk aber mit seinem starken Bezug zu seiner zweiten Heimat offeriert, zielt darauf ab, das KZ Ebensee als Erinnerungsort im lokalen kollektiven Gedächtnis zu verankern, indem ein Erinnerungsinhalt akzentuiert wird, der eine Identifikation mit dem Ort und seiner Bevölkerung anbietet, die positiv aufgeladen ist. Eine ähnliche Variante ist aus der Geschichte der Städtepartnerschaft Prato-Ebensee bekannt. Der ehemalige Prateser KZ-Häftling und Initiator der Partnerschaft Roberto Castellani (1926-2004) hat als Motiv für sein Engagement mit Ebensee immer wieder die Erinnerung an ein kleines Mädchen angeführt, das ihm einmal auf dem Arbeitsweg begegnet sei und ihm ein Bonbon gegeben habe (Schmoller 2005, 31). Den Mitgliedern des Städtepartnerschaftsvereins in Ebensee gelang es 2004, mit einiger Wahrscheinlichkeit das einstige Mädchen ausfindig zu machen und ein berührendes Wiedersehen zwischen ihr und Castellani zu organisieren. In späteren Besuchen und Projektaktivitäten fungierte das Bonbon als Symbol für die Städtepartnerschaft. Herr Zuk hat diese Episode meist in seine Zeitzeugengespräche vor Schülern einfließen lassen und dabei ein Foto mit der Wiedersehensszene gezeigt. Die unbeschreiblich positive Resonanz, die sowohl Castellani als auch Zuk in Ebensee erfuhren, hat wohl – lässt man die persönliche Strahlkraft dabei einmal außer Acht – auch ihre Ursache in dem Umstand, dass die Ebenseer auf diese Weise eine von der Last der auf das Grauen beschränkten Erinnerung an das KZ Ebensee, das zumal schnell mit der Frage nach der Verantwortung in Verbindung stand, befreit wurden und eine Sicht der Geschichte erblicken konnten, in der die eigene Rolle, das heißt die des Ortes positiv bewertet wird. Dies erinnert an den Befund, der sich in der Studie Welzers zum Nationalsozialismus im Familiengedächtnis ergibt. Vor dem Hintergrund der zentralen Stellung des Nationalsozialismus und des Holocausts in der medialen und offiziellen Erinnerungskultur deuten Enkelinnen und Enkel die Erinnerungen der Großeltern in bestimmten Fällen so um, dass „kein Schatten auf sie fällt“ (Welzer/Moller/Tschuggnall 2002, 13). So fielen wohl auch die Akzentuierungen Zuks dort auf fruchtbarem Boden, wo das

11 Zum Konzept der Erinnerungsorte vgl. resümierend Kroh/Lang 2010.

Bedürfnis vorhanden war, dieses „dunkle Kapitel der Ortsgeschichte“ aufzunehmen in das Selbstverständnis des Ortes und dabei nicht ganz auf das Abrufen eines positiven Wir-Gefühls verzichten wollten. Dies gilt allen voran für die Politik, aber auch für all jene zivilgesellschaftlichen Kräfte, die hinsichtlich der sogenannten Vergangenheitsbewältigung seit den 1980er Jahren doch auch irgendwie mit der Zeit gehen wollten und in der Erinnerungskultur eine Möglichkeit fanden, Ebensee nach außen zu öffnen und etwa einen Hauch europäisches Bewusstsein zu kultivieren. Gerade die Städtepartnerschaft Prato-Ebensee konnte hier andocken und dem internationalen Trend bzw. der EU-politischen Agenda folgen, den Holocaust als Kernzelle eines europäischen Gedächtnisses zu fassen (vgl. allgemein Judt 2006, 933-966, kritisch Roussou 2004). Die Identifikation mit den Opfern ist inzwischen zur zentralen Erinnerungsfigur der institutionalisierten Erinnerungspolitik geworden, was die Resonanz von Zeitzeugen wie Wladyslaw Zuk ohnehin verstärkt hat. So konnte gezeigt werden, dass unabhängig von den lokalen Spezifika die Ich-Erzählung Zuks eine Struktur aufweist, die der Opferzentriertheit der Erinnerungskultur entgegenkommt.

Diese komplexe Konstellation der lokalen, nationalen und transnationalen Gedächtnisformationen, die hier nur umrissen werden konnte, äußert sich schließlich darin, dass die Ablehnungstendenzen auf lokaler Ebene auch als Beharrungs- und Widerstandsverhalten im Sinne einer Abgrenzung nach außen (gegen Österreich oder darüber hinaus) in Erscheinung treten. Unter völlig anderen historischen Vorzeichen wird dabei gerne die Widerstandstradition des Salzkammerguts heraufbeschworen, um den von außen hereinwehenden Zeitgeist abzuwehren. Dort wo, wie im zitierten Leserbrief, die Erinnerung an das Konzentrationslager bzw. die historische Vermittlungsarbeit reflexartig als moralische Konfrontation mit der Schuldfrage verstanden wird, kann auch die hinsichtlich seiner narrativen Anschlussfähigkeit enorm elastische Ich-Erzählung Wladyslaw Zuks nicht in Stellung gebracht werden. Ihre Reichweite in den Sphären des Mikrogedächtnisses muss so zwar als durchaus beachtlich angesetzt werden, jedoch erreicht sie dort ihre Grenze, wo Kritiker „Erzählen“ diffus als gleichbedeutend mit „Erinnern“ – missverstehen. Auf Basis eines fragwürdigen, inhaltlich keinesfalls geklärten Begriffs wird dann ungebremsst weiter geschlossen, dass Erinnern aus einem nach Erlösung strebenden Schuldgefühl resultiert (Jureit/Schneider 2010, 38). Dieses Missverständnis, das keinesfalls ein lokales Spezifikum darstellt, ist wohl auch ein wenig den keineswegs zu leugnenden Auswüchsen offizieller Erinnerungs- bzw. Geschichtspolitik geschuldet. Wer jedoch Wladyslaw Zuks Erzählung zugehört hat, konnte neben vielen historischen Einzelheiten und persönlicher Empathie auch die Erkenntnis mitnehmen, dass das Erzählen der Geschichte des Ichs an sich ein Wert ist, der vor allem dort erkannt werden sollte, wo er „43 Jahre“ lang verwehrt wurde.

LITERATUR

- Engl, Bernhard (2006): Die Pfarre Ebensee in der Zeit des Nationalsozialismus. Diplomarbeit, Linz.
- Felber, Ulrike und Wolfgang, Quatember (Hg.) (2005): Zeitgeschichte-Museum Ebensee. Republik, Ständestaat, Nationalsozialismus, Widerstand, Verfolgung; Katalog zur Dauerausstellung, Ebensee.
- Freund, Florian (1991): Arbeitslager Zement. Das Konzentrationslager Ebensee und die Raketentrüstung, Wien.

- Hellmuth, Thomas (2001): „Die alte Zeit mit ihrer poetischen Beschaulichkeit...“. Kulturelle Traditionen und Identitäten in europäischen Salzregionen (1800-2000), in: Thomas Hellmuth/Ewald Hiebl (Hg.): Kulturgeschichte des Salzes. 18. bis 20. Jahrhundert, Wien, München, 241-266.
- Herbert, Ulrich, Karin Orth und Christoph Dieckmann (1998): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Geschichte, Erinnerung, Forschung, in: Ulrich Herbert, Karin Orth und Christoph Dieckmann (Hg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur. Band 1, Göttingen, 17-40.
- Hirsch, Mathias (2007): Schuld und Schuldgefühl. Zur Psychoanalyse von Trauma und Introjekt, Göttingen.
- Jandl, Daniela (2007): Prato ed Ebensee. Prato und Ebensee. Venti anni insieme per la pace. Zwanzig Jahre gemeinsam für den Frieden, Pisa.
- Judt, Tony (2009): Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart, Frankfurt am Main.
- Jureit, Ulrike und Christian Schneider (2010): Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung, Stuttgart.
- Kroh, Jens und Anne-Katrin Lang (2010): Erinnerungsorte, in: Christian Gudehus, Ariane Eichenberg und Harald Welzer (Hg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart, Weimar, 184-188.
- Kuon, Peter (2006): Die Schwierigkeit, Ich zu sagen. Erzählstrategien in den Lagertexten von Paul Tillard, in: Silke Segler-Meßner, Monika Neuhofer und Peter Kuon (Hg.): Vom Zeugnis zur Fiktion. Repräsentation von Lagerwirklichkeit und Shoah in der französischen Literatur nach 1945, Frankfurt am Main [u.a.], 141-155.
- KZ-Gedenkstätte Flossenbürg (Hg.) (2011): Was bleibt. Nachwirkungen des Konzentrationslagers Flossenbürg, Göttingen.
- Loidl, Franz (1946). Entweihte Heimat. KZ Ebensee, Linz.
- Perz, Bertrand (2002): Österreich, in: Volkhard Knigge, Norbert Frei und Anett Schweitzer (Hg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, München, 150-162.
- Quatember, Kathrin (2003): Interview mit einer Augenzeugin zum KZ Ebensee, in: betrifft widerstand (64), 10-12.
- Quatember, Wolfgang (2004): 12. Februar 1934. Der Aufstand des Republikanischen Schutzbundes, in: betrifft widerstand (66), 4-9.
- Quatember, Wolfgang (2005): Die Geschichte der KZ-Gedenkstätte Ebensee, in: Ulrike Felber und Wolfgang Quatember (Hg.): Zeitgeschichte-Museum Ebensee. Republik, Ständestaat, Nationalsozialismus, Widerstand, Verfolgung; Katalog zur Dauerausstellung, Ebensee, 198-204.
- Quatember, Wolfgang, Ulrike Felber und Susanne Rolinek (1999): Das Salzkammergut. Seine politische Kultur in der Ersten und Zweiten Republik, Grünbach.
- Rieder, Walter (2007): 400 Jahre Salinenort Ebensee, Band 2, Ebensee.
- Rouso, Henry (2004): Das Dilemma eines europäischen Gedächtnisses, in: Zeitgeschichte online – Fachportal für die Zeitgeschichte, Vol. 1(3), 1–11. Internet: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/site/40208268/default.aspx>. (23.4.2013)
- Schacht, Axel (2008): Bedingungen und Traditionen des Widerstands im Salzkammergut, in: Klaus Kienesberger, Michael Kienesberger, Wendelin Pressl und Franz Riedl (Hg.): UnSichtbar. Widerständiges im Salzkammergut, [Ausstellung UnSichtbar - Widerständiges im Salzkammergut, Gemeinde Strobl, 29. April bis 2. November 2008], Wien, 48-59.
- Schmoller, Andreas (2005): Roberto Castellani. Erinnerungen anlässlich des ersten Todestages am 3. Dezember 2005, in: betrifft widerstand (75), 30-33.
- Schmoller, Andreas (2006): Geschichte des KZ-Friedhofs Ebensee, in: betrifft widerstand (77), 15-19.

- Schmoller, Andreas (2011): Lokales und transnationales Gedächtnis. Reibungs- und Treffpunkte von kollektiven Gedächtnisformationen am Erinnerungsort Ebensee, in: CDREF (Hg.): *Histoire & Mémoire. Actes du colloque «Perspective européennes de la pédagogie sur les lieux d'histoire et de mémoire» du 19 au 21 octobre 2009 au Centre Culturel de Rencontres Abbaye Neumünsterlie, Luxemburg*, 72-83.
- Schmoller, Andreas (2012): Aufstand gegen die Erinnerung? Gedächtnis(mikro)geschichte als Deutungsmodell aktueller Ereignisse am Beispiel des Gedächtnisortes Ebensee, in: Linda Erker (Hg.): *Update! Perspektiven der Zeitgeschichte. Zeitgeschichtetage 2010*, Innsbruck, Wien u.a., 397-404.
- Schmoller, Andreas und Philipp Bruckschlögl (2009): *Wege nach Ebensee. Die Geschichte des Ladislaus Zuk, Ebensee*.
- Uhl, Heidemarie (2004): Gedächtnis. Konstruktion kollektiver Vergangenheit im sozialen Raum, in: Christina Lutter, Margit Szöllösi-Janze und Heidemarie Uhl (Hg.): *Kulturge-schichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen*, Innsbruck, Wien, Bozen, 139-158.
- Welzer, Harald (2008): *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*, München.
- Welzer, Harald, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall (2002): „Opa war kein Nazi“. *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*.
- Wenninger, Florian und Andreas Schmoller (2008): Februarerinnerung. Der österreichische Bürgerkrieg im historischen Gedächtnis der Zweiten Republik, in: Klaus Kienesberger, Michael Kienesberger, Wendelin Pressl und Franz Riedl (Hg.): *UnSichtbar. Widerständiges im Salzkammergut*, [Ausstellung UnSichtbar – Widerständiges im Salzkammergut, Gemeinde Strobl, 29. April bis 2. November 2008], Wien, 68-81.
- Wieviorka, Annette (1995) : *Déportation et génocide. Entre la mémoire et l'oubli*, Paris.
- Zima, Peter V. (2007): *Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne*, Tübingen, Basel.

„Als Nationalsozialist tat ich jederzeit unter schwersten persönlichen Opfern meine Pflicht“

Autobiographische Erzählung eines Rückwanderers aus Brasilien im institutionellen Kontext¹

Méri Frotscher

Zusammenfassung

Autobiographien sind geeignet, die Beziehung zwischen Politik und Migration aufzuzeigen. Dazu wird in diesem Artikel die Fallstudie eines Rückwanderers aus Brasilien ins nationalsozialistische Deutschland herangezogen. Es wird dessen personenbezogene Akte des Rückwandereramts (RWA) verwendet, die neben seinem Lebenslauf auch andere Schriftstücke des Amtes enthält.

Durch die Analyse des Lebenslaufs und anderer Selbstzeugnisse dieses Rückwanderers wird die Problematik der Selbstdarstellung im institutionellen Kontext des nationalsozialistischen Regimes behandelt. Außerdem gibt diese Fallstudie – unter Einbeziehung weiterer Aktenbestände zum Rückwandereramt – Einblicke in diese bisher kaum beschriebene Institution, die damals eigens wegen der Rückwanderer gegründet wurde. Ebenso wird die Rückwanderung als bisher kaum beachtete Migrationsströmung im nationalsozialistischen Kontext thematisiert.

1. Geschriebene Leben, Leben unter Kontrolle: Das Verfassen von Lebensläufen für das RWA

In dem Buch „Nationalsozialistisches Migrationsregime und ‚Volksgemeinschaft‘“, beschreibt der Herausgeber Jochen Oltmer die zentrale Rolle der nationalsozialistischen Siedlungspolitik für die Konstruktion der „Volksgemeinschaft“: „Ungeordnete bzw. unkontrollierte Zu- und Abwanderung verstand der nationalsozialistische Staat als Gefahr. Er strebte [...] nach repressiver Steuerung und weitreichender Kontrolle.“ (Oltmer 2012: 7)

Dafür wurde 1934 eigens das Rückwandereramt der Auslandsorganisation der NSDAP gegründet, das aber in diesem Sammelband ebenso wie das Thema Rückwanderung nicht vorkommt.² Mit seinem Hauptsitz in Berlin und den verschiedenen

1 Dieser Text resultiert aus dem Forschungsprojekt „História e memória autobiográfica em narrativas de imigrantes alemães no Brasil“ (Geschichte und autobiographisches Gedächtnis in Narrativen Deutscher Einwanderer in Brasilien), unterstützt durch CNPq – Conselho Nacional de Desenvolvimento Científico e Tecnológico, Brasil. Übersetzung aus den Portugiesischen von Johannes Kramer.

2 Eine kurze Beschreibung des RWA und seiner Sammlungen existiert im Führer des Berlin Document Centers (1994: 135).

Zweigstellen³ wollte der NS-Staat den erwünschten und für die Kriegsvorbereitungen nötigen Zustrom an Rückwanderern organisieren und vor allem kontrollieren, da man in den Rückwanderern auch eine mögliche Gefahr sah.

Die Rückwanderer bekamen Orientierung und Unterstützung, wurden dafür registriert und auf politische und kriminelle Vergangenheit untersucht. Durch die minutiöse Erfassung biographischer Daten und Selbstpräsentationen der Rückwanderer wollte sich der totalitäre Staat vor der von Oltmer benannten Gefahr schützen. Dafür arbeitete das RWA eng mit der Gestapo und Vertretungen im Ausland zusammen. Die wenigen Rückwanderer, die während des Krieges aus dem „feindlichen Ausland“ „heim ins Reich“ geschickt wurden, wurden nicht nur überprüft, sondern sogar vernommen, um Informationen zu bekommen, die geheimdienstlich auswertbar waren.

Nach der Kontrolle wurden die Rückwanderer in folgende drei Kategorien eingeteilt: A „für völlig einwandfreie Personen“; B „für solche, über die nichts Nachteiliges bekannt ist“; C, „für solche Personen, deren Unterbringung in Rüstungs- und geschützten Betrieben nicht zulässig ist“.⁴ Das geschah selbstverständlich ohne Wissen und Information der Betroffenen. So konnte das Nazi-Regime die Arbeitskraft der Zurückkehrenden in der Wirtschaft, der Rüstungsindustrie oder in der Armee „gefahrlos“ nutzen. Die Betreuung der Rückwanderer erfolgte bis zur Erlangung der ersten Arbeitsstelle.⁵

Jeder reichsdeutsche Staatsbürger, der sich länger als drei Monate im Ausland aufgehalten hatte, galt nach den Richtlinien des RWA als Rückwanderer und musste sich deswegen dort melden⁶, wobei nur die nach der „Machtergreifung“ Zurückgekehrten als Rückwanderer galten.⁷ Da diese Definition nicht auf die in der Zeit der Weimarer Republik Zurückgewanderten zutraf, verbuchte die Nazi-propaganda die große Zahl der Rückwanderer als Erfolg der NS-Politik.

Bis zum August 1937 war das RWA nicht nur für Reichsdeutsche, sondern auch für Volksdeutsche zuständig, die danach durch die Volksdeutsche Mittelstelle (VOMI) betreut wurden.⁸ Eine Ausnahme wurde nur für „nichtreichsdeutschen Parteigenossen“ gemacht. Diese wurden weiter durch das RWA betreut, wenn auch „offensichtlich *inoffiziell*“ [sic] wie ein „geheim[es]“ Rundschreiben des RWA Berlin zeigt.⁹

3 In verschiedenen Dokumenten sind im Verteiler die Zweigstellen aufgeführt. Demnach gab es Zweigstellen in Hamburg, Düsseldorf, München, Stuttgart, Kiefersfelden, Dresden, Breslau, Gleiwitz, Schneidmühl, Stettin und Königsberg, wobei Königsberg nur bis 1936, Gleiwitz bis 1937 arbeiteten und Dresden im Februar 1939 durch Aussig ersetzt wurde. Nach dem „Anschluss“ kam noch Wien dazu. Um der Masse der Rückwanderer gerecht zu werden, gab es auch mehrere Heime, um die Zurückgekehrten in der ersten Zeit zu beherbergen und dabei instruieren und indoktrinieren zu können.

4 Vertraulicher Brief vom Präsident der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung an Herrn Reichs- und Preußischen Arbeitsminister, Abteilung II C, Berlin-Charlottenburg 18.2.1937. R 27249, PA-AA.

5 Brief vom RWA an den Rückwanderer Otto Krieg, 25.11.1940. Mikrofilm 0035, RWA Namen 3600, BArch Berlin.

6 Rundschreiben des Herrn Reichsministers des Innern vom 22.3.1938 – Pol. S. V. 1 Nr. 713/37 – 215, NS 9-65, BArch Berlin.

7 Rundschreiben Nr. 95/38 an alle Zweigstellen des RWA. Berlin, 24.8.1938. BArch Berlin, NS 9-65.

8 Rundschreiben an alle Zweigstellen des RWAs. Berlin, 21.8.1937. NS 9-37, BArch Berlin.

9 Rundschreiben Nr. 12/38 an alle Zweigstellen des RWA. Berlin, 27.1.1938. NS 9-65, BArch Berlin.

Zusätzlich zu drei ausgefüllten Formularen wurden vom Rückwanderer ein Pass oder Heimatschein bzw. Staatsangehörigkeitsnachweis, ein Passbild, ein lückenloser Lebenslauf sowie Abschriften der Zeugnisse und sonstiger Bescheinigungen verlangt.¹⁰ Der „Fragebogen für Rückwanderer“ (Formular A), der am ausführlichsten war, umfasste zwei Seiten mit detaillierten Angaben zur Person. Zuerst waren allgemeine Daten wie Geburtsdatum und -ort, Familienstand, Kinder, Adressen usw. anzugeben, aber es wurde auch die politische Vorgeschichte abgefragt. Zum Beispiel ob man NSDAP Mitglied war, gegebenenfalls die Mitgliedsnummer, Eintrittsdatum und Ort und die lokale Ortsgruppe. Außerdem wurde die Mitgliedschaft in der Deutschen Arbeitsfront oder einer anderen NS-Organisation erfragt.¹¹ Ebenso war anzugeben, ob der Antragsteller vorher einer anderen Partei oder anderen Organisationen angehört habe, ob er Freimaurer sei oder ob Vorstrafen vorlägen.

Nach Erhalt der Formulare überprüfte das RWA die Angaben durch Anfragen bei der Gestapo und der Auslandsorganisation der NSDAP, um die Antragsteller je nach politischer Zuverlässigkeit in die genannten drei Kategorien einzuteilen. Die politische Zuverlässigkeit war besonders wichtig, weil viele Rückwanderer in den für die Kriegsvorbereitungen relevanten „geschützten Betrieben“ gebraucht wurden.

Die Rückwanderer erhielten den speziellen Rückwandrausweis, auf dem vermerkt war: „Die Arbeitsämter werden gebeten, den Inhaber bevorzugt in Arbeit zu vermitteln.[...]“¹² Auch die gewährten Unterstützungen wurden hier eingetragen.

Um die Rückwanderer besser einzugliedern, arbeiteten die zuständigen RWA-Zweigstelle mit lokalen Organen zusammen, den Arbeitsämtern, den Kommunalverwaltungen und Stellen, die für die fürsorgliche Betreuung der Rückwanderer zuständig waren wie die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) und seit Kriegsbeginn die NSKOV (Nationalsozialistische Kriegsopferversorgung). Kontakte zu Ministerien und weiteren Regierungsorganen durften nur von der Zentralstelle des RWA ausgehen, was die Zentralisation und die interinstitutionelle Kontrolle im Nazi-Deutschland zeigt.¹³ Für die Überprüfung des Lebens im Ausland wurde dann die Auslandsorganisation oder auch das Auswärtige Amt eingeschaltet.

Gerade mit Hilfe des geschriebenen Lebenslaufs wollte sich das RWA ein Bild von der Persönlichkeit der betreffenden Personen machen, letztlich mit dem Ziel der Kontrolle. Die Lebensläufe wurden in der Regel unmittelbar nach der Rückkehr geschrieben und geben daher Einblick in die Sichtweise der frisch Zurückgekommenen, die noch das Herkunftsland im Blick hatten und sich noch nicht in die neue „alte Heimat“ eingelebt hatten.

Dass Adolf Tom, dessen Autobiographie im Folgenden vorgestellt werden soll, seinen Lebenslauf erst sieben Monate nach der Rückkehr, also als schon wieder Eingliederter schreibt, macht diesen Fall noch interessanter. Im letzten Teil seines Textes vergleicht er als treuer „Parteigenosse“ sein nationalsozialistisches Weltbild frustriert mit der Realität in Großdeutschland und schildert auch die Lebensbedingungen eines Rückwanderers im Dritten Reich.

10 Merkblatt für Rückwanderer. Akte Hugo Fuchs, Mikrofilm A 0018, RWA Namen 3600, BArch Berlin. Diese Merkblätter sind in mehreren personenbezogenen Akten erhalten.

11 Aufgelistet wurden NSV, SA, SS, NSKK, NSFK und NSKOV.

12 Unter anderen, siehe Akte von Emma Härtel, Mikrofilm A 0022, RWA Namen 3600, BArch Berlin.

13 Rückwandereramt Berlin an die Zweigstellen des RWA, 04.02.1936. NS 9-67, BArch Berlin.

2. Die Interpretation von Lebensläufen im institutionellen Kontexten

Die im *Berlin Document Center* aufbewahrten Sammlungen des RWA enthalten 448 personenbezogene Akten von Rückwanderern aus Brasilien. Andere Dokumente zeigen, dass deren Zahl wesentlich höher gewesen sein muss.¹⁴ Das „Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich“ verzeichnet 692 „reichsdeutsche Einwanderer“ aus Brasilien für das Jahr 1937; 1938 waren es 2.536 und 1939 bis zum Kriegsbeginn 5.156.¹⁵ Der Vergleich mit anderen Rückwandererländern zeigt, dass die hohe Zahl 1939 durch die Nationalisierungspolitik der Regierung Vargas verursacht war. Bis Kriegsbeginn sind 8.384 reichsdeutsche Einwanderer erfasst. Trotz ihrer Lückenhaftigkeit geben diese Daten doch einen Eindruck von der Dimension der Rückwanderung allein aus Brasilien.

Die Mehrzahl der Akten enthält nicht alle Dokumente, die vom Rückwanderer standardmäßig gefordert wurden oder die in speziellen Fällen danach beigelegt wurden. Oft ist die Schnellsichtkarteikarte das einzig überlieferte Dokument. So verfügen wir nur über 17 Lebensläufe von Brasilienrückwanderern, 13 von Männern, 4 von Frauen. Zwei Männer waren Parteimitglieder, eine der Frauen gehörte der NS-Frauenschaft an. Von den 448 Akten haben wir nur bei 106 Angaben zur Parteimitgliedschaft, wovon etwa die Hälfte dann auch Mitglied war.

Auch wenn diese Lebensläufe in der Mehrzahl nicht von Parteimitgliedern stammen, nimmt die Politik Einfluss auf das Verfassen der Selbstpräsentationen, mit der sich die Rückwanderer als „gute Deutsche“ präsentieren wollten. Offenbar erfüllten sie die an sie in politischer Hinsicht gestellten Erwartungen. Dies zeigt ein Schreiben von 1938 des Innenministeriums an die Gestapo zur Behandlung der Rückwanderer, worin es zur politischen Zuverlässigkeit der Rückwanderer heißt:

(...) Nach den bisherigen Feststellungen des Rückwandereramtes sind von den bisher nachgeprüften Rückwanderern nur etwa 10% als unzuverlässig anzusehen. [...] Es ist stets zu bedenken, dass die überwiegende Mehrzahl der Rückwanderer mit großen Erwartungen in das nationalsozialistische Deutschland zurückkehrt und im Ausland vielfach in schwerem Kampf um das Deutschtum stand.¹⁶

Die hier behandelten Lebensläufe wurden in einer intersubjektiven Beziehung zwischen dem Rückwanderer einerseits und dem RWA und der Auslandorganisation der NSDAP andererseits abgefasst. Der institutionelle Kontext bewirkt eine spezifische Art des Schreibens über sich. Nicht zuletzt war die Abfassung des Lebenslaufs eine

14 Zwischen 2009 und 2010 wurden 21 lebensgeschichtliche Interviews im Kontext Rückwanderung und Repatriierung nach Brasilien durchgeführt. Die Interviewten aus dem deutschbrasilianischen Umfeld waren in den 1930er Jahren nach Deutschland zurückgewandert und wurden durch die brasilianische Militärmission in Berlin zwischen 1947 und 1949 nach Brasilien repatriert. Keine dieser Familien taucht in den Akten des RWA auf. Über die Rückwanderung und die Repatriierung siehe Frotscher (2011a; 2011b; 2013).

15 Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1943. Wanderung und Fremdenverkehr. S. 94. http://www.digizeitschriften.de/dms/toc/?PPN=PPN514401303_1941 (zuletzt aufgerufen am 26.3.2014).

16 Reichsminister des Innern an das Gestapo, die Staatspolizeileitstellen und die Staatspolizeistellen. Pol. S. V. 1 Nr. 713/37 – 215. Berlin, 22.3.1938. NS 9-65, BArch Berlin.

notwendige Voraussetzung für die Rückkehrer und damit für die Integration in das sozioökonomische Leben.

Christine Müller-Botsch ist der Frage nachgegangen, „inwieweit gesellschaftliche und institutionelle Vorgaben, Relevanzen und Erwartungshaltungen in die Selbstverständnisse der Menschen hineinwirken“ (2009: 305), und betont die Notwendigkeit, folgende drei Entstehungskontexte der Lebensläufe zu beachten: 1. Formatvorgaben. 2. Interaktionskontext. 3. Biografischer Kontext (2009: 56-58). Diese Aspekte werden bei der folgenden Interpretation untersucht.

Die Fragebögen für Rückwanderer selbst boten keinen Raum für die ausführlichen Lebensläufe. Diese wurden auf separaten Blättern geschrieben. Deswegen sind sie in Form, Stil und Umfang sehr unterschiedlich. Es gibt handschriftliche und maschinengeschriebene, tabellarische oder in Textform gehaltene. Das zugehörige „Merkblatt für Rückwanderer“ forderte nur, dass der Lebenslauf lückenlos zu sein hat.

Bei der Analyse solcher Ego-Dokumente wird schnell deutlich, dass sie auch das Resultat einer Interaktion zwischen Sender und Empfänger sind. In unserem Fall war der Kontext vor allem durch die totalitäre Macht geprägt, indem ein staatliches Organ über diesen Lebenslauf einen tiefen Einblick in das private Leben verlangte, also etwas, das weit über die Funktion der Verwaltung hinausging. Andererseits vertritt trotz der einseitigen Machtverhältnisse auch der schwächere Part seine Interessen. Auch die Rückwanderer hatten bestimmte Erwartungen an die deutsche Regierung, die manchmal mehr oder weniger direkt auch in den Lebensläufen erscheinen. Um diese Erwartungen zu erkennen, werden zusätzlich zu der personenbezogenen Akte weitere Informationen wie Dokumente des Rückwandereramts und aus anderen Beständen über die deutsche Regierung und Sekundärliteratur benutzt.

Das Besondere der Lebensläufe des RWA ist, dass sie von Personen mit transnationalen Erfahrungen und Hintergründen verfasst wurden, was diese manchmal auch in den Texten direkt oder indirekt zum Ausdruck bringen.

Auch die Gestalt und die Struktur der Erzählung des Lebenslaufes muss bei der Interpretation beachtet werden. Bei der Analyse von Selbstpräsentationen sollte man nicht nach der Realität hinter dem Text suchen, als ob diese abhängig von Erfahrung und symbolischer Strukturierung wäre. Der Text oder die Lebensgeschichte selbst ist eine Realität, die erforscht werden soll. Jeder Abschnitt des autobiographischen Textes hat eine aussagekräftige Funktion für dessen Gestalt und steht im Zusammenhang mit den übrigen Teilen des Textes (Rosenthal 2002: 193-200). Gegenstand der Analyse ist das „Wechselverhältnis zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte“ (Rosenthal 1995: 19).

Der Soziologe Pierre Bourdieu kritisierte in seinem bekannten Text über die „biographische Illusion“, das Konzept der Existenz eines kohärenten und logischen Ich (Bourdieu 2002: 183-191). Auch wenn die in solch einem Lebenslauf niedergeschriebene Erinnerung ein individuelles Phänomen zu sein scheint, sollte diese doch als ein sozial konstruiertes Phänomen verstanden werden. Das Individuum ist ein soziales Wesen, das in der jeweiligen Gemeinschaft Wege findet, sich seine Erinnerungen ins Gedächtnis zurückzurufen und diese im jeweiligen Kontext zu verknüpfen (Halbwachs 2006: 61).

Es wird also bei der Analyse vorausgesetzt, dass die autobiographische Erzählung eine höchst subjektive und kontextgebundene Quelle ist und dass ihr Inhalt, Form, Stil und Sprachgebrauch als Zusammenspiel von Individuum und sozialer Umgebung zu

begreifen ist. Sie wird immer in einer Beziehung des Schreibers und des möglichen Lesers erstellt. Unter diesen Voraussetzungen werden wir im Folgenden den Lebenslauf des schon erwähnten österreichischen Rückwanderers analysieren.

3. „Mit unserem grossen Idealismus passen wir auch gar nicht mehr recht hierher“: Der Fall Adolf Tom

Für unsere Fallstudie beziehen wir uns auf die personenbezogene Akte Adolf Tom; einerseits, weil sein Lebenslauf einer der ausführlichsten innerhalb des ausgewerteten Bestandes ist, andererseits, weil er NSDAP-Mitglied war. Im gesamten Bestand gibt es nur einen weiteren Lebenslauf eines NSDAP-Mitglieds, das aus Brasilien nach Deutschland zurückkehrte. Dennoch ist Toms Fall in verschiedenen Punkten typisch für viele Rückwanderer. Als Teil des deutsch-brasilianischen Migrationsprozesses gibt er unter transnationalen Gesichtspunkten auch Einblicke in den deutsch-brasilianischen Kontext zu dieser Zeit.

Die folgende Kurzbiographie basiert auf der personenbezogenen Akte von Adolf Tom, die neben den verlangten Formblättern auch Schriftstücke aus dem Zeitraum von 1939 bis 1941 enthält.

Adolf Tom wurde am 23. April 1893 in Innsbruck geboren. Im Alter von sechs Jahren verlor er seinen Vater und wuchs dann bis zu seinem dreizehnten Lebensjahr in einem Waisenhaus auf. Mit 18, nach einer Arbeit als Volontär in einem Hotel, begann er seine Beamtenlaufbahn bei der Post. Am Ersten Weltkrieg nahm er nicht als Soldat teil. 1923 wanderte er, inzwischen verheiratet, nach Brasilien aus.

Nach einer schwierigen Anfangszeit mit vielen Ortswechseln etablierte er sich schließlich, inzwischen mit Kindern, in der Provinz des Bundesstaates São Paulo. Ab 1936 war er der neu gegründeten NSDAP-Zelle an seinem Wohnort, Presidente Bernardes, beigetreten, nachdem er zunächst Mitglied der deutsch-österreichischen Vereinigung (DÖV) gewesen war. Nach dem Anschluss Österreichs ging er mit seiner Familie zurück nach Innsbruck. Die weiteren Schriftstücke der Akte drehen sich um Formales, Arbeits- und die lange erfolglose Wohnungssuche und Unklarheiten wegen seiner Parteinummer.

Wie und welche biographischen Informationen benutzt er, um in den weiter oben geschilderten Interaktionsprozess mit dem RWA zu treten?

Sicherlich war es für ihn nicht leicht, im Waisenhaus aufzuwachsen. Was fehlt, ist die Erwähnung seiner Mutter, zu der allerdings auch in den formalen Fragebogen des RWA keine Informationen gefordert werden. Die Art, wie er seine frühe Kindheit im Lebenslauf schildert und mit seiner schulischen Laufbahn verbindet, ist von starken Ressentiments geprägt: „Meinen Wunsch, das Gymnasium zu besuchen, erfüllte man mir nicht, und zum Lehrerberuf, den man mir aufzwingen wollte, hatte ich keine Neigung.“¹⁷ Dieses Ressentiment und das ihn charakterisierende Gefühl der Ohnmacht werden hier und an weiteren Stellen durch die Verwendung des Passivs ausgedrückt.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war er Postbeamter. Ausdrücklich bemerkt er im Lebenslauf, dass er, obwohl zu Kriegsbeginn mit 21 Jahren im besten wehrfähigen Alter, nicht als Soldat am Krieg teilnahm. Wieder im Passiv und man könnte meinen

17 Tom, Adolf. Mein Lebenslauf. Akte Adolf Tom, Mikrofilm B0003, RWA-Länder 3601, BArch Berlin. Alle hier erwähnten Dokumente von und über Adolf Tom und seine Familie haben diese Signatur.

entschuldigend, formuliert er: „War vom Militärdienst gegen meinen Willen enthoben.“

Die expliziten Fragen, wann und wo man „gedient“, ob man „am Kriege teilgenommen“ oder auch in einem „fremden Heer gedient“ habe, zeigen, wie wichtig dieses Thema den Nazis war. Schon im nächsten Satz kommt Tom übergangslos, ohne die Nachkriegszeit zu erwähnen, auf die Auswanderung zu sprechen: „Im Jahre 1923 ließ ich mich, angewidert von den politischen Verhältnissen, abbauen und wanderte mit meiner Frau nach Brasilien aus.“

Zunächst fällt hier auf, dass er die Heirat selbst nur indirekt und beiläufig erwähnt. Hier geben die formalen Fragebögen weitere Informationen, die auch Rückschlüsse auf sein privates Leben erkennen lassen. Dort wird der Vorname erfragt, und man erfährt dass Maria, wie er, aus Innsbruck stammt. Sie wird also im formalen Teil, mehr zu einem Individuum als in seinem privateren Lebenslauf. Wichtiger als solche Informationen wie zur Mutter, Heirat und auch seinen Kindern war ihm seine Beziehung zum Naziregime. Geradezu anbiedernd begründet er die Auswanderung nicht mit persönlichen Motiven, sondern nur abwertend mit „angewidert von den politischen Verhältnissen“. Wie auch andere Rückwanderer glaubt er, seine Auswanderung rechtfertigen zu müssen. Die Mehrheit bezieht sich dabei in den Formularen und Lebensläufen auf die prekäre wirtschaftliche Lage im Vaterland, die von der nationalsozialistischen Propaganda der Weimarer Regierung angelastet wurde, um diese zu diskreditieren. Wie schwierig die Lage zu dieser Zeit war, zeigt, dass die deutsche Auswanderung nach der Hyperinflation 1923 mit dem Ziel Brasilien 1924 einen Rekordwert erreichte (Rinke 1996: 303). Einige reichsdeutsche Rückwanderer begründen ihre Auswanderung mit der politischen Situation dieser Periode. Auch Adolf Tom, obwohl zur Zeit der Auswanderung Österreicher und nicht Reichsdeutscher, argumentiert so, ohne einen Unterschied zwischen beiden Staaten zu sehen.

Die ausgeübten Berufe und festen Adressen, die in zwei Formularen angegeben sind, zeigen, mit welchen Schwierigkeiten er und seine Frau in der ersten Zeit in Brasilien zu kämpfen hatten.¹⁸ Die wachsende Familie musste oft umziehen, wobei er auch kurzzeitig in Argentinien und Paraguay beschäftigt war. „Nach fünf furchtbaren und entbehrungsreichen Jahren“ gelingt es ihm aber 1928, in Presidente Bernardes in der Provinz des Bundesstaates São Paulo „festen Fuß zu fassen“. Vom Hilfsarbeiter in einem Sägewerk wird er dort schließlich über genau geschilderte Etappen zum ersten Buchhalter, der sich ein eigenes Haus leisten kann. Die Geburt zweier Kinder in dieser Zeit wird erst später in einem anderen Zusammenhang erwähnt. Er schildert sich vielmehr als einen Mann, der trotz aller Hindernisse durch Entbehrungen und harte Arbeit ein würdiges Leben in Brasilien aufbauen konnte.

Auf die Erwähnung des Hauses folgt direkt die Information: „1935 wurde in Presidente Bernardes eine Zelle der NSDAP gegründet, der ich sofort begeistert beitrat“. Nachdem er sein eigenes Heim besaß, hatte er in der Partei endlich auch seine geistige Heimat gefunden. Der Gebrauch der Adjektive „sofort“ und „begeistert“ soll ihn als besonders engagierten „Parteigenossen“ auszeichnen.

18 Tom füllte das „Fragebogen für Rückwanderer - Formular A“ zweimal aus. Zum ersten Mal für das RWA Wien im März 1939 sieben Monate nach seiner Ankunft und das zweite im August 1941 für das RWA München wegen seiner Bitte um Unterstützung.

Adolf Tom verstärkt seine lange Verbindung mit dem Gedankengut der Partei durch den Hinweis, dass er schon zuvor in der „deutschösterreichischen Vereinigung“ (illegale österreichische NSDAP) war und überdies in seiner Heimatstadt Innsbruck einen Stützpunkt gegründet hatte. Um eine Überprüfung zu ermöglichen, gibt er Namen und Adresse des damaligen Landesleiters der DÖV an. Die Mitgliedschaft in der DÖV gibt er in den Formblättern nicht an, obwohl dort nach vorhergehender politischer Betätigung gefragt wird.

Auf ihren eigenen Briefbögen bezeichnet sich die DÖV als „Hitlerbewegung“, allerdings in Klammern nach dem Kürzel.¹⁹ Die DÖV arbeitete direkt mit der NSDAP in Brasilien zusammen, wenn diese die DÖV nicht sogar finanzierte. *Der Deutsche Morgen*, das Parteiorgan der NSDAP in Brasilien, wurde in der Firma eines Parteimitglieds der DÖV gedruckt. Die Mehrzahl der DÖV-Mitglieder ging nach dem Ersten Weltkrieg nach Brasilien (Prutsch 1996: 183-185). Adolf Tom gehört genau zu dieser Personengruppe und hat seine Migration in eben diesem Sinne gerechtfertigt.

Als eine Art Lebensmotto schreibt er im Folgenden: „Als Nationalsozialist tat ich jederzeit unter schwersten persönlichen Opfern meine Pflicht.“ Damit formt er die von der Nazipropaganda aufgegriffene alte Redensart Montesquieus „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“²⁰ um und präsentiert sich so einmal mehr als konformer und guter Nationalsozialist.

Auf seiner Schnellsicht-Karteikarte ist als Rückkehrgrund „Heimkehr der Ostmark ins Großdeutsche Reich“ angegeben, was er selbst wie folgt formuliert: „Als dann der Anschluss meiner Heimat an das Deutsche Reich erfolgte, war ich drüben nicht mehr zu halten.“ Er erwähnt hier nicht, dass er sich schon vorher um seine Rückwanderung bemüht hatte. In der Akte befindet sich ein Schreiben vom 28. Januar 1938 des Zellenleiters seines NSDAP-Stützpunkts an das RWA in Berlin, das über „Pg. Adolf Tom[s]“ Rückwanderabsichten informiert und ihm gleichzeitig unter anderem lobend bescheinigt, dass er „als Nationalsozialist [sic] vorbildlich gelebt und gehandelt [hat].“ Zwei Monate vor dem Anschluss hätte er über das RWA nur nach Deutschland rückwandern können.

Es zeigt sich, dass es für Adolf Toms Rückkehr nicht nur Pull-Faktoren gab; auch Push-Faktoren, „andere mittlerweile eingetretene Verhältnisse“, gaben ihm Anlass, Brasilien zu verlassen. Diese sind ihm allerdings nicht so wichtig wie der Anschluss; sie „trugen dazu bei meinen Vorsatz [...] umzusetzen.“ Im Formular A nennt er als Motiv: „Um meine Kinder dem Deutschtum zu erhalten.“ Im Lebenslauf schreibt er darüber ausführlicher, und man erfährt so mehr über seine drei Kinder und wie er selbst die brasilianische Nationalisierungspolitik während des Estado Novo Regimes (1937-1945) erlebte. So wurde ihm der „deutsche Privatunterricht, den ich selbst meinen Kindern gab“, verboten und diese durften schließlich „nur noch in der Landessprache unterrichtet werden“. Seinen Kindern widmet er fünf Zeilen, vergleichsweise wenig, wenn man bedenkt, dass er der Schilderung seiner Karriere als Postbeamter fast ebenso viel Raum gibt. Wieder können wir eher aus dem formalen Antragsteil Details über ihn selbst erschließen, nämlich dass er seinen Kindern Wilhelm und

19 Brief vom DÖV an das Iberoamerikanisches Institut, São Paulo, 28.11.1937. Bestand Rep. 218, Signatur 214, Bd. 5, Geheimes Staatsarchiv Berlin.

20 Dieses Motto wurde auch auf mehreren Münzen des Dritten Reichs geprägt.

Frieda, geboren 1925 und 1926, sehr deutsche Vornahmen gab und für den Nachzügler von 1937 seinen eigenen Namen, der zugleich der Name des „Führers“ war: Adolf.

Zwischen März und Mai 1938, als die Familie Tom noch in Brasilien lebte, erließ die brasilianische Regierung mehrere Gesetze in Bezug auf die im Land lebenden vielen nicht naturalisierten Ausländer (Perazzo 1999: 44-47). Das Gesetz vom 18. April 1938, auf das sich Tom bezieht, hatte alle ausländischen Parteien verboten, was ihn sicher hart getroffen hat.²¹ Eine Woche später kam ein Dekret heraus, das die brasilianische Staatsangehörigkeit und Einbürgerung der Ausländer regelte. Die darin ermöglichte Einbürgerung verlangte die Aufgabe der vorherigen Staatsbürgerschaft.²² Weder Adolf Tom noch seine Frau hatten sich bisher eingebürgert. In den nach der Rückwanderung ausgefüllten Formularen gab er für sich und auch seine Frau als „jetzige Staatsangehörigkeit“ die deutsche und als „evtl. frühere Staatsangehörigkeit“ die österreichische an. Ihre drei in Brasilien geborenen Kinder, waren dort automatisch Brasilianer und als solche der Nationalisierung unterworfen.

Im Mai 1938 begann die Bundesregierung, Einfluss auf die Nationalisierung des Schulwesens zu nehmen.²³ Der Zwang, Portugiesisch zu lernen, scheint Tom als Bedrohung des mühsam erhaltenen „Deutschtums“ empfunden zu haben.²⁴

Als letzter Push-Faktor wird das Verhältnis zum Chef erwähnt, so als habe dieser Aspekt das Fass zum Überlaufen gebracht. Grund für das schlechte Verhältnis zum Chef ist Toms Antisemitismus. Man hat den Eindruck, dass Tom in seinem Lebenslauf grundlegendes Gedankengut der Nazis abarbeitet. Zuerst zeigt er sich als treuer Parteigenosse und Kämpfer für die Erhaltung des Deutschtums. Dass er auch das antisemitische Gedankengut inkorporiert hat, belegt er mit dem Verhältnis zu seinem Vorgesetzten: „Auch meine Stellung zu meinem Chef, der Jude oder Halbjude sein dürfte, (Oscar Hermann aus Stuttgart) war Feind des Nat. Soz. und liess es mich die ganzen letzten Jahre hindurch fühlen.“ Dabei sind die Vorwürfe gegen den Chef nicht nur sehr opportunistisch, sondern zudem auch undankbar, denn erst in dessen Firma hat er den lange entbehrten sozialen Aufstieg vom Hilfsarbeiter zum ersten Buchhalter geschafft. In dieses Argumentationsfeld spielt auch die nationalsozialistische Idee der deutschen „Volksgemeinschaft“ hinein, der sich Adolf Tom zugehörig fühlt. Wie der Historiker Michael Wildt hervorhebt, stellte der Antisemitismus den Kern der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft dar: „Inklusion der Volkgenossen sowie Exklusion und Selektion der ‚Gemeinschaftsfremden‘ stellten die beiden Seiten der Volksgemeinschaft dar.“ (Wildt 2008: 15).

Nachdem drei ihm wichtige Lebensgrundlagen derart gefährdet waren, wollte Adolf Tom nicht mehr in Brasilien bleiben. Er verschleuderte sein „eigenes mühsam erworbenes Haus“ und kehrte im August 1938 mit seiner Familie in seine „freie Heimat zurück“. So erzählte er wieder Geschichte anhand seiner politischen Einstellung.

Ähnlich gelagerte Fälle aus Österreich, die im RWA dokumentiert sind, erwähnen ebenso den Anschluss und die Einbürgerungspolitik als Gründe für die Rückwande-

21 Erlass Nr. 383, vom 18.04.1938. <http://legis.senado.leg.br/legislacao/ListaPublicacoes.action?id=12588&tipoDocumento=DEL&tipoTexto=PUB>.

22 Erlass Nr. 389, vom 25.04.1938. <http://www6.senado.gov.br/legislacao/ListaTextoIntegral.action?id=5490>.

23 Zur Nationalisierungspolitik in den Schulen siehe Kreutz 2010.

24 Zum Verbot, während des Estado Novo in Brasilien deutsch zu sprechen, vgl. Campos 2006.

rung. Mit dem Anschluss wurden das Ehepaar Tom und ihre österreichischen Landsleute Staatsbürger des Großdeutschen Reichs. Per Rundschreiben informierte die RWA-Zentrale ihre Zweigstellen darüber, dass alle österreichischen Staatsbürger, die nach dem Anschluss ins „Reich und Österreich“ kamen, auch als Rückwanderer anzuerkennen sind.²⁵ Nach diesem Erlass waren weder die ehemalige Staatsbürgerschaft noch der neue Wohnort relevant.

Obwohl die Familie Tom in die Heimatstadt zurückkehrte, hatten sie Schwierigkeiten wieder Fuß zu fassen. Es ist unklar, warum das zuständige RWA in Wien Adolf Tom erst sieben Monate nach der Rückkehr erfasste.²⁶ Der zweieinhalb Seiten umfassende maschinengeschriebene Lebenslauf – die meisten anderen sind handgeschrieben – zeigt uns seine Interpretation der ökonomischen, sozialen und politischen Situation vor seiner Rückwanderung. Auch wenn das Schreiben des Lebenslaufes eine Forderung des RWA war, die viele Verfasser nicht gerade inspirierte, nutzte Adolf Tom diese Gelegenheit, um seine Frustrationen und Ressentiments zum Ausdruck zu bringen.²⁷

In den ersten beiden Dritteln des Textes behandelt Adolf Tom sein Leben vor der Rückwanderung, das letzte Drittel dreht sich nur um die sieben Monate seit seiner Rückkehr und gibt Einblick in Adolf Toms privates Leben und seine persönlichen Frustrationen nach der Rückkehr. Dieser Einblick in die Wahrnehmung eines Rückwanderers macht seinen Fall so interessant, da hier das Ankommen in der Realität des Großdeutschen Reichs reflektiert wird.²⁸

Die Erwartung, als Mitglied der NSDAP in Brasilien nach der Rückkehr in besserer Position wieder in den Postdienst übernommen zu werden, zerschlug sich trotz eines Empfehlungsschreibens des damaligen Landesleiters der DÖV und der Kreisleitung der NSDAP. Er wurde nur einfacher Postangestellter mit entsprechend kleinem Gehalt. Auch in Bezug auf die Wohnung drückt er seine Unzufriedenheit aus: „Bin nun schon über ein halbes Jahr in meiner Heimat, wohne in Untermiete, da ich wegen Wohnungsmangel und auch wegen der Unmöglichkeit, mir eine Einrichtung zu kaufen, nicht daran denken kann, einen eigenen Hausstand zu führen.“ Aus einem späteren Schreiben ist ersichtlich, dass sich das Ehepaar mit den drei Kindern ein Haus mit nur zwei Zimmern mit den Eltern und einer verheirateten Schwester teilen musste.²⁹

Wie die meisten Rückwanderer hatte Adolf Tom sehr hohe Erwartungen an den Nationalsozialismus, als er wieder nach Innsbruck kam. Folgt man seiner Selbstdarstellung, scheinen diese Erwartungen nicht erfüllt worden zu sein. Dass er trotzdem mit seinem Los zufrieden ist, liegt daran, „dass meine Kinder wenigstens dem

25 Rundschreiben Nr. 110/38 RWA an allen Zweigstellen des RWAs. Berlin, 6.10.1938. NS 9-65, BArch Berlin.

26 Mitteilung vom RWA-Wien an Pg. Adolf Tom, 03.03.1939. Akte Adolf Tom. Mikrofilm B0003, RWA-Länder 3601, BArch Berlin.

27 Alessandro Portelli definiert Subjektivität als einen Raum der Konstruktion und Bedeutungszuweisung für die eigene Erfahrung und die eigene Identität (Portelli 1996: 60). Danach können wir den Lebenslauf als Basis für die Konstruktion einer lebhaft empfundenen Subjektivität begreifen.

28 Laut Paul Ricoeur formt der Aufbau die Erzählung und verbindet verschiedenste verstreute Ereignisse zu einer kompletten und vollständigen Geschichte (1994: 10). Die autobiographische Erzählung verknüpft verschiedene Zeitabschnitte mit dem Ziel, eine kohärente Lebensgeschichte zu schaffen, und dem Sinn, den der Erzähler ihr geben will.

29 Brief von Adolf und Maria Tom an der AO der NSDAP, Innsbruck, 24.10.1941. Akte Adolf Tom. Mikrofilm B0003, RWA-Länder 3601, BArch Berlin.

Deutschtum erhalten geblieben sind“, was in Brasilien wegen der Einbürgerungspolitik unmöglich geworden war, wie Tom es in den Formularen ausdrückt. Doch auch in politischer Hinsicht ist er enttäuscht. Die fehlenden Zukunftsaussichten veranlassen ihn zu der Überlegung, „nach Rückerhalt unserer Kolonien nach dorthin auszuwandern“. Er verknüpft hier seine Frustrationen und seine nicht erfolgreiche Wiedereingliederung in der Heimat mit dem nationalsozialistischen Diskurs über die Rückgewinnung der „geraubten Kolonien“.

Seine Erfahrungen in der Heimat und mit den „Volksgenossen“ verhindern sogar, dass er sich stolz zum Nationalsozialismus bekennt:

Mit unserem grossen Idealismus passen wir auch garnicht mehr recht hieher [sic]. Ich war von der persönlichen Einstellung eines grossen Teiles der hiesigen Bevölkerung auf das tiefste enttäuscht. Parteigenossen haben wir hier in Hülle und Fülle, Nationalsozialisten aber nur sehr wenige. Ich weiss nicht, ob ich recht tue, aber obwohl ich hier meine Beiträge regelmässig weiterzahle und auch bereits eine neue Mitgliedskarte mit einer Nummer von über 6.000.000 besitze, bringe ich es nicht fertig, mein Parteiabzeichen zu tragen. Drüben allerdings trug ich es mit Stolz. Hier fehlt eben das gute Beispiel von berufener Seite. Wenn ich aber trotzdem meinen Glauben nicht verliere, so ist es das Bewusstsein, dass die heranwachsende Jugend nicht nur zu Parteigenossen, sondern zu wirklichen Nat. Sozialisten erzogen wird.

Seine Mitgliedsnummer war ihm deswegen so wichtig, weil er auf keinen Fall mit den „Märzgefallenen“ assoziiert werden wollte, denjenigen, die aus purem Opportunismus nach den Reichstagswahlen im März 1933 in die NSDAP eingetreten waren. Auch wenn Adolf Tom nicht schon vor 1933 in die Partei eingetreten war, versucht er doch, sich als überzeugten Nazi darzustellen und von den Opportunisten abzugrenzen. Seine Erzählung verläuft so, wie es Philippe Artières es in seinem Text über die „Archivierung des Ich“ diskutiert. Die Erzählpraxis konstruiert das Ich und ist gleichzeitig eine Resistenz, weil sie versucht, das intime Selbstbild in Gegensatz zum sozialen Image zu setzen (Artières 1998: 4). Es ist die Gelegenheit, in dem sich das Individuum sichtbar macht, so wie es sich selbst wahrnimmt und gesehen werden will (Artières, 1998: 29).

Bis hierher wurden Elemente des im Lebenslauf von Adolf Tom selbst erzählten Lebens betrachtet. Die erlebte Lebensgeschichte, die im Folgenden anhand seiner Akte erschlossen wird, gibt weitere Elemente preis.

Als seine Frau von der Möglichkeit einer Erstattung der Kosten für die Überfahrt von Brasilien erfahren hatte, wendet sie sich in ihrer „Notlage“ am 9. August 1941 an „Ihre geschätzte Adresse“, die der NSDAP-Auslandsorganisation in Stuttgart. Sie schildert die Gründe, die die Familie zur Rückreise veranlassten, und warum sie dringend auf die Rückerstattung angewiesen ist: „(...) die Heimreise aber verzehrte uns [sic] hart erworbenes vollständig, so dass wir mittellos hier ankamen.“ Sie schließt das Schreiben, um ihre Bitte zu bekräftigen, folgendermaßen:

Möchte noch bemerken, dass mein Gatte seit dem Bestehen der Auslandsorganisation der NSDAP in Brasilien, Mitglied derselben war (Mitgliedsnr. 3.509.925). Er war auch aktiv tätig.

*Der Zusendung der betreffenden Fragebögen entgegensehend zeichne ich im Voraus schon mit Bestem Dank für Ihre Mühe mit
Heil Hitler
Adolf und Maria Tom [Unterschrift]*

Im Verlauf des folgenden Schriftwechsels wird amtlich das fragliche Parteieintrittsdatum geklärt. In den ersten Fragebogen für Rückwanderer, die Adolf Tom sieben Monate nach seiner Ankunft mit Schreibmaschine ausgefüllt hatte, ist als Eintrittsdatum Juni 1935 angegeben und die Mitgliedsnummer „(jetzige)“ 6.216.815. Im gleichen Formular, das er am 22. August 1941 wegen der Kostenerstattung handschriftlich ausfüllte, gibt er den „1. Jänner 1936“ und die erste, niedrigere Mitgliedsnummer an. Das RWA konnte den Fall mit Hilfe eines Schreibens der Auslandsorganisation vom 24. September desselben Jahres klären, die das Eintrittsdatum, wahrscheinlich das Datum der offiziellen Registrierung, vom 1.1.1936 und die niedrigere Mitgliedsnummer bestätigt.³⁰

Wichtiger bei der überlieferten Korrespondenz als die Mitgliedsnummer ist jedoch die prekäre Wohnungssituation der Familie. Es wird aus den Akten nicht klar, ob es an ihrer Ungeduld oder am Stolz des gekränkten Toms lag, dass Maria sich „in Abwesenheit meines Gatten“ an die Auslandsorganisation in Stuttgart wandte. Aber letztlich kam so wieder Bewegung in den Vorgang. Marias Schreiben wurde an die zuständige Zweigstelle in München weitergeleitet, von der ihr am 10.9.1941 ein kurzes, aber freundliches Antwortschreiben zuing, sie solle sich an die örtliche Stelle der NS-Volkswohlfahrt wenden. Der Bearbeiter schließt: „Zu gegebener Zeit ersuche ich um Mitteilung, was Sie bei diesen Ämtern erreicht haben, damit ich mich evtl. weiter für Sie einsetzen kann. Heil Hitler!“

Ermutigt durch das Schreiben, wandte sich das Ehepaar kurze Zeit später, am 24. Oktober, wegen ihrer „absolut unzulänglichen“ Wohnung wieder an die Auslandsorganisation in München:

Nun bitten wir Sie, als in unserem Falle einzig zuständige Stelle uns Rückwanderern den großen Gefallen zu erweisen und an den Oberbürgermeister der Gauhauptstadt Innsbruck (bei welchem wir schon mehrfach vorgesprochen haben) unter Angabe unserer Einreisedaten zu schreiben, bzw. zu bestätigen, dass wir Rückwanderer sind und als solche doch in erster Linie bezüglich einer Wohnungszuweisung zu berücksichtigen wären.

Darauf antwortet der Sachbearbeiter am 11. November mit einem positiven Schreiben. Er hat sich schriftlich an den Oberbürgermeister gewandt und auch eine Vorsprache der Familie ermöglicht. Dieses Schreiben und die Antwort des Oberbürgermeisters vom 13. Dezember sind in der Akte erhalten. Daher wissen wir, dass die Familie Tom schließlich eine Wohnung mit zweieinhalb Zimmern beziehen konnte.

³⁰ Das letztlich bestätigte Eintrittsdatum stimmt aber nicht mit der 1948 erstellten Liste des Office of Military Government for Germany überein. Die amerikanische Liste gibt bei gleicher Mitgliedsnummer, den 5.1.1938 an. Diese Verwirrungen zeigen, dass solche Daten auch mit Vorsicht zu interpretieren sind. (NS 9-184, BArch Berlin).

Soweit lässt sich das Leben eines Rückwanderers aus seinem vorliegenden Lebenslauf, ergänzt durch seine Akte, rekonstruieren. Ob und wie er das Kriegsende erlebte, ist ebenso wenig bekannt wie Näheres über sein weiteres Schicksal.

Besonders der letzte Teil des schriftlichen Lebenslaufs gibt interessante Hinweise auf Toms Verständnis des NS-Gedankengutes. Adolf Tom zeigte sich als überzeugter Nazi, der den Versprechungen der Propaganda glaubte, die ihn auch in Brasilien erreichten. Er hoffte, sich durch die Rückwanderung ins Großdeutsche Reich beruflich und finanziell besser stellen zu können. Als das nicht eintrifft, will er seinen Lebenslauf nutzen, um das RWA von seiner politischen Zuverlässigkeit zu überzeugen, auch wenn dieser Lebenslauf tatsächlich allein zur Registrierung benötigt wurde. Tom äußerte darin seine tiefen Ressentiments wegen seiner Parteimitgliedschaft, beschrieb die prekären Lebensbedingungen nach der Rückkehr und die als weitere Erniedrigung empfundene Nichtwiederaufnahme in die alte Stellung bei der Post, und das alles sehr konkret und mit offener Kritik.

Wie um dieses unausgesprochenen Ressentiment und seine Enttäuschungen zu betonen und zu zeigen, dass er Besseres verdient hätte, schreibt er in seinem Lebenslauf: „Als Nationalsozialist tat ich jederzeit unter schwersten persönlichen Opfern meine Pflicht.“ Nach dem „Anschluss“ war er nicht mehr zu halten, aber seine unausgesprochenen, offensichtlichen Erwartungen, sich durch die Rückwanderung materiell und sozial zu verbessern, erfüllten sich nicht. Das traf ihn umso härter, als er ja in Brasilien gut etabliert war und allein für die Rückkehr in die „freie Heimat“ alles „verschleudert“ hatte. Aus anderen Akten des RWA können wir ersehen, dass andere „verdiente Nazis“ bei ihrer Rückkehr durchaus bevorzugt behandelt wurden.

In seiner Selbstdarstellung zeigt Adolf Tom, ohne es direkt zu sagen, dass er immer in anderen die Schuldigen an seinem Leiden sieht. Diese imaginäre Darstellung des Fehlens im Ressentiment wird immer als Schaden interpretiert, wie die Psychoanalytikerin Rita Maria Kehl ausführt (2004: 11-12).

In Toms Schreiben gibt es die Bestätigung dieses Gefühls und die Konstruktion einer Selbstdarstellung als eines belasteten, beschädigten und benachteiligten Mannes. Am Ende seines Lebenslaufes drückt er deswegen sogar seinen Groll gegen die Verantwortlichen auch in Deutschland aus: „Im Übrigen wird wohl auch hier eines Tages ein eiserner Besen kommen und alles Unreine hienaus [sic] fegen.“

Bemerkenswert ist hier, dass die damals oft benutzte Redensart vom eisernen Besen auch der Titel eines österreichischen antisemitischen Blattes war. Wie um sich abzusichern, drückt er im nächsten Satz schon seine gläubige Zuversicht in die Partei aus und bekräftigt abschließend seine Treue zum Führer:

Auf diesen Tag warte ich mit gläubiger Zuversicht, und wenn er kommt, dann will ich auch mein Parteiabzeichen wieder mit Stolz tragen. Mein Lebenslauf wäre somit in groben Umrissen geschildert. Mit der Versicherung, dass ich auch hier stets einsatzbereit für die Idee unseres Führers bleiben werde, zeichne ich mit deutschen Grusse. Adolf Tom. Postangestellter, Postamt Innsbruck 2 [Unterschrift].

Der Historiker Michael Wildt schreibt, dass Hitlers Charisma, dem auch Adolf Tom erlegen war, „nicht allein in seinen persönlichen Fähigkeiten zu suchen sei, sondern vor allem darin, wie diese Fähigkeiten von den Anhängern bewertet wurden.“ (2008:

90). In diesem Zusammenhang kommt er auf die Loyalität und Bindungskräfte zu sprechen, die Adolf Tom hier so pathetisch versichert. Dass er, nachdem er so viele Schwierigkeiten nach der Rückkehr erlebte, nicht resigniert hat, zeigt uns der zweite Fragebogen A, den er zwei Jahre später ausfüllen musste. Im Zusammenhang mit der Parteizugehörigkeit vermerkt er „Pol. Leiter (Blockleiter)“.

4. Schlussbemerkungen

Die Auswertung der Rückwandererakten bietet dem Historiker aufschlussreiche Möglichkeiten, Individuum und historische Abläufe miteinander zu verknüpfen.

Der Fall Tom zeigt, dass auch Nicht-Reichsdeutsche aus dem Kreis „kleiner Leute“ im Ausland die Möglichkeit hatten, Parteimitglieder zu werden. In der Forschung über die NSDAP in Brasilien ist dies bisher nur für Beispiele aus höheren Parteidkreisen und von Genossen, die in der Öffentlichkeit eine wichtige Funktion hatten, belegt, während die für einfache Parteimitglieder lediglich vermutet wird (Moraes 2002: 139).

Toms Fall ebenso wie auch die anderen dokumentierten Fälle, unter denen es etwa gleich viele Parteigenossen wie Nichtmitglieder gab, geben Einblicke in persönliche Erfahrungen im deutsch-brasilianischen Umfeld auch nach dem Verbot ausländischer Parteien in Brasilien und damit auch der NSDAP. Die meisten Arbeiten über die NSDAP in Brasilien berücksichtigen nur die Zeit bis zum Verbot oder Fälle von Repressionen während der Nationalisierungspolitik in Folge der brasilianischen Kriegserklärung an Deutschland im August 1942.

Die überlieferten Akten erlauben es, auch solche Aspekte sichtbar zu machen, die oft einer gesellschafts- und politikgeschichtlichen Makrosicht entgehen. Heute aktuelle Forschungsansätze über die „Volksgemeinschaft“ können, wie auch die vorliegende Fallstudie zeigen konnte, in den Akten des Rückwandereraktes ein reiches Betätigungsfeld finden.

Auch werden durch solche Lebensläufe, wie im hier betrachteten Fall eines „kleinen Mannes“, konstruierte Lebensdeutungen, Positionen, Gefühle und Erwartungen sichtbar. Sie machen nachvollziehbar, wie die Rückwanderer sozialisierte und standardisierte Modelle gesellschaftlicher Normen verwenden, um ihre Lebensgeschichte zu verfassen, und wie sie sich im Spannungsfeld zwischen erwünschten und unerwünschten Normen bewegten. Auf der anderen Seite wird deutlich, wie sie diese benutzten, um ihre eigenen Interessen zu verfolgen und ihren Erwartungen Ausdruck zu geben.

Adolf Tom nutzte den geforderten Lebenslauf, um ein narratives Drama mit sich selbst in der Opferrolle zu konstruieren, das seine Vergangenheit erklärt und interpretiert. Man kann darin auch eine Mischung aus Anbiederung an das Regime, seine persönlichen Frustrationen und auch konkrete Probleme wie Wohnungsnot oder nicht adäquate Arbeit, massive Kritik an der damaligen Gesellschaft und Loyalitätsbekundungen eines dem Führer treu ergebenen, gläubigen Nationalsozialisten finden.

LITERATUR :

- Artières, Philippe (1998): *Arquivar a própria vida*, Estudos históricos, 11(21), 9-34.
 Berlin Document Center (1994): *The Holdings of the Berlin Document Center. A guide to the collections*, Berlin.

- Bourdieu, Pierre (2002): A ilusão biográfica. In: Amado, Janaína; Ferreira, Marieta de Moraes (Hg.) *Usos & Abusos da História Oral*, 5. Aufl., Rio de Janeiro, 183-191.
- Campos, Cynthia Machado (2006): A política da língua na Era Vargas. A proibição do falar alemão e resistência no Sul do Brasil, Campinas.
- Frotscher, Méri (2011a): Memórias de guerra y del nazismo en dos generaciones de descendientes de alemanes repatriados a Brasil, *Historia, Voces y Memoria*, 3, 49-78.
- Frotscher, Méri (2011b): Língua, memória e identidade. Considerações metodológicas sobre histórias de vida de migrantes bilíngues, *História Oral*, 14(1), 97-122.
- Frotscher, Méri (2013): De „alemães no exterior“ a brasileiros? A repatriação de cidadãos brasileiros da Alemanha ocupada (1946-1949), *História Unisinos*, 17(2), 81-96.
- Halbwachs, Maurice (2006): A memória coletiva, São Paulo.
- Kehl, Maria Rita (2004): Ressentimento, São Paulo.
- Kreutz, Lúcio (2010): Escolas étnicas no Brasil e a formação do Estado nacional. A nacionalização compulsória das escolas dos imigrantes (1937-1945), *Poiésis*, 3(5), 71- 84.
- Moraes, Luis Edmundo (2002): Konflikt und Anerkennung. Die Ortsgruppen der NSDAP in Blumenau und in Rio de Janeiro, Berlin (Dissertation).
- Müller-Botsch, Christine (2009): Den richtigen Mann an die richtige Stelle: Biographien und politisches Handeln von unteren NSDAP-Funktionären, Frankfurt am Main.
- Oltmer, Jochen (Hg.) (2012): Nationalsozialistisches Migrationsregime und „Volksgemeinschaft“, Paderborn.
- Perazzo, Priscila Ferreira (1999): O perigo alemão e a repressão policial no Estado Novo, São Paulo.
- Portelli, Alessandro (1996): A filosofia e os fatos, *Tempo*, 1(2), 59-72.
- Prutsch, Ursula (1996): Das Geschäft mit der Hoffnung. Österreichische Auswanderung nach Brasilien (1918-1938), Wien/Köln/Weimar.
- Rinke, Stefan (1996): Der letzte freie Kontinent. Deutsche Lateinamerikapolitik im Zeichen transnationaler Beziehungen, 1918-1933, Stuttgart.
- Ricoeur, Paul (1994): Tempo e narrativa, Bd. 1, Campinas.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt/New York.
- Rosenthal, Gabriele (2002): A estrutura e a Gestalt das autobiografias e suas conseqüências metodológicas. In: Amado, Janaína; Ferreira, Marieta de Moraes (Hg.) *Usos & Abusos da História Oral*, 5. Aufl., Rio de Janeiro, 193-200.
- Wildt, Michael (2008): Geschichte des Nationalsozialismus, Göttingen.

Kommentierte Edition ausgewählter Zeitzeugenberichte zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa

Ralf Meindl

Zusammenfassung

Das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) hat in Kooperation mit dem Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen (IGB) eine Online-Edition von 50 Zeitzeugenberichten zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa ausgearbeitet. Die ausgewählten Berichte sollen den Wert der Zeitzeugenberichte als Quelle für das historische Geschehen im östlichen Europa demonstrieren, aber auch deutlich machen, dass sich an ihnen die Erinnerungskultur der Nachkriegsgesellschaften in West- und Ostdeutschland sowie die gesellschaftlich-politischen Implikationen dieser Erinnerungskultur untersuchen lassen. Leitmotiv der Quellenauswahl war, möglichst viele Facetten der Archivbestände zu versammeln. Dabei wurden insgesamt fünf Kategorien berücksichtigt, innerhalb derer diese Vielfalt erzielt werden soll: die Region, die zeitliche Erstreckung und die Themen, von denen die Quellen berichten, die Person der Berichterstatterin oder des Berichterstatters und die Gattung des Berichts.

Einleitung

Eines der größten thematisch zusammenhängenden Konvolute von Zeitzeugenberichten findet sich über die unterschiedlichsten Institutionen verteilt im gesamten deutschen Sprachraum und vereinzelt auch in den angrenzenden Ländern. Die Rede ist von Zeitzeugenberichten von Deutschen aus dem östlichen Europa. Sowohl die Existenz dieser Berichte wie auch ihre verstreute Überlieferung sind Folgen von Umsiedlung, Flucht und Vertreibung während des Zweiten Weltkriegs und in den Jahren danach. Dieses epochale Ereignis hatte zur Folge, dass die Kulturen derjenigen Deutschen, die in den Ostgebieten des Deutschen Reiches oder in Siedlungsiseln in Ost- und Südosteuropa gelebt hatten, in ihrer traditionellen Form nicht mehr existierten. Insbesondere in Westdeutschland entstanden nach 1945 landsmannschaftliche Zusammenschlüsse, Museen und Institute, die sich dem Erhalt dieser Kulturen annahmen. Die Bundesrepublik Deutschland verpflichtete sich durch das Bundesvertriebenengesetz vom 19. Mai 1953 ebenfalls diesem Ziel und fördert seitdem kulturelles und wissenschaftliches Engagement in diesem Themenbereich. In diesem Rahmen initiierten und unterstützten die verschiedensten Träger aus unterschiedlichen Zielvorstellungen heraus die Anfertigung und Sammlung von Zeitzeugenberichten. Zugleich regte die Verlusterfahrung ungewöhnlich viele Betroffene an, aus eigenem Antrieb ihre Erlebnisse niederzuschreiben oder Berichte über ihre ehemalige Heimat zu ver-

fassen. Um ihre Erinnerungen zu bewahren, übergaben sie ihre Ausarbeitungen oft an ihnen bekannte Einrichtungen, die sich mit ihren Heimatregionen beschäftigten. Auf diese Weise entstanden auch in Institutionen, die über kein systematisch angelegtes Archiv verfügen, mehr oder minder umfangreiche Bestände an Zeitzeugenberichten. Zu nennen wären hier beispielsweise Museen, die sich mit ehemals deutsch besiedelten Gebieten beschäftigen¹, oder Kulturzentren wie das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen². Diese Konvolute sind der Forschung im Allgemeinen zugänglich, allerdings sind sie nicht immer leicht zu recherchieren. Das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) hat es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, ein Repertorium zu diesen Beständen anzulegen, welches auf der Homepage des BKGE einsehbar ist.³ Dort werden die Bestände von 71 Institutionen beschrieben (Stand Oktober 2013). Diese Materialien sind auch nach Regionen erschlossen, das BKGE unterscheidet zwischen 57 Gebieten, zu denen Bestände aufgelistet werden. Das Projekt versteht sich als *work in progress*, das ständig ergänzt und aktualisiert wird (Kalinke 2011/2012).

Zur Ergänzung der Edition und zur Veranschaulichung der Forschungsfelder, welche die im Repertorium vorgestellten Bestände eröffnen, hat das BKGE in Kooperation mit dem Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen (IGB) eine Online-Edition von 50 Zeitzeugenberichten ausgearbeitet. Dabei konnten im Peer-Review-Verfahren die methodischen und editorischen Erfahrungen des IGB mit den im BKGE versammelten historischen und landeskundlichen Kompetenzen optimal verknüpft werden.

Die ausgewählten Berichte demonstrieren zum einen den Wert der Zeitzeugenberichte als Quelle für das historische Geschehen im östlichen Europa. Zum anderen lassen sich an ihnen die Erinnerungskultur der Nachkriegsgesellschaften in West- und Ostdeutschland sowie die gesellschaftlich-politischen Implikationen dieser Erinnerungskultur untersuchen. Darüber hinaus öffnen die Zeitzeugenberichte den Blick darauf, wie die Autorinnen und Autoren selbst ihre persönlichen Erfahrungen verarbeiteten, insbesondere diejenigen im Zusammenhang mit Flucht und Vertreibung. In den politisch wie emotional stark aufgeladenen Diskursen um eben diese Ereignisse wurden die entsprechenden Zeitzeugenberichte oft einseitig benutzt oder sogar instrumentalisiert (Kalinke 2011/2012: 8). Die Edition möchte deshalb auch auf die Vielfalt der in derartigen Quellen aufzufindenden Themenbereiche hinweisen und einen quellenkritischen Umgang mit ihnen demonstrieren.

Die Edition kann keine quantitative Analyse der existierenden Zeitzeugenberichte erarbeiten, zumal entsprechende Vorarbeiten bislang noch fehlen. In der Forschung wurde bisher keine übergreifende, quantifizierende inhaltliche oder formale Erschließung der Zeitzeugenberichte aus dem östlichen Europa vorgenommen noch eine entsprechende Systematik angelegt oder Instrumente zu deren Klassifikation entwickelt. Über die Analyse einzelner Bestände hinausgehende detaillierte Untersuchungen darüber, welche Personenkreise Berichte anfertigten und welche Themen in welcher Häufig-

1 <http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/?inst=38>;
<http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/?inst=70>;
<http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/?inst=81>; Zugriff am 05.11.2013.

2 <http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/?inst=33>; Zugriff am 05.11.2013.

3 <http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/>; Zugriff am 30.10.2013.

keit aufgegriffen wurden, fehlen. Auch die Berichtsdichte aus den unterschiedlichen Regionen kann nur geschätzt und sehr vorsichtig in ungefähre Relationen gebracht werden (Kalinke 2011/2012: 5 f., 10-19). Vor diesem Hintergrund war es nicht möglich, die Auswahl der zu edierenden Quellen nach repräsentativen Gesichtspunkten vorzunehmen. Leitmotiv der Quellenauswahl war vielmehr, möglichst viele Facetten der Archivbestände zu versammeln. Dabei wurden insgesamt fünf Kategorien berücksichtigt, innerhalb derer diese Vielfalt erzielt werden soll: Die Region, die zeitliche Erstreckung und die Themen, von denen die Quellen berichten, die Person der Berichtserstatterin oder des Berichterstatters und die Gattung des Berichts. Insbesondere wurde darauf geachtet, möglichst viele Berichte aufzunehmen, die sich mit regionalen oder epochalen Spezifika beschäftigen, um damit den Eigenheiten der jeweiligen Region und ihrer historischen Entwicklung Rechnung zu tragen.

Da in erster Linie die Leiden und die Verlusterfahrungen am Ende des Zweiten Weltkriegs die Autorinnen und Autoren dazu animierten, ihre Erinnerungen niederzuschreiben, wird in den meisten Quellen ein Bezug zu diesen Ereignissen der Geschichte hergestellt. Ein epochaler Schwerpunkt in der Mitte der 1940er Jahre ließ sich also nicht vermeiden. Darüber hinaus wurde die Vielfalt der Auswahl dadurch durchbrochen, dass Berichte, die bereits an prominenter Stelle veröffentlicht wurden, beispielsweise in der Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa (Bundesministerium für Vertriebene und Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, 1953-1962), nicht in die Edition aufgenommen wurden, um dadurch mehr Raum für die im Repertorium erschlossenen, weniger bekannten Bestände zu erhalten.

Eine zusammenfassende Analyse der Beobachtungen, die anhand der Anwendung der fünf genannten Auswahlkategorien gemacht werden konnten, lässt das Potential erkennen, das die edierten Quellenbestände für die zukünftige Forschung bieten. Auf die Bestände, aus denen die edierten Quellen ausgewählt wurden, soll hier nicht näher eingegangen werden, da sie im Repertorium ausführlich⁴ und in der Einführung zum Repertorium kursorisch (Kalinke 2011/2012: 5 f., 10-19) beschrieben werden. Da auf die Überlieferungen in mehr als 20 Institutionen zurückgegriffen wurde, würde dies auch den Rahmen der vorliegenden Betrachtung sprengen. Hinzuweisen ist jedoch auf die Sammlungen des Deutschen Tagebucharchivs Emmendingen⁵, des Herder-Instituts Marburg⁶ und des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde in Freiburg⁷. Dort liegen sehr umfangreiche und vielfältige Überlieferungen zu jeweils mehreren der untersuchten Regionen wissenschaftlich erschlossen vor, weswegen aus diesen Beständen mehrere Quellen in die Edition aufgenommen wurden.

Die Regionen

Grundsätzlich konnten Berichte jeder Art in die Edition aufgenommen werden, sofern sie Aspekte deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa nicht nur am Rande thematisieren, sich mit der dortigen Lebenssituation oder in Zeitzeugenschaft mit dort

4 <http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/>; Zugriff am 25.03.2013.

5 <http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/?inst=103>; Zugriff am 05.11.2013.

6 <http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/?inst=74>; Zugriff am 05.11.2013.

7 <http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/?inst=43>; Zugriff am 05.11.2013.

erlebten historischen Ereignissen befassen.⁸ Der Fokus lag dabei zum einen auf den Gebieten, die bis 1918/1945 zum Deutschen Reich gehörten wie Ost- und Westpreußen, Schlesien oder Pommern. Zum anderen wurden soweit möglich aus allen Regionen, in welchen Deutsche als größere Bevölkerungsgruppe lebten, Quellen aufgenommen. In die Auswahl floss nicht ein, ob die Deutschen dort die Bevölkerungsmehrheit bildeten wie in Teilen Böhmens, ob sie als eine unter mehreren Ethnien die regionale Kultur und Geschichte mitprägten wie in Siebenbürgen, ob sie wie im Baltikum eine kleine, aber einflussreiche Bevölkerungsgruppe stellten oder ob sie Angehörige einer eher marginalen Minderheit waren wie in der Slowakei. Beobachtungen im Zusammenhang mit der Erstellung des Repertoriums legen den Schluss nahe, dass insbesondere von Gruppen, welche nach 1945 schnell in der Lage waren, eigene Organisationen zu gründen, viel Material überliefert wurde. Auch angesichts der Bevölkerungszahlen wenig überraschend kann deshalb vor allem für das ehemalige Reichsgebiet sowie für Böhmen und das Baltikum auf reichhaltige Bestände verweisen werden. Gleiches gilt für die größeren deutschsprachigen Siedlungsgruppen in Südosteuropa wie die Siebenbürger Sachsen oder die Banater Schwaben. Kleinere Gruppen aus Südosteuropa wie die Gottscheer hingegen sowie die Deutschen Galiziens, Wolhyniens und des ehemaligen Zarenreiches hinterließen weniger Zeugnisse (Kalinke 2011/2012: 13 f.).

Ein Überblick über die Regionen, aus denen Zeitzeugenberichte ediert werden konnten, bestätigt diesen Befund. Ein Großteil der Quellen stammt aus Ost- und Westpreußen, Schlesien, dem Baltikum und Böhmen. Hier konnte aus reichen, oft gut erschlossenen Sammlungen ausgewählt werden.⁹ Das große Angebot erlaubte es, aus diesen Regionen sowohl Berichte auszuwählen, die von häufig aufgegriffenen Themen berichten, als auch solche, die eher ungewöhnliche Erzählungen darstellen. Die thematische Vielfalt der Quellenbestände konnte daher anhand von Berichten aus diesen Regionen eindrucksvoll belegt werden. Deshalb wurden aus diesen Regionen auch mehr Quellen ausgewählt als aus anderen Gebieten. In einigen Fällen konnten so auch mehrere Berichte ausgesucht werden, die den gleichen historischen Vorgang aus verschiedenen Perspektiven schildern oder die in der Zusammenschau eine bestimmte historische Entwicklung über einen längeren Zeitraum beschreiben. Aus den Beständen zu kleineren Gruppen wurden vor allem Quellen ausgewählt, welche die Spezifika der jeweiligen Region thematisieren. Sie geben Auskunft über den Blick „von unten“ auf historische Ereignisse, gestatten aber auch Einblicke in die spezifische Lebenswelt und Alltagskultur der einzelnen Regionen.

Letztlich konnten nicht alle Regionen, in denen relevante deutsche Bevölkerungsgruppen lebten, berücksichtigt werden. Die Vernachlässigung einzelner deutscher Gruppen oder deutsch besiedelter Regionen stellt aber keine Hierarchisierung dar, sie ist den Arbeitsabläufen, der Verfügbarkeit der Quellen und der rechtlichen Situation bezüglich der Überlieferungen geschuldet.

⁸ Aus pragmatischen Gründen wurden nur deutschsprachige Texte berücksichtigt; im Repertorium sind jedoch auch Bestände mit polnisch- oder tschechischsprachigen Texten berücksichtigt.

⁹ <http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/?region=Ostpreu%C3%9Fen>;
<http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/?region=Westpreu%C3%9Fen>;
<http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/?region=Schlesien>;
<http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/?region=Baltikum>;
<http://www.bkge.de/zeitzeugenrepertorium/?region=B%C3%B6hmen>; Zugriff am 05.11.2013.

Die Autoren

Die Auswahl der Autoren bildet einen Querschnitt durch die sozialen und gesellschaftlichen Schichten der verschiedenen deutschen Bevölkerungsgruppen. Auch hier sollte zum einen die Vielfalt des Quellenmaterials deutlich werden, zum anderen war es nicht möglich, eine typische Berichterstatlerin oder einen typischen Berichterstatter zu charakterisieren. Die Autorinnen und Autoren scheinen vielmehr aus (fast) allen gesellschaftlichen Gruppen zu stammen. Allerdings sind bei der Zusammensetzung der Autorenschaft einige Tendenzen erkennbar, die sich trotz eines auf Diversität ausgerichteten Auswahlverfahrens in der Edition spiegeln. So wurde bei der Auswahl darauf geachtet, dass Autoren beiderlei Geschlechts, verschiedener Bildungsgrade und Altersgruppen sowie unterschiedlicher Berufsgruppen zu Wort kommen. Insgesamt stammen mehr Berichte von Frauen als von Männern.¹⁰ Von vielen Autorinnen und Autoren sind nur wenige oder keine Lebensdaten ermittelbar, die folgenden Angaben zu Alter, Beruf, Bildungsgrad etc. beziehen sich daher vor allem auf die Autorinnen und Autoren, von denen biographische Daten vorliegen oder deren Berichte Rückschlüsse auf die Verfasser zulassen.

Die überwiegende Anzahl der vorhandenen Zeitzeugenberichte wurde als Erinnerungsbericht oder autobiographische Aufzeichnung angelegt, und die Niederschrift erfolgte oft relativ spät, meist dann, wenn die gravierendsten materiellen Folgen des Heimatverlusts überwunden waren und das nahende Lebensende oder Fragen von Kindern und Verwandten, die nicht selbst der Erlebnisgeneration angehörten, Anlass zur Aufzeichnung boten. Fast alle Verfasserinnen und Verfasser hatten deshalb zu dem Zeitpunkt, an dem sie ihre Erinnerungen notierten, die Lebensmitte bereits überschritten und berichteten von unterschiedlich lange zurückliegenden Ereignissen – also nicht selten von Ereignissen aus ihrer Jugend. Daneben steht aber auch eine Anzahl von zeitnah verfassten Berichten und tagebuchartigen Aufzeichnungen von Menschen aus verschiedenen Alterskohorten. Die meisten Zeitzeugen berichten ungeachtet ihres Alters zum Zeitpunkt der Niederschrift über Ereignisse, die sie als (junge) Erwachsene erlebten.

Ein großer Teil der Berichterstatlerinnen und Berichterstatter stammt aus einem agrarischen Kontext, vom einfachen Bauern bis zum adligen Gutsbesitzer. Es sind aber auch viele Hausfrauen, mehrere Akademiker und einige Geistliche vertreten. Weit überproportional finden sich Lehrer unter den Autorinnen und Autoren. Ähnlich facettenreich wie die berufliche gestaltet sich auch die politische Orientierung der Berichterstatlerinnen und Berichterstatter. Diese ist auch deshalb interessant, weil in fast allen Berichten Bezug auf das Kriegsende und damit – wenn auch meist nur indirekt – auf das nationalsozialistische Regime genommen wird. Die überwiegende Mehrzahl der Autorinnen und Autoren äußerte sich nicht explizit zu ihren politischen Einstellungen, in einigen Fällen lassen Randbemerkungen in den Erzählungen vorsichtige Rückschlüsse zu. Insgesamt sind eher konservative Überzeugungen erkennbar, einige Autorinnen und Autoren erscheinen als zumindest zeitweise überzeugte Anhänger, Sympathisanten oder Mitläufer des Nationalsozialismus. Allerdings lässt sich bei ihnen meist nicht feststellen, ob sie von der NS-Ideologie überzeugt waren oder ob sie in erster Linie von dem Propagandabild, welches die zuständigen deut-

10 Das Verhältnis liegt ungefähr bei 54% Frauen gegenüber 46% Männern, wobei aus einigen Quellen das Geschlecht des Verfassers bzw. der Verfasserin nicht eindeutig hervorgeht.

schen Stellen gezielt bei den „Volksdeutschen“ vom „Dritten Reich“ zeichneten, beeindruckt wurden, ohne sich jemals intensiv mit der Ideologie des Nationalsozialismus und der Lebensrealität im nationalsozialistischen Deutschland auseinanderzusetzen zu haben.¹¹

Mit der Ausnahme von zwei Jüdinnen gehörten fast alle Autorinnen und Autoren einer der christlichen Konfessionen an. Da die Konfessionszugehörigkeit selten ausdrücklich thematisiert wird, ist die Anzahl von Protestanten und Katholiken innerhalb der Edition nicht abzuschätzen. Bei einigen protestantischen, in einer nationalen wie religiösen Diaspora lebenden Berichterstatte(r)innen und Berichterstatte(r)n wird deutlich, wie groß die Bedeutung der Religion und wie eng die Verbindung zwischen Konfession und Nationalität für diese Menschen war.¹²

Wie bereits angedeutet sind nicht alle Autorinnen und Autoren den Flüchtlingen und Vertriebenen zuzurechnen. Diese stellen aufgrund der schon mehrfach erwähnten Entstehungsgeschichte der Berichte jedoch die Mehrheit der Berichterstatte(r)innen und Berichterstatte(r). Daneben kommen die ebenfalls bereits erwähnten jüdischen Emigranten und aus politischen Gründen ins Exil Gegangene zu Wort. Mehrere Autorinnen und Autoren gehören zu den „Volksdeutschen“, die schon während des Zweiten Weltkrieges auf deutsche Initiative hin umgesiedelt wurden und dann meist am Kriegsende auf der Flucht vor der Roten Armee erneut ihren Wohnort verlassen mussten. Auch die sogenannten Spätaussiedler sind vertreten, Deutschstämmige, die ihre Heimat nicht am Ende des Zweiten Weltkrieges verlassen mussten, sondern erst in späteren Jahren nach Deutschland übersiedelten. Hinzu kommen Berichte von zwei Frauen, die zwar aus „Vertreibungsgebieten“ stammen, nach Kriegsende dort aber bleiben konnten und in die neue Gesellschaft integriert wurden.¹³ Berichte von Funktionsträgern politischer Parteien bzw. Interessengruppen wie der Landsmannschaften, von Angehörigen von Verwaltung und Militär wurden nicht aufgenommen, da sie oftmals weniger eigene Erlebnisse und Erfahrungen in den Mittelpunkt stellen als vielmehr der (rückblickenden) Erläuterung oder Rechtfertigung administrativer, politischer oder militärischer Entscheidungen oder Überzeugungen dienen und sie zudem häufig in anderen Kontexten bereits publiziert oder ausgewertet wurden (Heinrich/Henning/Jeserich 1993).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass in nahezu allen sozialen Gruppen Autorinnen und Autoren zu finden sind. Selbst Menschen mit einem niedrigen Bildungsniveau, die sich bei der Abfassung ihrer Erinnerungen helfen lassen mussten, verspürten offenbar das Bedürfnis, sich der Nachwelt mitzuteilen.¹⁴ Das in der Edition versammelte Material gestattet so Einblicke in verschiedenste Milieus innerhalb der größeren Gruppen Deutscher im östlichen Europa, von denen viele der Wissenschaft ansonsten verschlossen bleiben würden.

11 <http://www.bkge.de/59758.html>; <http://www.bkge.de/59577.html>; Zugriff am 25.03.2013.

12 <http://www.bkge.de/61829.html>; Zugriff am 25.03.2013.

13 <http://www.bkge.de/61589.html>; <http://www.bkge.de/61783.html>; Zugriff am 25.03.2013.

14 <http://www.bkge.de/59126.html>; Zugriff am 25.03.2013.

Die Quellen

Die edierten Zeitzeugenberichte sind in ihrer Form ähnlich vielgestaltig wie die gesellschaftliche Position ihrer Produzenten. Allerdings ist hier eine – auch den Inhalt beeinflussende – eindeutige Präferenz zu beobachten, die sich leicht aus der bereits mehrfach angesprochenen Entstehungsgeschichte der Quellenbestände erklären lässt. Die meisten Berichte entstanden, weil ihre Autorinnen und Autoren ihre Lebensgeschichte, die Erinnerung an ihre Herkunftsorte und -regionen und/oder an die Ereignisse von Flucht und Vertreibung bewahrt wissen wollten. Dementsprechend waren es vor allem Erinnerungsberichte, die Archiven und verwandten Institutionen anvertraut wurden. Darunter werden hier Berichte verstanden, welche die eigene Erinnerung an konkrete persönliche Erlebnisse, an historische Ereignisse, soziale, politische und wirtschaftliche Verhältnisse, Sprachgebrauch, kulturelle und religiöse Praktiken, Bräuche und Traditionen, Natur und Gesellschaft umfassen. Diese weit gefasste Kategorie lässt sich unterteilen in autobiographische Berichte, in denen das Leben und Erleben der Autorin bzw. des Autors im Mittelpunkt steht, in Familiengeschichten, die ausführlicher auch auf die eigene Herkunft und das Leben von Angehörigen eingehen, und in allgemeine Erinnerungsberichte, die aus einer größeren Distanz zum Geschehen von der Vergangenheit in der „alten Heimat“ berichten und das eigene Leben bzw. die eigenen Erlebnisse nur am Rande berühren. Wie zentral die Ereignisse von Flucht und Vertreibung für die Entstehung der umfangreichen Archivbestände waren, lässt sich daran ablesen, dass sehr viele der Erinnerungsberichte zugleich als Fluchtberichte zu bezeichnen sind.

Eine der klassischen Quellengattungen, der Brief, spielt in den Materialsammlungen zu Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa eine geringere Rolle als in anderen Quellenbeständen, da aufgrund der Überlieferungsgeschichte nur wenige Briefe in den bearbeiteten Beständen archiviert wurden. Verhältnismäßig selten zu finden sind auch Tagebücher, was unter anderem darauf zurückzuführen ist, dass viele vor 1945 angelegte Tagebücher im Zuge von Krieg, Flucht und Vertreibung verloren gingen.

Interviews und Fragebögen repräsentieren von Dritten initiierte Zeitzeugenberichte. Sie wurden häufig von Forschern und Institutionen, persönlich oder politisch Interessierten oder von landsmannschaftlichen Organisationen benutzt, um Informationen zu bestimmten, meist enger umrissenen Themenbereichen zu sammeln. An ihnen lassen sich in besonders pointierter Form die Probleme und Möglichkeiten einer wissenschaftlichen Quellenkritik demonstrieren, da sie Rückschlüsse darauf zulassen, wie sehr die Interviewsituation oder das Medium Fragebogen die Befragten beeinflussten, beispielsweise dadurch, dass diese versuchten, ihre Antworten auch inhaltlich an die antizipierte Erwartungshaltung der Fragesteller anzupassen. In die Edition wurden themenzentrierte volkskundliche und – aufgrund des inhaltlichen Schwerpunkts der Edition in weitaus größerer Zahl – lebensgeschichtliche Interviews aufgenommen. Lebensgeschichtliche Interviews fokussieren die Biographien der Befragten, während in auf Sachthemen konzentrierten Interviews mit einem explizit volkskundlichen Interesse vor allem nach Alltagsleben, Arbeit oder Bräuchen gefragt wird oder dokumentarische Aufnahmen von Dialekten, populären Liedern und Erzählungen angefertigt werden.

Viele Flüchtlinge und Vertriebene sehen in der Bewahrung der Geschichte ihrer Heimatorte eine zentrale Komponente ihrer Erinnerungskultur. Sie ergänzen ihre eigenen Erinnerungen daher häufig durch Ortsgeschichten oder -chroniken. Daneben enthalten einzelne Überlieferungseinheiten Fotos und Dokumente, welche die persönlichen Erinnerungen ausschmücken und bestätigen sollen, sowie private schriftstellerische oder lyrische Ausarbeitungen, die auch als Zeitdokumente von eigenem Wert sind.

Die Kommentare

Die wissenschaftliche Kommentierung der Quellen bildet das Herzstück der Edition. Sie soll die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen zeigen, welche die Zeitzeugenberichte der historischen Forschung bieten. Der wissenschaftliche Wert dieser Überlieferungen eröffnet sich erst durch die quellenkritische Erschließung der einzelnen Berichte, die deren Aussagewert bezüglich des historischen Geschehens, aber auch im Rahmen der Erinnerungskultur feststellt. Allerdings sind schon der Analyse des Entstehungskontextes der einzelnen Quellen oft enge Grenzen gesetzt, da in sehr vielen Fällen keinerlei Daten zu den Autoren oder zur Überlieferungsgeschichte existieren. Der Bearbeiter muss sich so mit den Angaben begnügen, die dem Quellentext selbst entnommen werden können. Dies ist problematisch, da in einem so hochgradig emotionalisierten und politisierten Themenfeld wie Flucht und Vertreibung Informationen zu den Urhebern der Quellen und zum Entstehungskontext besondere Bedeutung zukommt. Der zeitliche Abstand zum Geschehen, die zeitgenössisch vorherrschende Erinnerungskultur, der Ort der Niederschrift, die aktuelle soziale Stellung der Autorin oder des Autors sowie zahlreiche andere Faktoren prägen den Inhalt der einzelnen Berichte. So lebten die meisten Berichterstatterinnen und Berichterstatter in der Bundesrepublik Deutschland, wo Erinnerungskultur, Verbandsstrukturen und Forschung die Entstehung der Berichte begünstigten, aber auch beeinflussten (Kalinke 2011/2012, 3 f, 6-9). Aus der DDR wurden schon allein deshalb nur wenige Berichte überliefert, weil die Regierung der DDR aus politischen Gründen die Entstehung von Parteien und Verbänden sowie fast alle Formen öffentlicher Betätigung und Äußerung von Vertriebenen unterband – was sich auch auf den Inhalt der wenigen dort entstandenen Quellen auswirkte.¹⁵

Im Rahmen der hier vorgestellten Edition können die geschilderten Probleme der Kontextforschung jedoch nur angerissen werden. Eine detaillierte und repräsentative Analyse der Einflüsse des Entstehungskontextes auf Form und Inhalt der Berichte über den edierten Einzelfall hinaus war nicht möglich. Eine solche Studie verspricht aber einen großen Erkenntnisgewinn sowohl über die Faktoren, welche die Entstehung von Erinnerung und ihre Verbalisierung im Besonderen beeinflussen, als auch zur bundesrepublikanischen Erinnerungskultur und ihren verschiedenen Ausprägungen seit den späten 1940er Jahren, deren Folge die genannten Einflussnahmen waren (Hahn/Hahn 2010: 491-583). Eine – vergleichende – Untersuchung zur Entstehung solcher Erinnerungsberichte in der DDR lässt ähnliche Einblicke in die Erinnerungskultur einer Gesellschaft und eines Staates erwarten, die eine völlig andere Haltung

15 <http://www.bkge.de/60705.html>; Zugriff am 05.11.2013.

gegenüber den Flüchtlingen und Vertriebenen, aber auch gegenüber meinungs- und identitätsbildenden Diskursen einnahmen.

Außer der Analyse des Entstehungskontextes gehört die Kontextualisierung des dort Geschilderten bei jedem einzelnen Zeitzeugenbericht zu den ersten Aufgaben des Kommentators. Er untersucht den Text anhand der bisherigen Forschungsergebnisse zur entsprechenden Region und Epoche und im Vergleich mit ähnlichen Quellen auf seine Plausibilität und ordnet ihn in den historischen Kontext ein. Dabei stehen keineswegs nur Angaben von potentiell politischer Relevanz im Blickpunkt. Da selbst interessierte Leser nicht über alle geographischen, sozialen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnisse in dem jeweiligen Gebiet oder alle genannten Personen der Zeitgeschichte informiert sein können, die Zeitzeugen diese aber oft als selbstverständlich betrachten und nicht näher ausführen, soll der Kommentar den Lesern helfen, den Text einordnen und verstehen zu können.

Die in der Edition ohne Berücksichtigung der Repräsentativität eines Themenbereichs angestrebte inhaltliche Vielfalt bringt es mit sich, dass in den Kommentaren zur Edition zahlreiche Einzeltopoi beschrieben werden, die in einigen Fällen nur sehr begrenzt Relevanz für andere Zusammenhänge besitzen, weil sie zu den Spezifika einer bestimmten Region oder Epoche gehören. Übergreifend ist festzustellen, dass in den Berichten Ausführungen zu vielen Facetten des Lebens Deutscher im östlichen Europa zu finden sind, unter denen eindeutige Themenschwerpunkte ausgemacht werden können. Bereits erwähnt wurde, dass in beinahe allen Berichten der Verlust der Heimat, sei es durch Emigration, durch Umsiedlung oder durch Flucht und Vertreibung, eine große, oft zentrale Rolle spielt. In diesem Zusammenhang werden meist auch am Rande Kriegserlebnisse geschildert. Der Fokus liegt in diesem Themenfeld eindeutig auf den Leiden der umgesiedelten, geflohenen oder vertriebenen Deutschen, die in der Regel als Objekte der Geschichte und nicht als handelnde Subjekte geschildert werden.¹⁶ Sich selbst schreiben die Autorinnen und Autoren meist nur in einzelnen Momenten Entscheidungsgewalt zu. Am häufigsten wird hier der Entschluss zur Flucht genannt, bei dem viele Autorinnen und Autoren angeben, keine Anweisungen der Behörden erhalten oder sich über diese hinweggesetzt zu haben.¹⁷

Ein zweites großes Themenfeld bildet die ländliche Lebenswelt mit ihren Arbeitsabläufen, ihrem Alltag und ihren Bräuchen. Das Alltags- und Arbeitsleben in den Städten wird weitaus seltener geschildert. Dies könnte damit zusammenhängen, dass sich das moderne urbane Leben in Breslau, Königsberg und Lemberg wenig von der Lebensrealität in westdeutschen Städten unterschied.¹⁸ Die Landbevölkerung hingegen wurde teilweise aus vor allem im Kontrast zur rasanten Entwicklung nach 1945 traditionell und vormodern erscheinenden Lebensweisen und Milieus, aus vielfach abgeschiedenen Landschaften und Kulturformen in völlig andere Lebensverhältnisse verpflanzt, zumal nur ein geringer Teil von ihnen nach 1945 wieder in der Landwirtschaft tätig war. Dies stärkte die Motivation, vergangene Lebens- und Arbeitszusammenhänge zu dokumentieren und auch den Alltag zu beschreiben, der als belanglose Routine in bruchlose Biographien kaum Eingang gefunden hätte.¹⁹

16 <http://www.bkge.de/59638.html>; <http://www.bkge.de/62004.html>; Zugriff am 25.03.2013.

17 <http://www.bkge.de/59576.html>; Zugriff am 25.03.2013.

18 <http://www.bkge.de/59660.html>; Zugriff am 25.03.2013.

19 <http://www.bkge.de/58914.html>; <http://www.bkge.de/59002.html>; Zugriff am 25.03.2013.

Viele Berichte weisen Leerstellen auf, Passagen, an denen deutlich wird, dass die Autorin oder der Autor Ereignisse oder Zusammenhänge ausspart. Besonders trifft dies zu auf Schilderungen sexueller Gewalt gegen Frauen. Bisweilen ist aber auch bei alltäglichen Themen zu beobachten, dass die Berichterstat-terinnen oder Berichterstat-ter von ihrer detaillierten Darstellung abweichen, beispielsweise bei der Frage, welchem Broterwerb sie in einer besonderen Situation nachgingen.²⁰ Auch Reflexionen über die eigene Rolle oder die der Deutschen als Gruppe in der Zeit vor 1945 finden sich kaum. Eine zukünftige Untersuchung der Frage, wann solche Auslassungen Tabu oder als selbstverständlich bzw. nebensächlich Eingeschätztes betreffen, aus welchen Gründen welche Erlebnisse, Verhaltensweisen und Einstellungen wann als nicht kommunizierbar galten, kann als Mosaikstein zu einem Psychogramm einer Generation beitragen.

Insgesamt ist es der Edition gelungen, ein vielfältiges Bild der im Repertorium zu findenden Quellen wiederzugeben. Gemessen an dem Anteil, den die Erzählungen rund um das Ende des Zweiten Weltkriegs in den Quellenbeständen einnehmen, wurde diese Thematik in Quellenauswahl und Kommentaren zugunsten anderer Berichtsschwerpunkte eher zurückhaltend berücksichtigt. Seltener Narrative, beispielsweise Erinnerungen von Jüdinnen, die sich ganz selbstverständlich dem deutschen Bildungsbürgertum zurechneten, wurden bevorzugt in die Edition aufgenommen.²¹ Diesen Facetten der Geschichte eine Plattform zu bieten und weitere Forschungen abseits der ausgetretenen (populär-)wissenschaftlichen Pfade anzuregen war eines der Ziele der Edition.

Dem begrenzten Umfang der Edition entsprechend, konnten bei weitem nicht alle in den Beständen enthaltenen Erzählstränge aufgenommen werden. Auch die Kommentierung musste Schwerpunkte setzen. Dabei wurden in erster Linie historisch-politische Phänomene betrachtet, volkscundliche, kultur- und sprachwissenschaftliche Anknüpfungspunkte blieben demgegenüber im Hintergrund. Auch die reichhaltige Literatur konnte nur in kleinen Teilen herangezogen werden. Das Augenmerk galt dabei zuerst der neuesten deutschsprachigen Forschungsliteratur. Aufgrund der weiten geographischen Spanne des Untersuchungsfeldes konnte der Forschungsstand in den jeweiligen Ländern und entsprechend in nicht-deutschsprachigen Publikationen nicht immer in wünschenswertem Maße berücksichtigt werden.

Die Kommentierung der Quellen zeigt, dass Zeitzeugenberichte keineswegs für sich sprechen, sondern in mannigfacher Weise der Erläuterung, Einordnung und Relativierung bedürfen. Zugleich unterstreicht dies durch den Zugang zu Faktengeschichte und Erinnerungskultur das große Potential, welches Zeitzeugenberichte einer differenzierten Geschichtsschreibung eröffnen. Die oft beklagte Spaltung zwischen „trockener“ Wissenschaft und populär inszenierter Zeitzeugengeschichtsschreibung kann von ihr überbrückt werden – schließlich gelingt es nicht selten erst der wissenschaftlichen Recherche, viele spannende Aspekte, die der Zeitzeugenbericht nur andeutet, ans Licht zu bringen.²²

20 <http://www.bkge.de/60671.html>; Zugriff am 25.03.2013.

21 <http://www.bkge.de/59659.html>; <http://www.bkge.de/59660.html>; Zugriff am 25.03.2013.

22 <http://www.bkge.de/59125.html>; Zugriff am 25.03.2013.

LITERATUR

- Bundesministerium für Vertriebene und Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.) (1953-1962): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. In Verbindung mit Werner Conze [ab Bd. III], Adolf Diestelkamp [bis Bd. II], Rudolf Laun, Peter Rassow und Hans Rothfels, bearbeitet von Theodor Schieder, Bonn. Neudruck: München 1984. Bd. I, 1-2: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Bonn 1953. Bd. I, 3: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Polnische Gesetze und Verordnungen 1944-1955. Bonn 1960. Bd. II: Das Schicksal der Deutschen in Ungarn. Bonn 1956. Bd. III: Das Schicksal der Deutschen in Rumänien. Bonn 1957. Bd. IV, 1-2: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei. Bonn 1957. Bd. V: Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien. Bonn 1961.
- Hahn, Eva und Hans Henning Hahn (2010): Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte, Paderborn u.a.
- Heinrich, Gerd, Friedrich Wilhelm Henning und Kurt G. A. Jeserich (Hg.) (1993): Verwaltungsgeschichte Ostdeutschlands 1815-1945. Organisation – Aufgaben – Leistungen der Verwaltung. Stuttgart.
- Kalinke, Heinke M. (2011/2012): Zur Bedeutung „lebendiger Erinnerung“ für die Erforschung und Dokumentation von Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – das Projekt des Bundesinstituts, in: Heinke M. Kalinke (Hg.): Zeitzeugenberichte zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa im 20. Jahrhundert. Neue Forschungen. Oldenburg, Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. URL: <http://www.bkge.de/52803.html>.

Literaturbesprechung

Hans Joachim Schröder: Alles Liebe & Heil Hitler. Wie falsche Hoffnungen entstehen. Eine Familiengeschichte, Berlin: Code Verlag, 2012, Paperback, 308 Seiten, 39,90 €.

Nicht jede Familiengeschichte ist umfassend dokumentiert und schon gar nicht die Familiengeschichte eines Nationalsozialisten in höherer Position. Der Landwirt Erich Spickschen (1897-1957) hatte 1923 seine Frau Ursula (1903-1981) geheiratet, er war seit Anfang der 1930er Jahre Anhänger des Nationalsozialismus und durchlief ab 1933 eine steile Karriere im Reichsnährstand. 1935 wurde er Landesbauernführer in Ostpreußen. 1945 flüchtete Ursula Spickschen mit den sieben Kindern nach Niedersachsen, Erich Spickschen geriet in russische Gefangenschaft. Nach seiner Rückkehr blieb er in der Familie zwar respektiert, vermied es aber, über die Vergangenheit zu sprechen.

Das Ehepaar Spickschen hat eine ausführliche Korrespondenz hinterlassen. Hinzu kommen unter anderem ausführliche Tonbandinterviews mit Ursula Spickschen, ein Fluchttagbuch von ihr, aber auch Interviews mit den sieben Kindern. Sie vermitteln vielfältige Einblicke sowohl in das Familienleben und in die alltäglichen Lebensumstände als auch in die Hinwendung des Ehepaars zum Nationalsozialismus und die Anpassung an veränderte politische Rahmenbedingungen nach 1945. Dabei ist es das Verdienst des Literaturwissenschaftlers und Biografieforschers Hans Joachim Schröder, die Quellen chronologisch zu ordnen, kenntnisreich zu kontextualisieren und behutsam zu kommentieren. Ebenso ansprechend ist die grafische Gestaltung des Buches von Carsten Kraemer. Durch einen überdimensionierten Briefumschlag als Einband und aufzufaltende „Briefe“ wird die hohe Aussagekraft dieser Quellengattung betont. Die Briefe sind in einer Schreibmaschinenschrift und die Tonbandprotokolle kursiv gesetzt. Eine Groteskschrift markiert Zusammenfassungen und Analysen des Biografen. Fotografien visualisieren das Familienleben.

Auf diese Weise ist ein Buch entstanden, das die verschiedenen Sichtweisen der Beteiligten nachvollzieht, Widersprüche und Leerstellen offen legt und deshalb äußerst spannend zu lesen ist. Erzählt wird die Lebensgeschichte eines jungen Ehepaars mit bürgerlichem Hintergrund, das sich in Dänemark kennenlernt. Während Erich Spickschen nach seiner Teilnahme am Ersten Weltkrieg dem demokratischen Parteiensystem skeptisch gegenüber stand, wurde vor allem Ursula Spickschen durch die religiös-kultische Laienbewegung des Grundtvigianismus inspiriert. Das junge Paar schwärmte von einer nordischen „Volksgemeinschaft“ ohne Standesunterschiede – später ein Einfallstor für die nationalsozialistische Ideologie. Ihr gemeinsamer Weg führte sie nach der Heirat in die Landwirtschaft. Die Bewirtschaftung von Höfen zunächst in Pommern und später in Ostpreußen (Woydiethen) erweist sich jedoch – bedingt durch die Agrarkrise der Weimarer Republik – als äußerst schwierig.

Um 1930 verstärkt sich nicht nur der Antikommunismus bei Erich Spickschen, er wird als Ortsgruppenleiter einer Stahlhelm-Gruppe auch politisch aktiv. 1932 tritt er der NSDAP bei, der er als einziger Partei Kompetenz bei der Lösung der Landkrise zuschreibt. Ursula Spickschen war bereits 1930 Mitglied geworden. Nach 1933 stieg Erich Spickschen zum Landesbauernführer auf, und Ursula Spickschen avancierte zur Abteilungsleiterin für Frauenfragen in der Landesbauernschaft. Beide waren vielbeschäftigt und erlebten einen gesellschaftlichen Aufstieg. Insbesondere Erich Spick-

schen zeigte sich in seinen Briefen – trotz gelegentlicher Konflikte mit dem ostpreussischen Gauleiter Erich Koch – als überzeugter Antisemit und gläubiger Anhänger Adolf Hitlers. Von der Bedeutung der Gewinnung neuen „Lebensraums“ war er zutiefst überzeugt. Mordaktionen etwa an litauischen Juden kommentiert er in Briefen weithin ungerührt: „Man sieht nur viel weniger Juden, die die Litauer selbst erheblich dezimiert haben.“ Nicht geklärt bleibt, inwieweit er – selbst im Bezirk Bialystok eingesetzt – an der systematischen Ermordung der Juden teil hatte. Es ist aber davon auszugehen, wie Hans Joachim Schröder betont, dass er aufgrund seiner Position zumindest Mitwisser des Holocausts war. Es sind vor allem die Kinder, so arbeitet Schröder heraus, die später der Mutter diesbezüglich bohrende Fragen stellen, zugleich aber dem Vater auch Kontakte zum adligen Widerstand zuschreiben.

Für die Zeit nach 1945 dokumentiert das Buch die schwierige Wiederannäherung beider Ehepartner. Ursula Spickschen ist, bedingt durch die Flucht und die Kriegsgefangenschaft ihres Mannes, selbstbewusster geworden. Vom Nationalsozialismus distanzierte sie sich nun, zumal die älteste Tochter Karen einen „Halbjuden“ heiratet, der für die jüngeren Kinder zum Ratgeber und Ersatzvater wird. Erich Spickschen kehrte aus der Kriegsgefangenschaft krank zurück. Im Entnazifizierungsverfahren in die Gruppe III der „Minderbelasteten“ eingestuft, kann er sich beruflich nicht mehr etablieren. In politischer Hinsicht schien er umzudenken – zumindest reagierte er auf Avancen der rechtsextremen Deutschen Reichspartei (DRP) nicht. Ursula Spickschen hielt die Familie durch die Bewirtschaftung eines Gasthofs in der Pfalz über Wasser. Nach dem Tod ihres Mannes im Jahr 1957 gab sie Vorträge und Kochkurse im Landfrauenverband – nunmehr unter dem Paradigma der Praxis und nicht der Politik.

Es sind auch und gerade die letzten Abschnitte des Buches, die zeigen, wie zutiefst desavouiert die eigenen Überzeugungen des Ehepaars und die hektische Beteiligung am „Aufbau des neuen Reichs“ nach 1945 waren. Hans Joachim Schröder ist es gelungen, eine äußerst differenzierte und vielschichtige Familiengeschichte vorzulegen, die die Parallelitäten und Verschränkungen von Familie, Alltag und Politik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert beispielhaft aufzeigt.

Lu Seegers

Konferenzbericht: Workshop über biographisches Material zum schlesischen Kulturleben vor und nach 1945 (8. Juli 2013, Würzburg)

Die Stiftung Kulturwerk Schlesien ist im Besitz einer Sammlung von 685 Erhebungs-Fragebogen zu einer früher geplanten Kartei „Schöpferische Kräfte Schlesiens“. Diese Bogen mit vorgegebenen Fragen wurden zwischen 1955 und 1974 verschickt, von den angeschriebenen Personen ausgefüllt und – gelegentlich mit zusätzlichem biographischem oder bibliographischem Material – an die Stiftung zurückgeschickt. Gefragt wurde nach Namen, Pseudonym, Titel und Beruf, Anschrift, Geburtsort, berufliche Laufbahn, Mitgliedschaften in kulturellen Vereinigungen, Arbeitsgebieten, Wirkungskreis in Schlesien und nach Veröffentlichungen. Die Fragebogen wurden unterschrieben und meistens mit einem Porträtfoto versehen. Der Personenkreis setzt sich im Wesentlichen zusammen aus Schriftstellern, bildenden Künstlern, Musikern, Wissenschaftlern und Ärzten mit Wohnsitz in der damaligen Bundesrepublik Deutschland, Österreich und zum Teil im westlichen Ausland. Unter den Befragten befinden sich bekannte Persönlichkeiten wie Hermann Aubin und Janosch, in der überwiegenden Mehrzahl jedoch weniger bekannte und heute unbekannte Personen. Es handelt sich also um eine Sammlung wertvollen biographischen Materials, wenn auch um zu hinterfragende und unvollständige Selbstauskünfte, die bisher so gut wie noch nicht, schon gar nicht in ihrer Gesamtheit ausgewertet wurde.

Ob eine wissenschaftliche Auswertung in einem größeren Projekt sinnvoll wäre, sollte ein vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (Bonn) geförderter Workshop am 8. Juli 2013 in Würzburg klären. Dabei sollte es insbesondere darum gehen, Hinweise zur Bearbeitung und Ergänzung der Fragebogen zu geben, mögliche kunst-, kultur- und auch alltagsgeschichtlichen Frageperspektiven für deren Auswertung zu entwickeln und zu diskutieren, eine Bestandsaufnahme der bisherigen biographischen Forschungen zu geben sowie Impulse für weitere Forschungsperspektiven eines umfangreicheren Projekts zu liefern.

Dazu ging zunächst Prof. Dr. Dr. Rainer Bendel (Tübingen) der Frage „Erzwungener Kulturkontakt – gelungener Kulturkontakt? Methoden und Möglichkeiten für die Erforschung und Weiterentwicklung regionaler Kultur“ nach. Ausgehend vom kulturellen Leben in Schlesien ab der Weimarer Republik mit dem Umbruch nach 1933, das darzustellen wäre, kam es nach Flucht und Vertreibung zu einem Kulturkontakt mit den Aufnahmeregionen. Wie reagierten darauf die schlesischen Kulturschaffenden? Separation oder Integration, regionaler „Kulturaustausch“? Zur Auswertung böten sich methodischen Instrumentarien, Fragestellungen der Soziologie, der Ethnologie, der Literaturwissenschaften usw. an wie auch regionale Vergleiche.

Dr. Ulrich Schmilewski (Würzburg) wies darauf hin, dass die Kartei zeitbedingt und nach dem Selbstverständnis des Kulturwerks einzuordnen sei. Das 1952 gegründete Kulturwerk Schlesien e.V. verstand sich insgesamt als intellektuell-kulturell führende schlesische Einrichtung; mit seiner Arbeit zielte es auf die bürgerliche Bildungsschicht. Mit seinen beiden ersten Leitern Karl Schodrok und von 1965 bis 1972 Alfons Hayduk, ehemals Landesleiter der Reichsschrifttumskammer im „Gau Oberschlesien“, war es jedoch „vorbelastet“, zumal Schodrok vom Nationalitätenkampf um Oberschlesien geprägt, schon damals publizistisch und organisatorisch tätig und seit 1933 Parteimitglied war. Sein Hauptanliegen im Kulturwerk war es, seine Kulturarbeit der Vorkriegszeit fortzusetzen, nun aber auf ganz Schlesien bezogen. Hinsicht-

lich der Kartei kann man folglich davon ausgehen, dass die kulturelle Elite Schlesiens erfasst werden sollte zur Bildung eines neuen Netzwerkes für das Kulturwerk und die 1956 gegründete Vierteljahresszeitschrift „Schlesien“.

Über eine bereits existierende, allerdings auf den gesamten historischen deutschen Osten bezogene Sammlung von Lebensbeschreibungen referierte Dr. Ernst Gierlich (Bonn). Wesentlicher Bestandteil des „Kulturportals West-Ost“ (www.kulturportal-west-ost.eu) ist die Datenbank „Ostdeutsche Biographie“ mit bislang ca. 2.500 Beiträgen. Diese umfangreichste Sammlung ihrer Art im Internet fußt auf den Beiträgen der seit 1965 zunächst vom Bund der Vertriebenen, später von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen jährlich herausgegebenen „Ostdeutschen Gedenktage“, die digital erfasst, überarbeitet und über verschiedenen Suchmöglichkeiten abgefragt werden können. Die global verfügbare Information wird häufig genutzt und ist inzwischen eine beliebte Quelle für die Abfassung von biographischen Artikeln bei Wikipedia. Auch die Fragebogen des Kulturwerks sollten im Internet veröffentlicht und mit den „Ostdeutschen Biographien“ verlinkt werden.

Die folgenden Referate galten den in den Fragebogen hauptsächlich vertretenen Berufsgruppen und ihren biographisch-bibliographischen Besonderheiten. Dr. Ksenia Stanicka-Brzezicka (Breslau) stellte fest, dass noch heute viele Monographien über schlesische Künstler 1945 abbrächen. Die Fortführung über diesen Zeitpunkt hinaus sei sowohl in biographischer wie werkgeschichtlicher Hinsicht ein Desiderat. Sie wies auf die im Herder-Institut in Marburg aufbewahrte Kartei „Ostdeutsche Kunstwerke in westdeutschen Museen“, eine Erfassung ostdeutschen Kulturgutes in westdeutschen Museen, hin und regte an, beide Karteien zusammen zu bearbeiten, sie zu digitalisieren und in Form einer Datenbank mit einem wissenschaftlichen Kommentar online zu publizieren.

Helmut Scheunchen (Esslingen) widmete sich Musikerbiographien und verwies auf das von Lothar Hoffmann-Erbrecht 2001 herausgegebene „Schlesischen Musiklexikon“, das auf vorhandene Biographien abzugleichen sei. Im Bereich der Musiklexika gäbe es inzwischen keine Druckausgaben mehr, nur noch Online-Projekte. Hier könnten die Fragebogen und ihre Beigaben zahlreiche weitere Mosaiksteinchen beifügen, und aus ihrer Bearbeitung könnten sich nicht nur weiterführende Fragestellungen, sondern auch neue Erkenntnisse und früher nicht mögliche internationale Kooperationen ergeben.

Wie allen Referenten waren auch Dr. Wolfgang Kessler (Viersen) drei willkürlich ausgewählte Fragebogen zugeschickt worden, in seinem Fall von Schriftstellern. Bei Fritz Daum (1873-1955) bestand ein Schlesienbezug, soweit es sich um Buchveröffentlichungen handelt, nur durch die Geburt. Ernst Geyer (1888-1982) und Benno Alfred Aust (1897-1986) hatten dagegen in der Zwischenkriegszeit am literarischen Leben in Schlesien teilgenommen, waren aber nach 1945 nicht im Kreise schlesischer Autoren im Westdeutschland präsent. Alle drei Autoren berücksichtigt das Deutsche Literaturlexikon für das 20. Jahrhundert mit kurzen, im Detail ungenauen und zum Teil vom Fragebogen abweichenden biographischen Angaben und der bibliographisch ungenauen Nennung der wichtigsten Buchtitel. Fundierte Darstellungen fehlen zu allen drei Autoren. Die vorliegenden Fragebogen weisen insgesamt auf einen Kreis schlesischer Schriftsteller der zweiten und dritten Reihe, die Schlesien in ihren Arbeiten vor 1945 nicht oder nur marginal thematisiert haben und deshalb nicht als schlesische Autoren identifiziert worden sind. Sie weisen auf Biographien in Umbruchzeiten

(bis zur Emigration im Falle Austs), auf Anpassung nach 1933 und nach 1945. Eine Auswertung kann dazu beitragen, das Bild Schlesiens und „des Schlesiers“ zu differenzieren.

Mit Biographien von Wissenschaftlern beschäftigte sich Prof. Dr. Matthias Stickler (Würzburg). Hochschulangehörige eignen sich für die Auswertung in besonderem Maße, weil diese in den einschlägigen Nachschlagewerken (z.B. „Kürschner“) gut dokumentiert sind und in den letzten 20 Jahren entsprechende wissenschaftsgeschichtliche Forschungen vorgelegt wurden. Der Vergleich dreier Fragebogen – ausgewählt wurden die Historiker Hermann Aubin (1885-1969) und Ulrich Kahrstedt (1888-1962) sowie der Prähistoriker Bolko von Richthofen (1899-1983) – mit den vorliegenden wissenschaftlichen Erkenntnissen zeigt, dass die Fragebogen als Selbstdarstellungen dem Leser ein ganz bestimmtes (positives) Bild vermitteln wollten. Dies zeigt sich insbesondere im Hinblick auf die Rolle, die die betreffenden Wissenschaftler in der Zeit des Nationalsozialismus gespielt haben. Für Aubin und Kahrstedt lässt sich zeigen, dass trotz nachgewiesener bzw. zu vermutender Belastungen eine Wiedereingliederung in die Wissenschaft nach 1945 gelang. Für Richthofen dagegen war es wegen seiner massiven Verstrickung in die Wissenschaftspolitik des NS-Regimes nach 1945 nicht mehr möglich, an einer Universität beruflich Fuß zu fassen. In dem von ihm sehr ausführlich ausgefüllten Fragebogen stilisiert er sich sehr deutlich als zu Unrecht verkannten, verdienten Wissenschaftler. Eine systematische Edition der Fragebogen, die diese verbindet mit einer quellenkritischen Auswertung und Interpretation der Antworten, könnte einen wichtigen Beitrag zur deutschen Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts leisten.

Der Workshop hat insgesamt gezeigt, dass die Fragebogen ein interessantes biographisches Quellenmaterial sind, das jedoch in seiner Form als Ego-Dokumente kritisch überprüft und ergänzt werden muss. Ihr Wert liegt weniger bei den bekannten Personen sondern vor allem bei den Persönlichkeiten der zweiten und dritten Reihe. Gerade in der Beschäftigung mit ihnen könnte das schlesische Kulturleben vor und nach 1945 detaillierter und nicht auf die Spitzenleistungen fokussiert sondern in der Breite dargestellt werden mit seinen Brüchen und Kontinuitäten vor dem Hintergrund der Veränderungen infolge der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten und der neugeschaffenen Realitäten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Bei der Materialfülle und der erforderlichen Ergänzungsarbeit mit umfangreichen Recherchen scheint es jedoch sinnvoll – so die Teilnehmer des Workshops –, das Gesamtvorhaben in Teilprojekte zu gliedern. Als erster Schritt sollte die bereits vorhandene, alphabetisch nach den Personennamen geordnete Liste der vorhandenen Fragebogen auf der Homepage der Stiftung Kulturwerk Schlesien veröffentlicht und zudem nach Berufsgruppen geordnet werden. Danach sollte überprüft werden, für welche Personen es bereits biographische Artikel in den „Ostdeutschen Biographien“ und anderen Personenlexika gibt. Da in den letzten Jahren die Wissenschaftsgeschichte insbesondere für den hier interessierenden Zeitraum intensiv erforscht worden ist, erscheint es sinnvoll, mit der Bearbeitung der von Wissenschaftlern ausgefüllten Fragebogen zu beginnen. Hier kann sich zeigen, welchen Erkenntnisgewinn die Auswertung der Fragebogen im einzelnen Fall und für die Gesamtgruppe erbringen mag. In diesem Sinne wird sich die Stiftung Kulturwerk Schlesien um eine Förderung dieses Projektes bemühen.

Ulrich Schmilewski

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

- Paula Bleckmann, Dr., Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V.,
Lützerodestraße 9, 30161 Hannover
- Johannes Bottländer, Universität Siegen, Fakultät II, Department Erziehungswissenschaft-Psychologie, Adolf-Reichwein-Straße 2, 57076 Siegen
- Irmela Fenner, Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V., Lützerodestr. 9, 30161 Hannover
- Méri Frotscher, Dr., Universidade Estadual do Oeste do Paraná, Programa de Pós-Graduação em História, Rua Pernambuco, 1777, 85960-000 Marechal Cândido Rondon, Brasilien
- Charlotte Heinritz (†), Prof. Dr., zuletzt: Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft, Institut für empirische Sozialforschung, Fachbereich Bildungswissenschaft, Villestraße 3, 53347 Alfter/Bonn
- Franka Maubach, Dr., Historisches Seminar der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Zwätzengasse 3, 07743 Jena
- Ralf Meindl, Dr., Związek Stowarzyszeń Niemieckich Warmii i Mazur, ul. Kopernika 13/4 PL-10-510 Olsztyn, Polen
- Alexander Röhler, Dr., Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft, Institut für empirische Sozialforschung, Fachbereich Bildungswissenschaft, Villestraße 3, 53347 Alfter/Bonn
- Ulrich Schmilewski, Dr., Stiftung Kulturwerk Schlesien, Kardinal-Döpfner-Platz 1, 97070 Würzburg
- Lu Seegers, Priv.-Doz. Dr., Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), Beim Schlump 83, 20144 Hamburg
- Andreas Schmoller, Dr., Universität Salzburg, ZECO- Zentrum zur Erforschung des Christlichen Ostens, Universitätsplatz 1, A-5020 Salzburg, Österreich